

Sauerbruch, Ferdinand

Im Gegensatz zu seinem Patienten **Heinrich Greif** (1907–46), einem kommunistischen Schauspieler, ist der Chirurg Ferdinand Sauerbruch selbstverständlich im *Brockhaus* (Band 19) vertreten, sogar mit Foto. Dafür fehlt jeder Hinweis auf Sauerbruchs charakterliche Mängel, Nazinähe eingeschlossen. Was nun Greif angeht, hat dieser, neben einem nach ihm benannten Film- und Fernsehpreis der DDR, die makabere Ehre, wahrscheinlich das erste von nicht wenigen Todesopfern der fortschreitenden Altersdemenz des berühmten Professors Sauerbruch (1875–1951) gewesen zu sein. Obwohl diese chirurgische Kapazität im Faschismus eine zumindest zweifelhafte Rolle gespielt hatte, nahm die junge SBZ/DDR Sauerbruchs Bereitschaft, sowohl an der Ostberliner *Humboldt-Universität* wie an der dortigen *Charité* zu wirken, gerne an, begriff sie ihn doch als glänzendes Aushängeschild für den real existierenden Sozialismus. Aus demselben Grund fiel man ihm auch, entgegen dem Wissen der teils entsetzten Eingeweihten, erst Ende 1949 in den Arm: da wurde er zwangspensioniert. Als der Buchautor Jürgen Thorwald die Latte der Sauerbruchschen »Kunstfehler« und das Scheunentor ihrer Deckung »von oben« um 1960 enthüllte, gab es die zu erwartenden Aufschreie und gerichtlichen Auseinandersetzungen. Es wäre nebenbei interessant zu wissen, ob sich Thorwalds Enthüllungen bis in die 1974 in Ostberlin erschienene Biografie *Heinrich Greif, Künstler und Kommunist* von Curt Trepte und Renate Waack niederschlugen. Jedenfalls konnte ein Wochenmagazin bereits 1960 und offenbar bis heute* ungestraft feststellen, Mitte Juli 1946 habe sich der 39 Jahre alte Schauspieler in der *Charité* eingefunden, um sich von Sauerbruch an seinem Leistenbruch operieren zu lassen. Im Ergebnis lag Greif im Sarg. Er hatte eine tödliche Nachblutung erlitten, so das Magazin, weil Sauerbruch beim Operieren Greifs Hauptschlagader (am Bein) verletzt hatte. Die damalige Reaktion der Angehörigen oder Freunde ist mir nicht bekannt.

∞ Verfaßt um 2020

* »Tod des Titanen«, *Spiegel* 47/1960: <https://www.spiegel.de/kultur/tod-des-titanen-a-40b1e276-0002-0001-0000-000043067521>. Die Bemerkung zu Greif findet sich ungefähr in der Mitte. Aber der ganze Beitrag ist ein lesenswerter Krimi.

Schach

Der Philosoph und Schachmeister **Carl Göring** (1841–79) wurde bei Gotha (in Brüheim an der Nesse) geboren, wuchs dann allerdings südlich von Eisenach im Thüringer Wald auf, nämlich auf dem Gut Epichnellen, das seine Eltern um 1845 erworben hatten. Die Eltern galten als vermögend. Der einzige Sprößling studierte Geisteswissenschaften und war zeitweise Gymnasiallehrer, bis er sich als Privatgelehrter in Leipzig niederließ. In Rudolf Eislers *Philosophen-Lexikon*, Berlin 1912, wird Göring als Vertreter des »kritischen Empirismus« und »Positivismus« ausgegeben. Die wenigen Zeilen des Eintrags legen selbst Uneingeweihten, sofern sie nur SkeptikerInnen sind, bereits zur Genüge die Ahnung nahe, bei solcher durchaus zeitgemäßen und salonfähigen philosophischen Forschung, wie sie also auch Göring betrieb, handle es sich um ein ziemlich müßiges, abwegiges, fruchtloses Sandkastenspiel. Aber dieses Mal war es eben ein akademisches. Unter Görings Werken oder Vorhaben werden auch ein *System der Kritischen Philosophie* genannt, von dem bei seinem Tode immerhin zwei Bände vorgelegen haben sollen, erschienen Leipzig 1874/75, sowie die Schrift *Über die menschliche Freiheit und Zurechnungsfähigkeit*, 1876. Offenbar gab es damals noch zu wenig philosophische Systeme. Überdies soll Göring auch regelmäßiger Mitarbeiter oder gar Redakteur verschiedener philosophischer oder literarischer Zeitschriften gewesen sein.

In einem recht ausführlichen und wohl auch ziemlich sachkundigen Nachruf, der im Juni-Heft 1879 der *Deutschen Schachzeitung* zu lesen war, wird behauptet, der soeben »aus dem Leben Geschiedene« habe bereits als Anwärter auf einen »ordentlichen« Lehrstuhl gegolten. Einstweilen hatte er als »außerordentlicher« Professor an der Leipziger Universität gewirkt. Daneben galt er jedoch als »genialer« und unter Kameraden »ungemein beliebter« Schachmeister und Förderer dieses Spiels. Ein Gruppenfoto von einem 1877 in Leipzig stattfindenden Schachkongreß zeigt den hünenhaften und vollbärtigen, dafür stirnglatzigen Professor etwas steif in vorderster Reihe sitzend. Der Nachruf hebt seine »herkulische Stärke«, seine in Gesellschaft »gemessen-heitere« Art des Auftretens und seine »vielen« Freunde sowohl in Leipzig wie in Eisenach hervor. Zwei Jahre nach diesem Kongreß soll sich Göring nahe Eisenach, der Stadt seiner Schulzeit, im »Reservoir« der Knöpfelsteiche umgebracht, also vermutlich ertränkt haben – knapp 38 Jahre jung. Hatten ihn Schaffensfreude und Kampfgeist jäh verlassen?

Göring dürfte bereits als Schüler »Primus« gewesen sein. Der Nachruf führt sein Reifezeugnis vom Eisenacher *Carl-Friedrich-Gymnasium* an – man traut seinen Augen kaum. Es verzeichnet 11 Noten. 10 davon sind Einsen. Lediglich in Mathematik reichte es, merkwürdigerweise, nur zu einer Zwei. Der Text spricht aber auch von Krankheit und Überarbeitung. 1872 sei der kraftstrotzende Gutsbesitzersohn an Gelenkrheumatismus erkrankt, und trotz mancher Kuren und Linderungen habe ihn dieses qualvolle Gebrechen nicht mehr verlassen. Immer mal wieder habe sich »Schwermuth« dazu gesellt. Im letzten Winter seines Lebens habe Göring gleichwohl hartnäckig »wissenschaftlich« gearbeitet – vermutlich an seinem unvollendeten *System*. Kam er etwa mit der Fortsetzung nicht zurecht? Der anonyme Nachrufer, falls es ein Mann war, verrät es uns nicht. Mit dem Ende des Wintersemesters verlegte Göring seinen Arbeitsplatz ins Haus seiner betagten Eltern, die inzwischen in Eisenach wohnten. Plötzlich, Anfang April 1879, hätten sich »höchst bedenkliche« Symptome einer Geistesstörung bei dem Sohn eingestellt, Stichwort »Verfolgungswahn«. Von einem Spaziergang kam er nicht mehr zurück. Holzfäller fanden Görings Leiche am 3. April in dem erwähnten Wasserbecken.

Von einer amtlichen Untersuchung des Todesfalls ist nirgends die Rede. Dessen ungeachtet scheinen alle (spärlichen) Quellen »todsicher« einen Selbstmord anzunehmen. Allerdings wird diese Bezeichnung genauso vermieden wie das Wort »ertränken«. Man sollte ja sowieso vermuten, ein athletisch gebauter Gutsbesitzersohn sei des Schwimmens mächtig, zumal er am Ufer des Flübchens *Elte* aufwuchs (wohl daher der reizvolle Guts- und Ortsname *Epichnellen*, heute Ortsteil von Förtha). Somit dürfte das Sichertränken nicht gerade kinderleicht zu bewerkstelligen gewesen sein. Man könnte jedoch argumentieren, der Schub des Wahns war eben riesig. Der unbekannte Nachrufer gibt die auf den 3. April datierte Todesmeldung aus der *Eisenacher Zeitung* wieder. Danach hatte sich Görings der Wahn bemächtigt, er werde verfolgt, man stelle ihm nach und trachte ihn zu vernichten. Warum und von wem solches Trachten, verrät das Blatt nicht. Es sind ja durchaus Feinde oder Mißgünstige denkbar, etwa aus literarischen oder sportlichen Kreisen. Dagegen scheiden die üblichen finanziellen Motive, beispielsweise Schuldentilgung, im Falle Görings wohl eher aus.

Hier bietet sich, eingeschoben, zur Tröstung ein verallgemeinernder Merksatz aus Mathias Bröckers Vortrag *Schach und Paranoia* von 2006 an: »Tiefe Skepsis und ständiges Mißtrauen gegenüber dem Offensichtlichen, große Vorsicht vor falschen Spuren und verborgenen Fallen, sowie die Kenntnis möglichst aller Fakten – diese Grundzüge des Schachs entsprechen exakt denen der Paranoia, des Verschwörungsdenkens. Deshalb kann es eigentlich nicht wundern, dass besonders geniale Schachspieler auch einen besonderen

Hang zur Paranoia haben – auf dem Brett überleben nur die Paranoiden, wer im Schach nicht paranoid ist, spinnt. Erst wenn diese von Spitzenspielern in Perfektion praktizierte Paranoia vom Brett ins wirkliche Leben überschwappt, wenn sie nicht mehr nur der Stellung der Holzfiguren mit permanentem Mißtrauen begegnen, sondern auch ihren Mitmenschen und ihrer Umwelt, wird es problematisch.«

Dafür streut der Nachrufer aus der *Schachzeitung* ein Detail ein, das mich, vielleicht zu unrecht, hellhörig macht. Vor seinem abendlichen »Spaziergang« in den Tod habe Göring bereits am Nachmittag (des 2. April) einen Spaziergang gehabt, nämlich in Begleitung eines »ihm nahe befreundeten Arztes«, mit dem er sich sogar auf 18 Uhr »wie gewöhnlich« zu einem »Rendez-vous verabredet« habe. Nur habe Göring dann die elterliche Wohnung schon um halb fünf verlassen, um eben allein in den Wald zu gehen. Ob man dieser Wortverwendung den Beigeschmack eines amourösen Stelldicheins geben darf, kann ich schlecht beurteilen. Es würde mich aber nicht verblüffen. Nirgends ist von Görings Familienstand oder gar von seinem Liebesleben die Rede. Er erscheint als klassischer oder eingefleischter, zu allem Überfluß auch noch Philosophiebücher und Schacheröffnungen ausbrütender Junggeselle. Kurz, ich wäre nicht überrascht, wenn Göring homosexuell gestimmt, dabei einigermaßen enttäuscht und gebeutelt gewesen wäre. Das ist natürlich reine Spekulation. Nichts für biedere Publikationen des Jahres 1879, zumal ja Görings Eltern noch lebten.

∞ Verfaßt 2022

Der berühmte russisch-französische Schachspieler **Alexander Aljechin** (1892–1946) starb mit 53 Jahren nahe Lissabon, somit weder in Rußland noch in Frankreich. Warum, dürfen Sie *Brockhaus* nicht fragen. Das hätte den Eintrag von knapp fünf Zeilen unnötig aufgebläht. War der langjährige Weltmeister womöglich an einem Granatsplitter verendet, ob von der Westfront oder aus der Hotelküche?

Aus dem Internet läßt sich ein Foto fischen, das wohl schon oft reproduziert wurde. Von ihm her könnte man glauben, der untersetzte, derb gestaltete Slawe mit der hohen Stirn (fast wie Lenin) sei in seinem Armlehnstuhl beim einsamen Speisen in einem Zimmer des *Hotel do Parque* in Estoril, Portugal, lediglich eingenickt. Er ist aber tot. Ein Kellner hat Alexander Aljechin vormittags als Leiche vorgefunden. Verletzungen oder gar Verwüstungen sind nicht zu sehen. Im Gegenteil, ein säuberlich aufgebautes Schachbrett auf dem Beistelltisch deutet an, welcher Sport hier wieder einmal ein »Genie« verloren hat. Um 1930 hatte Aljechin das weltweite professionelle Schachgeschehen fast nach

Belieben beherrscht. Selbst bei seinem Tod war er noch amtierender Weltmeister, obwohl er sich seit einer empfindlichen Niederlage gegen den Holländer Max Euwe im Jahr 1935 auf dem absteigenden Ast befand. Und der britische Schachverband hatte ihm soeben, im März 1946, seine Bereitschaft mitgeteilt, ihm in London einen Titelkampf gegen seinen Landsmann Michail Botwinnik zu ermöglichen. Angesichts einer solchen Chance legt man wohl kaum Hand an sich selbst, es sei denn, man schlottert vor Angst, das ersehnte Match am Ende zu verlieren.

Wäre Aljechin ein Hasenfuß gewesen, hätte es ihm wohl eher zur Zierde gereicht. In meinen Quellen kommt er nämlich, was den Charakter angeht, ziemlich schlecht weg. Der Sohn eines adeligen, sehr wohlhabenden russischen Offiziers neigte zu Geltungssucht, Jähzorn und Unaufrichtigkeit. Zu seinem angeblich um 1925 an der Pariser *Sorbonne* erworbenen juristischen Doktorhut fand sich nie die passende Doktorarbeit. Selbst in seinen veröffentlichten Schachanalysen nahm er gern kleine Fälschungen vor, um sein Genie in noch besseres Licht zu rücken.* Aljechin haßte sowohl Juden im allgemeinen wie bestimmte Schachrivalen im besonderen. In politischer Hinsicht war er Opportunist, was bedeutete, er schlug sich jeweils auf die Seite des Stärkeren. Nach der siegreichen Revolution versuchte er es zunächst mit den Sowjets, zog es dann aber 1921 wie so viele, in der Regel enteignete Personen aus seinen Kreisen vor zu emigrieren. Auf die Seite der Nazis schlägt er sich 1941, nachdem sie begonnen haben, den »Bolschewismus« vor Ort, in Rußland also, aufzurollen. Er absolviert zahlreiche Turniere im jeweiligen faschistischen Machtbereich und läßt sich mit Nazi-Größen sehen. Seinen Wohnort verlegt er freilich schon bald, von Prag aus, gen Westen, um nicht etwa seinerseits mitaufgerollt zu werden. Er läßt sich zunächst im francistischen Spanien, dann im benachbarten, mit diesem verbündeten Portugal nieder.

Wie sich versteht, kamen nach der Verbreitung jener Fotografie aus dem portugiesischen Park-Hotel auch Mordtheorien auf (die nie verstummt). Estoril, ein Seebad für Betuchte nahe Lissabon, war damals zugleich ein Tummelplatz für Geheimagenten aller Lager – Lager, zwischen denen Diktator Salazar trotz seiner engen Beziehungen zu Franco und den Briten eifrig lavierte. Offiziell war Portugal »neutral«. Vielleicht hatten die Alliierten Aljechin zur Strafe für seine faschistischen Umtriebe Gift ins Abendessen gemischt? Oder hatten antifaschistische Rächer aus der französischen *Resistance* zugeschlagen, die ihm zum Beispiel Grace geb. Wishaar übelnahmen? Aljechin war mehrmals verheiratet, angeblich durchweg mit Frauen, die ihn im Alter deutlich übertrafen. Die letzte Gattin (1934) war 16 Jahre älter als der berühmte Schachweltmeister. Grace Wishaar, verwitwet, stammte aus den USA, verstand sich als Bildende Künstlerin,

spielte daneben selber ausgezeichnet Schach, doch ihr größter Zugvorteil dürfte ihr beträchtliches Vermögen gewesen sein. So besaß sie in Frankreich einen Landsitz in der Normandie und ein Atelier in Paris.

Die meisten Quellen habe ich, befremdlicherweise, vergeblich danach befragt, wo sich die Dame denn im Winter 1945/46 befunden habe, während ihr Gatte in seinem vornehmen, wenn auch schlecht geheizten Hotelzimmer (das Foto zeigt den Speisenden im Mantel) über Vereinsamung und sogar über Armut klagt. Schließlich erfahre ich im Eintrag der englischen *Wikipedia* über Grace Alekhine geb. Wishaar, im Gegensatz zu ihrem aus Frankreich verbannten Gatten habe sie vom dortigen Vichy- und Besatzerregime keine Ausreisepapiere bekommen und deshalb, von ihrem Pariser Studio aus, notgedrungen versucht, ihre Besitztümer einigermaßen zusammenzuhalten. Ihr Schloß bei Dieppe hatten sich die Nazis bereits unter den Nagel gerissen. Nach dem Krieg soll es ihr unter US-Schutz gelungen sein, es zu verkaufen. Davon hatte freilich ihr im Armlehnstuhl frierender Gatte nichts mehr. Wishaar starb 1956 in Paris mit knapp 80.

Die meisten Quellen halten einen Mordfall für unwahrscheinlich und betonen, es seien dafür auch nie Belege beigebracht worden. Was natürlich in humanen Zusammenhängen nahezu immer im Spiel ist, nicht nur bei Aljechin, das ist der Wille zur Verschönerung, sprich zum Betrug.** So weist der Schachhistoriker Edward Winter*** auch im Hinblick auf das erwähnte bekannte Foto, das offenbar in vier Varianten um die Welt ging und noch geht, auf gewisse Ungereimtheiten hin. Da zeigen sich kleine, möglicherweise in der Tat unerhebliche Unterschiede, etwa eine Zeitung neben Blumenvasen betreffend, die mal dort liegt, mal nicht. Und zu jenem günstig im Vordergrund plazierten Schachbrett versichert der damalige portugiesische Schachmeister und Freund des Toten Francisco Lupi, es sei erst zum Zwecke der Aufnahme in die Szene geschoben worden. Freund Lupi war damals kurz nach der Entdeckung der Leiche ins Hotel gerufen worden. Der Fotograf, Luís C. Lupi, war zufällig sein Stiefvater, Leiter des portugiesischen *AP*-Büros und Mitarbeiter der *PIDE*, Salazars Gegenstück zu *GPU*, *Gestapo* und so weiter.

In der Regel traut man dem offiziellen Befund. Unter Leitung des angesehenen Pathologen Dr. Asdrúbal d'Aguiar war damals nämlich eine Autopsie der Leiche vorgenommen worden. Danach war Aljechin bei dem betreffenden Mahl an einem Bissen Fleisch erstickt, der sich in seinem Kehlkopf fand. Also wohl ein Mißgeschick? Einige Quellen nehmen eher einen Herzanfall als Todesursache an, der dann das Stück Fleisch an der Fortbewegung hinderte. Immerhin war der überaus trink- und rauchfreudige und vielfach angefeindete alternde Champion seit Jahren mindestens leber- und magenkrank.

Aber das dürfte Jacke wie Hose sein, kommt es doch so oder so dem eingangs zurückgewiesenen Selbstmord ziemlich nahe.

∞ Verfaßt 2023

* Laut dem Nürnberger Schachspieler und Journalisten FM Johannes Fischer, Jahrgang 1963, siehe »Brillantes Schach und menschliche Schwächen«, o.J. auf <https://karlonline.org/kol18.htm>

** Für Egon Friedell (*Kulturgeschichte der Neuzeit*, 1927–31, einbändige Sonderausgabe 1974, S. 796) feierte die »endemische«, nebenbei auch ausgesprochen geschwätzig »Verlogenheit« bereits vor rund 2.500 Jahren bei den Hellenen Triumphe, womit er Winckelmanns »klassizistischem« Ideal der »edeln Einfalt und stillen Größe« eine kräftige Ohrfeige versetzt.

*** Edward Winter: Wohl Engländer, Jahrgang 1955, siehe »Alekhine's Death«, 2003, online <https://www.chesshistory.com/winter/extra/alekhine3.html>

Schachnarren könnten *Brockhaus* vorwerfen, den polnisch-jüdischen Sportler **Akiba Rubinstein** (1880–1961) eiskalt geschnitten zu haben, obwohl er lange Zeit zur Weltklasse gezählt worden war. Den Höhepunkt seiner Laufbahn erlebte Rubinstein 1912/13 mit einer ungewöhnlichen Serie von Turniersiegen. Ein Titelkampf gegen Weltmeister Lasker scheiterte nur am Kriegsausbruch. 1950 verlieh ihm der maßgebliche Weltschachverband den damals noch jungen Titel eines Internationalen Großmeisters – nur galt der Pole da schon längst als verrückt und verdämmerte seine Jahre in einem Brüsseler Altenheim.

Laut deutscher *Wikipedia* gibt der niederländische Schachspieler Evert Jan Straat ein Streiflicht aus Rubinsteins allmählichem Niedergang in den 1920er Jahren zum Besten. Hoffen wir, er hat es nicht selbst gestrickt. In einem Turnier in Den Haag hatte Rubinstein 1921 hinter Aljechin und Savielly Tartakower nur den dritten Platz belegt. Nach dem Turnier von Straat auf den Verlauf und Rubinsteins Niederlage gegen Aljechin angesprochen, habe der polnische Meister mitten auf der Amsterdamer Leidenstraße geschrieen: »Aber ich bin der größte Stratege, ich bin der größte Stratege der Welt!« Und dabei habe er sich auch noch heftig auf die Brust geschlagen.

In der Tat war insbesondere Rubinsteins Orientierung auf das Endspiel und seine damit verbundene Zielstrebigkeit gerühmt worden. Größen- und Verfolgungswahn kennt man allerdings auch von nicht wenigen anderen Schachassen. Ich verweise diesbezüglich auf Bemerkungen von Mathias Bröckers, die ich neulich in meinem *Nasen*-Eintrag über Carl Göring angeführt habe. Jedenfalls fand Rubinstein offensichtlich zwischen den beiden Weltkriegen nie mehr zu seiner alten Glanzform zurück. Entsprechend schmälerte sich sein Einkommen, wobei ihm freilich auch die Inflation Vermögen raubte. 1926 ging der Pole mit Gattin und Kind nach Brüssel. Ein »koscher« geführtes Restaurant der Gattin

wird zur Hauptnahrungsquelle der Familie. 1932 zieht sich Rubinstein erklärtermaßen aus dem Turniergeschehen zurück. Seine inzwischen zwei Söhne sollen später von der Niedergeschlagenheit ihres Erzeugers gesprochen haben. Im selben Jahr 1932 erscheint sogar ein Spendenaufruf zugunsten der Rubinsteins in der Wiener Schachzeitung. Den Nazis entgeht Rubinstein wohl deshalb, weil ihn seine Frau Eugenie 1942 in eine Nervenheilanstalt einweisen ließ. Frau und Söhne versteckten sich auf dem Land. Sohn Sammy wurde freilich zeitweise in ein Lager gesteckt und erst im Herbst 1944 von Briten, mit 16, befreit. Das Entrinnen der ganzen Familie muß sicherlich als knapp bezeichnet werden. Somit dürften auch die mörderischen politischen Verhältnisse bei Rubinsteins (angeblicher) nervlichen Zerrüttung mitgespielt haben.

Nach Schachhistoriker Winter* kann Rubinstein mit Kriegsende wieder zu seiner Familie zurückkehren. Er wird zunehmend wortkarg, spielt aber öfter sowohl mit seinen Söhnen wie mit starken Fachkollegen Schach und erörtert Partien. 1946 gibt er in Lüttich eine Simultanschach-Vorstellung. Immerhin geht er bereits auf die 70 zu. Nach dem Tod seiner Gattin (1954) bringen ihn die Söhne in einem jüdischen Altenheim unter. Die oft bemühte Formel von der »Geisteskrankheit« nebst der Geschichte über jahrzehntelangen Sanatoriumsaufenthalt scheint, nach Winter, lediglich ein Schauermärchen zu sein. Andererseits liegt Rubinsteins Gemütszustand eher im Dunkeln. Ein Sohn berichtet, der Vater habe immer gern Zeitungen aus etlichen Sprachen gelesen, habe gern geschwommen und Gymnastik betrieben. Aus Fotos zu schließen war er ein massiger Mann. Der Sohn deutet freilich auch das Loch an, das sich mit dem Wegfall des Turnierschachs und der winkenden Weltmeisterehre vermutlich vor Rubinstein auftat. Einen Ersatz oder Ausgleich gab es anscheinend nie. Aber dieses Problem sollen ja viele professionelle Spezialisten haben. Ich denke etwa an einige JudokämpferInnen, außerdem RomanschriftstellerInnen. Selbst von DDR-Chef Ulbricht wird berichtet, außer den politischen Ränkespielen habe er keine Leidenschaften gekannt. Er hatte nur Glück: im Gegensatz zu dem polnischen Schachmeister wurde er (1971) erst im hohen Alter abgesägt.

Von einem bedenklichen Alkoholgenuß Rubinsteins ist nirgends die Rede. Dafür soll der vermutlich fromme und abstinente Mann starker Kaffeetrinker gewesen sein. Man ahnt hier doch eine enorme Verbissenheit. Rubinsteins Kindheit kann übrigens kein Deckchensticken gewesen sein. 14 Kinder in der Familie, fast alle sterben früh. Auch sein Vater stirbt bereits einige Wochen vor Akibas Geburt. Der Stiefvater ist Rabbiner in Bialystok. Knabe Akiba will oder soll in seine Fußstapfen treten, frönt dann aber in Gastwirtschaften lieber dem Schachspiel, das er gerade erst entdeckt hat. Er mausert sich zum stärksten Spieler der ostpolnischen Großstadt. Mit der Volljährigkeit kann er sich

anscheinend nach Lodz absetzen, einer Schachmetropole. Damit begann sein unaufhalt-samer Aufstieg. Sein Fall zog sich dann ebenfalls hin. Ich stelle mir Rubinsteins Nieder-gang als ein zähes Festhalten vor. Anderen gelingt es hin und wieder, über nacht umzusatteln und auf ein neues Pferd zu setzen. Die größten Glückspilze sind allerdings die Leute, die überhaupt keine Pferde benötigen. Sie gehen überall zu Fuß.

∞ Verfaßt 2024

* Edward Winter, »Akiba Rubinstein's Later Years«:

<https://www.chesshistory.com/winter/extra/rubinstein1.html>, Stand 2024

In seinen zwei Spalten zum **Schachspiel** geht *Brockhaus* leider mit keinem Komma auf den mental-militärischen Gesichtspunkt des beliebten Zeitvertreibes und Sportes ein. Dabei lebt im Grunde sogar Stefan Zweigs berühmte, im Eintrag nicht erwähnte *Schachnovelle* von diesem Zug. In der Realität wird er verständlicherweise gern vernebelt. Man glaube aber nicht, im Falle des britischen Schach-Asses **Jessie Gilbert** (1987–2006) seien wir klüger, weil wir inzwischen auf Sensationsjournalismus und Internet bauen könnten. Für den *Brockhaus* war sie natürlich zu jung.

Wer sich die Quellen vornimmt, dürfte bald vermuten, Jessie hätten nicht nur die großen Hoffnungen gedrückt, die auf ihr ruhten. Mit 12 Jahren hatte das britische Mädchen als jüngste Spielerin aller Zeiten die Schach-Amateurweltmeisterschaft der Frauen gewonnen. Darauf Sportminister Tony Banks: »We are extremely proud of what Jessie Gilbert has achieved for chess and for this country.« Das war 1999 gewesen. Jessie errang weitere Titel und ein Stipendium, um in den USA mit Großmeister Edmar Mednis zu trainieren. Nebenbei erwarb sie sich das Anrecht, ab September 2005 Medizin in Oxford zu studieren. Im Dezember 2005 schlug sie in ihrem Heimatclub *Coulsdon* den englischen Großmeister Danny Gormally. Im Februar 2006 gewann die inzwischen 19jährige die *Korean International* in Südkorea. Alexander Baron bescheinigt der stämmigen, sommersprossigen und »unscheinbaren« jungen Frau, die stets in Jeans auftrat, sie sei zwar hochintelligent gewesen, aber auch schüchtern – ihr Selbstbewußtsein habe »die Stärke einer Briefmarke« besessen. Damit eilte sie also von Erfolg zu Erfolg. Nachdem sie im Mai desselben Jahres an der *Schacholympiade* in Turin teilgenommen hatte, wo die Frauen und Männer aus Großbritannien keinen Medaillenrang belegen konnten, fuhr sie in die ostböhmische Stadt Pardubice, um an den alljährlich ausgetragenen *Czech Open* teilzunehmen. Das Ende dieses angesehenen Turniers erlebte sie nicht mehr. In der Nacht vom 26. auf den 27. Juli 2006 fiel sie unter bis heute

ungeklärten Umständen aus dem Fenster ihres im achten Stockwerk gelegenen Hotelzimmers, wobei sie zu Tode kam.

Jessie hatte sich das Zimmer mit ihrer besten Freundin A. geteilt, einer erst 14jährigen Nachwuchsspielerin. Das Fenster war wegen der Sommerhitze (oder aus kühler Berechnung) offen geblieben. Angeblich nahm die Freundin von dem tödlichen Vorgang nichts wahr, weil sie unterdessen mit Übelkeit im Bad verschwinden mußte. Die beiden hatten einiges getrunken. Die Quellen schweigen darüber, ob Dritte Zugang zum Zimmer hatten und ob sie, wenn ja, ein Mordmotiv gehabt hätten. Was das Opfer betraf, brachte man auch Jessis Neigung zum Schlafwandeln ins Spiel. Zudem stellte sich heraus, daß sie Medikamente gegen Depressionen nahm und bereits mindestens einen Selbstmordversuch mit Tabletten hinter sich hatte. Sie war damals, 2004, aufgrund einer Überdosis *Paracetamol* im *East Surrey Hospital* aufgewacht. A. sagte aus, Jessie habe sich in jüngster Zeit wiederholt Schnittwunden beigebracht, ohne darüber mit ihrer Mutter zu sprechen. Solche Wunden wurden auch gefunden. Allerdings sind für Jessies Tage in Pardubice keine mündlichen oder schriftlichen Äußerungen bekannt, die eine selbstmörderische Absicht bekundet hätten. Englische Gerichte führten eine Untersuchung durch. Im September 2007 erklärten sie den Fall zum *open verdict*, was bedeutet, aufgrund von Ungereimtheiten läßt sich der betreffende Tod vorläufig nicht zweifelsfrei der einen oder anderen üblichen Todesursache zuordnen.

Die Mutter der toten Schachhoffnung glaubt an Selbstmord.* Jessies Eltern Angela and Ian Gilbert, sie Wissenschaftlerin, er Bankmanager, hatten sich 2003 getrennt. Jessie lebte mit ihren drei Schwestern bei ihrer Mutter in Reigate, Südostengland, der Vater in London. Wenige Tage nach dem rätselhaften Tod seiner Tochter stellte sich Ian Gilbert als Angeklagter in einem Verfahren um sexuelle Gewalt heraus. Es soll um wiederholte Vergewaltigungen und unzüchtige Handlungen, auf mehrere Opfer verteilt, gegangen sein. Was Wunder, wenn die Presse daraufhin bald argwöhnte, auch Gilberts Tochter könne zu diesen Leidtragenden zählen. Die Verhandlungen gegen Ian Gilbert begannen erst Ende August des Jahres 2006. Seine Tochter konnte also nicht mehr aussagen, weil sie schon einen Monat vorher gestorben war.

Allerdings legte der Staatsanwalt im November ein Tonband-Vernehmungsprotokoll der Polizei vor, wonach Jessie ihren Vater schon vor längerer Zeit bezichtigt hatte, sie erstmals als Achtjährige und dann über Jahre hinweg nachts belästigt und geängstigt zu haben. Er sei auch ins Bad gekommen, wenn sie duschte, und einmal, im Januar 2003, habe er sie, aus nichtigem Anlaß zornig geworden, mit einem Kabel zu erdrosseln versucht. Sie hatte gemault, weil ihr Vater leihweise ihren Laptop benutzen

wollte. Bei diesem Vorfall war sogar Polizei ins Haus gekommen, ohne daß er gerichtliche Folgen nach sich gezogen hätte. Er löste nur die Scheidung der Eltern aus.

Im Dezember 2006 wurde der 48jährige Gilbert, dem seine neue Ehefrau Sally beistand, die zufällig Rechtsanwältin ist, von allen Vorwürfen freigesprochen. Was seine Tochter betrifft, hatte er während der Verhandlung vermutet, sie habe sich mit ihren Aussagen an ihm rächen wollen, etwa wegen der Trennung von ihrer Mutter oder wegen jenes Übergriffes mit dem Kabel. Was die Mutter angeht, berichtete die Presse zwei Tage nach der Urteilsverkündung, die 53jährige sei vorübergehend von der Polizei verhaftet worden, weil sie angedroht habe, ihren Ex-Gatten zu töten. Der Staatsanwalt werde diese Sache aber auf sich beruhen lassen. Als Polizeipsychologe von *Scotland Yard* hätte ich die Gelegenheit genutzt, mich einmal bei der Wissenschaftlerin zu erkundigen, ob sie es für denkbar halte, gleichfalls einen Anteil am folgenschweren Werdegang ihrer hochbegabten Tochter zu haben. Entrüstung! Dienstaufsichtsbeschwerde!

Obwohl er Ian Gilbert ausdrücklich für einen »schlechten Vater« und einen nicht minder schlechten Ehemann hält, ist auch der Schachspieler Alexander Baron davon überzeugt, Gilbert habe seine Tochter weder mißbraucht noch sie getötet. Landsmann Baron, Jahrgang 1956, war einige Male gegen Jessie angetreten, wobei er offenbar auch Niederlagen einstecken mußte, obwohl er erheblich älter und erfahrener als seine Gegnerin war. Inzwischen hat er eine Bibliographie über Jessies Partien verfaßt und betreibt zudem die Webseite *The Jessie Gilbert Virtual Archive* zu ihrem Gedenken. Für Baron besteht kein Zweifel daran, daß sich Jessie geplant und eigenhändig aus jenem Fenster warf – die große Frage sei nur, wer oder was sie »geschoben« habe, wie er 2011 im Internet schreibt.** Barons Antwort lautet: es waren Geister, Alpe, Dämonen. Man erinnere sich an Jessies Neigung zum Schlafwandeln – früher auch mit der Wendung umschrieben, jemand sei »vom Nachtschreck« besessen. Jessies Sehnsüchte und Ängste sowie ihren Medikamentenmißbrauch hinzugenommen, könnte man natürlich auch kurzerhand von Wahnvorstellungen sprechen. Dazu neigen SchachspielerInnen ohnehin gleichsam von Berufs wegen, wie der Autor Mathias Bröckers meint (siehe *Nasen-Göring*). Für Baron hat sich jener gewalttätige, nie geahndete Übergriff ihres Vaters (Versuch des Erdrosselns) auf eine Weise mit Alpträumen und Halluzinationen verbunden, die sie tatsächlich davon überzeugt sein ließen, er habe sich an ihr vergangen. Insofern hätte sie die vernehmenden Polizeibeamten keineswegs belogen.

Diese Vermutungen erklären freilich weder, warum sie nur den Ausweg des Selbstmordes sah, noch warum sie diesen – falls es einer war – ausgerechnet kurz vor Ende des hochrangigen Schachturniers in Pardubice beging (12.–29. Juli 2006). Mit vier

Unentschieden und einem Sieg hatte sie sich bis dahin (26. Juli) in dem stark besetzten Turnier durchaus beachtlich gehalten. Ihre Mutter sagte dem *Evening Standard* 2007, durch das Match, das Jessie am Nachmittag vor der Unglücksnacht spielte, habe sie ihre Ranglistenposition im *Women's International Master* erneut verbessern können. Gleichwohl kann Jessi an »Versagensangst« gelitten haben. Aber auch von diesem, eigentlich naheliegenden Gesichtspunkt ist in den Quellen nie die Rede.

Der *Daily Mail* zufolge neigte die tschechische Polizei zu der Annahme, die 19jährige habe Angst vor dem bevorstehenden Prozeß gegen ihren Vater gehabt. Das wäre auch kaum verwunderlich gewesen – zumal dasselbe Blatt nur zwei Tage nach dem Unglück fast die Hälfte seiner Titelseite mit einem Foto, das Jessie über Schachfiguren lächelnd zeigt, und der Balkenüberschrift ausfüllt Chess Girl's Father Is Accused Of Raping Her.*** War sie so scheu, wie Baron sie hinstellt, muß das Ganze ja eine Marter für die junge Frau gewesen sein. Möglicherweise bereute sie ihre Anschuldigungen inzwischen auch wieder. Vielleicht schämte sie sich vor ihren Schwestern oder Freundinnen. Vielleicht fürchtete sie auch, ihr eigenes Liebesleben, falls es denn vorhanden war, könne zur Sprache kommen. In allen Quellen fällt zu diesen Gesichtspunkten nicht ein Wort. Man fragt auch nie, warum sie sich, mit acht Jahren, ausgerechnet für das so scharfsinnige wie unsinnliche Schachspiel erwärmt habe. Gutshofkind Carl Göring hätte es vielleicht erklären können. Hätte sich Jessie erst mit 18 aufs Schachspielen geworfen, läge die Angelegenheit womöglich einfacher: »Da bildet sich eine mal wieder ein, sie könne ein Trümmerfeld in ein Schachbrett verwandeln ...«

∞ Verfaßt 2024

* *Evening Standard*, ursprünglich 27. September 2007: <https://www.standard.co.uk/news/abuse-case-chess-girl-jessie-gilbert-did-kill-herself-says-mother-6626755.html>

** Alexander Baron im *Digital Journal*, 14. Dezember 2011: <https://www.infotextmanuscripts.org/djetc/dj-who-killed-jessie-gilbert.html>

*** (»Vater des Schachgirls beschuldigt, sie vergewaltigt zu haben«), *Daily Mail* Printausgabe 28. Juli 2006, online <https://www.dailymail.co.uk/news/article-398148/Chess-girls-father-accused-raping-her.html>

Schaulust und Abstumpfung

Der Vorfall ist zunächst bezeichnend für den herzlosen Zustand der zivilisierten Länder, in denen man heutzutage leben muß. In einer Gasse der Millionenstadt Foshan (Provinz Guangdong, Südchina) wurde das kleine Mädchen **Wang Yue**, auch Yue Yue genannt, am

Nachmittag des 13. Oktober 2011 von einem Auto überfahren. Die Zweijährige war ihrer Mutter weggelaufen.* Nun blieb das Kind blutend auf der belebten Gasse liegen. Eine Minute später kam noch ein Kleinlaster, der es genauso überfuhr. Beide Fahrer hielten nicht an. Zufällig wurde das Geschehen beziehungsweise Nichtgeschehen von der Überwachungskamera einer Eisenwarenhandlung aufgezeichnet. Danach waren es in rund sieben Minuten geschlagene 18 Passanten, die dem Verkehrsoffer ebenfalls keine Hilfe leisteten. Es mußte erst eine 57jährige Müllsammlerin kommen, die sich um Yue Yue kümmerte. Doch das Mädchen starb am 21. Oktober 2011 im Krankenhaus.

Immerhin rief der Vorfall heftige Diskussionen in der chinesischen Öffentlichkeit hervor. Selbstverständlich ist er weder typisch chinesisch noch brandneu. Trotzdem drängt sich die Frage auf, was das eigentlich für ein Gesellschaftssystem gewesen sein soll, das die Leute angeblich 50 Jahre lang »kommunistisch« prägte, aber so gut wie keine entsprechenden Spuren hinterließ – keine Spuren jenes »Mitgeföhls«, das etwa die Schriftstellerin Xiao Hong in den vorkommunistischen Zeiten vermißt hatte; keine Spuren dessen, was man in der DDR als »Solidarität« hochgehalten hatte, sogar nicht nur auf Spruchbändern ...

Im übrigen steht zu befürchten, Schaulust und Abstumpfung hätten in der Postmoderne eine Vormachtstellung errungen, gegen die wahrscheinlich nichts und niemand mehr ankomme. Leider finde ich keine entsprechenden Statistiken oder Studien. Ich kann jedoch mit einigen weiteren sprechenden Fällen dienen, die ich meinem Archiv entnehme. Im Juni 1981 waren Scharen von Rettungskräften unter lebhafter Anteilnahme von geilen Rudeln der Medien bemüht, **Alfredo Rampi** (1975–81) in Frascati (bei Rom in den Albaner Bergen) aus einem Brunnen zu bergen, in den er gestürzt war. Der Brunnen war 80 Meter tief, aber nur 30 Zentimeter breit. Ungefähr auf 30 Meter stecken geblieben, rutschte der sechsjährige Junge zu allem Unglück während der Rettungsversuche noch tiefer. Alle Versuche mißlangen. Alfredo starb nach rund drei Tagen schrecklicher Gefangenschaft. Soweit ich sehe, war der Brunnen nicht oder nur mangelhaft abgedeckt, weshalb man den Grundstückseigentümer später zur Verantwortung zog. Was die Rudel der sogenannten Massenmedien angeht, sprach F. G. Jünger bereits um 1950 (in *Die Perfektion der Technik*) von fliegenhafter Zudringlichkeit. Ihre Rechtfertigung war nie glaubhaft. Was trug das völlig überzogene Aufsehen zu Alfredos Rettung bei? Nichts. Was hatten die Vorbeugung, was »die Wahrheit« oder »die Geschichtsschreibung« davon? Nichts. Was hier allein profitierte, waren diverse Konzerne und ihre journalistischen HandlangerInnen, die sich enorm in ihrer Bedeutung gehoben sahen. Sie waren vor Ort. Sie waren mitten drin. Aber jener »unausrottbare Gegenwartsstolz«, den Ernst Kreuder

beklagt hatte, ließ natürlich auch ihr Millionenpublikum wieder ein paar Zentimeter wachsen. Heute hat der Fernsehkonsument schon fast die Höhe seines ungefähr garagentorgroßen Bildschirms erreicht. Er ist dabei. Nichts entgeht ihm – nur das, was er nach Auffassung der MacherInnen besser nicht sehen soll. Er bekommt alles mit, ohne sich auch nur von der Stelle zu rühren. Jetzt erlebt er, wie die Bohrkräne über dem tückischen Kerker des Knaben auffahren. »Ach wie gut, daß unsere Kleinen in *Corona*-Quarantäne sind!« nicken sich zwei Nachbarinnen in Brüheim an der Nesse erleichtert zu. »Ihnen kann so etwas nicht passieren.«

Etwas später ergatterte der südafrikanische Bildjournalist **Kevin Carter** (1960–94) mit seinem »Geierfoto« den *Pulitzer-Preis* des Jahres 1994. Ein etwa zweijähriges dunkelhäutiges Kind ist, wohl vor Entkräftung, im Sand des Sudan zusammengebrochen. Wenige Meter hinter ihm hat sich ein Geier niedergelassen, der es lauend beobachtet. Carter will seinerseits noch bis zu 20 Minuten darauf gelauert haben, ob der Aasjäger womöglich auch noch wirkungsvoll seine mächtigen Schwingen ausbreiten würde. Das tat er nicht. In der ganzen Zeit hätte Carter das Kind beispielsweise aufheben und zur nahen Ausgabestelle der UN-Hungerhilfe tragen können, mit deren Flugzeug er an diesem Tag eingetroffen war. Immerhin scheint er durch sein über Nacht berühmtes Foto sowohl unter Freunden wie seitens der Öffentlichkeit einiges Befremden geerntet zu haben, das ihm arg zusetzte. Manche KritikerInnen drückten dies recht treffend mit der Bemerkung aus, Carter habe wohl früher oder später gehaut, auf dem Foto seien *zwei* Geier zu sehen; einer davon sei er selber gewesen. Noch im Erfolgsjahr brachte sich der 33jährige (in Johannesburg) um, aber wohl aus vermischten Motiven.

In meinem 2006 veröffentlichten Aufsatz »Klappe zu, Affe tot« (gegen Fotografie und Verbildung überhaupt) erwähnte ich ein ähnliches Beispiel abgebrühter Beobachtungstätigkeit aus England. In einem Sheffielder Fußballstadion ist eine Panik ausgebrochen. Wir sehen die verzerrten Gesichter der Fans, die am Schutzgitter erdrückt zu werden drohen. Sie *werden* auch erdrückt. Der Fotograf Soundso schreitet nicht ein oder reißt sich, weil keine Leiter zur Hand ist, vor Verzweiflung die Haare aus; vielmehr setzt er geistesgegenwärtig einen *Schnappschuß*, der sogleich durch alle Zeitungen geht und später auch noch einen wichtigen Preis erringt. Indem sie starben, machten ihn die Fans unsterblich. Seine Verdauung ist in Ordnung, und auch die Chefredakteure und PreisrichterInnen schlafen gut, schrieb ich damals. Inzwischen nehme ich an, es war die »Hillsborough-Katastrophe« vom 15. April 1989, die fast 100 Todesopfer und rund 750 Verletzte forderte. Die *Welt* zeigt davon Bilder, darunter wohl auch das von mir gemeinte Foto vom Schutzgitter.** Den Namen des betreffenden Fotografen kann ich nicht finden.

Im selben Text spreche ich, zusammengezogen, von der Mühe- und Schamlosigkeit des Fotografierens. Kein Mißgeschick ist vor dem Druck auf den Knopf sicher, aber immer wird das Motiv so tadellos dargestellt, daß nichts zu meckern bleibt. Für eine neue Videokamera warb *Canon* einmal mit dem Spruch, nie sei Perfektion so leicht gewesen. Warum sich im Training mit langen Pässen a lá Günter Netzer auf Erwin Kremers oder am Klavier mit Etüden abplagen, wenn man dies alles schön vergrößert und eingerahmt an die Wand hängen beziehungsweise als Konserve in den Recorder stecken oder am Computer mit einem Mausklick abrufen kann? Dabei Bier und Pizza, wahlweise Reis-Risotto.

Damit zum jüngsten mir bekannten Fall, der jenem Vorfall in China ähnelt. Der dunkelhäutige, aus Nigeria stammende 39 Jahre alte **Alika Ogorchukwu**, Bürger der mittelitalienischen Küstenstadt Civitanova und verheirateter Vater eines Kleinkinds, hatte aufgrund eines Unfalls seine Arbeitsstelle verloren und betätigte sich seitdem als Straßenhändler. Er mußte sich nun mit einer Krücke behelfen. Er stand immer in einer belebten Einkaufstraße. Er galt als freundlich und friedlich. Prompt brach ein 32jähriger italienischer Kunde am hellichten Tag (29. Juli 2022) aus sehr wahrscheinlich nichtigem Anlaß einen Streit vom Zaun. Rasch zu Raserei gelangt, entwand er Ogorchukwu die Krücke, schlug ihn damit nieder, hockte sich auf ihn und erwürgte und erdrückte ihn – tot. Dann stahl er das Handy seines Opfers und flüchtete. Die Polizei faßte ihn. Sie behauptet, er habe keine rassistischen Beweggründe gehabt. *La Repubblica*, *Junge Welt* und ähnliche Blätter sehen das anders. Die Gegend ist für Haß und Gewalttaten gegen Ausländer bekannt. Ein Rechtsanwalt reklamierte pflichtschuldig »psychische Probleme« des Täters.

Nun ist aber zu beachten: Der ganze Streit einschließlich Totschlag trug sich unter den Augen etlicher Passanten zu. Niemand von denen griff ein. Stattdessen hätten viele von ihnen die Szene mit ihrem Smartphone gefilmt, versichern mehrere Quellen, darunter auch die Webseite *The Nigerian Voice*.*** Es habe allenfalls einige Zwischenrufe gegeben. Dieser Tatbestand ist sicherlich ähnlich bestürzend wie der Mord.

Andere Rechtsanwälte werden vielleicht einwenden, diese neuartigen Bild-Dokumentationen von Verbrechen seien doch geradezu Glücksfälle. Schließlich erleichterten sie die Überführung und Bestrafung vieler TäterInnen. Und damit liegen diese Rechtsanwälte gut im Trend. In der Postmoderne scheint es viel wichtiger zu sein, Verbrechen zu bestrafen als Verbrechen zu verhindern. Das trifft sich wiederum mit der anschwellenden Schaulust der Massen. Die Massen verlangt es nach Sensationen. Sie möchten den Totschlag sehen, die Richter in den Roben, die zusammenbrechende Braut des Täters und dann möglichst auch noch dessen Hinrichtung. Auch dabei fließt natürlich wieder viel Bier oder Rotwein die Kehlen hinab.

∞ Verfaßt 2022

* Henrik Bork (Peking), »Protestieren, diskutieren, schönreden«, *Süddeutsche Zeitung*, 25. Oktober 2011: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/unfalltod-der-kleinen-yue-yue-in-china-protestieren-diskutieren-schoenreden-1.1172201>

** <https://www.welt.de/sport/gallery126879507/Die-Katastrophe-von-Hillsborough.html>

*** 31. Juli 2022: <https://www.thenigerianvoice.com/news/310723/how-a-nigerian-citizen-was-beaten-to-death-in-italy.html>

Scheele, Meta (1904–42), Schriftstellerin. Obwohl dem Faschismus nahestehend, fiel sie unter das Programm *Euthanasie*. Die Tochter eines norddeutschen Schulrats und Heimatforschers hatte unter anderem Geschichte studiert und 1928, mit nur 23 Jahren, in Göttingen ihren Dr. phil. gemacht. Zwei Jahre darauf heiratet sie ihren Göttinger Kollegen Werner Pleister, der sie in ein »nationalkonservatives« Umfeld zieht. Sie geht mit ihm nach Berlin, wo er, als eingeschriebenes Mitglied der *NSDAP*, von 1932 bis 1937 die Literarische Abteilung des *Deutschlandfunks* leitet. Er macht weiter Karriere; 1952 ist er der erste Fernsehintendant der BRD. Aber von Meta Scheele hat er sich schon 1937 getrennt – falls die Scheidung von ihm aus ging. Nun kehrt die verstörte, wenn nicht gar zerrüttete Frau in ihre Heimat zurück, nach Ratzeburg und Lübeck, und wie es aussieht, blüht sie dort keineswegs auf. Wahrscheinlich gelingen ihr nun auch keine literarischen Arbeiten mehr. Scheele hatte um 1930 begonnen, Rezensionen und Feuilletons für die Presse und auch eigene erzählende Werke zu verfassen, in denen sie Geschichtsschreibung mit Fabulieren vermischt. Sie konnte, nach ihrer Dissertation und einem Band mit Gedichten, mindestens vier solcher Bücher veröffentlichen, darunter *Die Sendung des Rembrandt Harmenszoon van Rijn*, die später auch als »Wehrmachtsausgabe« erschien.

Im November 1938 fand sich Scheele in der Lübecker Nervenheilanstalt Strecknitz wieder – auf wessen Betreiben, geht leider auch aus Gisela Schlüters Porträt »Die wahre Geschichte der Meta Scheele« von 2007 nicht hervor. Aber es kam noch viel dicker. Im September 1941 wurde Scheele, mit anderen »Geisteskranken«, in die sogenannte *Eichberg-Klinik* bei Erbach/Eltville im Rheingau geschafft – in Wahrheit eine von den Ärzten Friedrich Mennecke und Walter Schmidt geleitete Tötungsanstalt im Rahmen jenes faschistischen »Euthanasie«-Programms. Hier wird die 37jährige Ex-Schriftstellerin am 1. Juni 1942 umgebracht.

Wahrscheinlich deutet sich Scheeles bis zur Verwirrung führende Unentschiedenheit bereits in ihrem ersten Roman *Frauen im Krieg* an, der 1930 in Gotha erschien. Schon

dem Titel mangelt es an Genauigkeit. Es geht der Autorin nämlich gerade um das Problem, daß die Frauen *nicht* im Krieg stehen, aber als Mütter, Gattinnen, Bräute, die zu Hause bleiben müssen, gern gewichtige Beiträge zur Verteidigung des Vaterlandes, Schmiedung der Volksgemeinschaft – kurz, zum sozialen Ganzen leisten würden. Die junge Bürgers-tochter Johanna kommt sich jedenfalls reichlich überflüssig oder unausgefüllt vor, während ihre Mutter sie ans Haus fesselt und ermahnt, auf ihren sicherlich schon in Kürze siegreich aus Frankreich heimkehrenden Verlobten Klaus zu warten. Aber der Erste Weltkrieg zieht sich hin. Die Ärmlichkeit greift um sich, Mißgunst und Gehässigkeit nehmen zu, selbst die »Argumente« für den Krieg drohen schäbig oder fadenscheinig zu werden. Johanna probt den Aufstand durch Mitarbeit in einem Lazarett. Später arbeitet sie sogar in einem Kinderheim, gibt ihrem in den Revolutionswirren heimkehrenden Bräutigam den Laufpaß und reist in die Hauptstadt, um in der Zentrale eines Frauenverbandes zu arbeiten und nebenher Medizin zu studieren.

Leider bleibt Scheeles Kritik an der Männerrolle ähnlich schwach beziehungsweise verwaschen wie die am Krieg. Diese wird einmal von einer Munitionsfabrikarbeiterin namens Bohr und später von Müttern der Heimkinder vorgebracht. Warum die von Frauen in die Welt gesetzten Kinder eines Tages als Kanonenfutter zu dienen haben, wird allerdings nie erörtert oder auch nur angedeutet. Ökonomische und politische Interessen kommen nicht vor. Entsprechend bleibt das, was Scheele als »Aufbruch der Frau« hinstellt, völlig im Nebel. Aufbruch, Frauenwahlrecht, Freiheit – wohin und wozu? Nur, um es den Männern gleich tun zu können? Diesem nebelhaften Schritt in die Freiheit wiederum entspricht der beschwörende bis pathetische Zug der betreffenden Romanpassagen. Ansonsten ist der Roman erfreulich schlicht und anschaulich geschrieben und mutet uns nur wenige Holprigkeiten zu. Er hat etwas Bescheidenes und Tapferes. Jedenfalls geht ihm jedes Gramm Zynismus ab, ganz im Gegensatz zu den Erzählungen von, sagen wir, Katherine Mansfield, die zwar die glanzvollere Stilistin, im Grunde aber noch unpolitischer als Scheele ist.

∞ Verfaßt 2017

Scherbarth, Günter

Für mich hat der Komponist **Richard Wagner** im Wesentlichen nur Bedeutung, weil er einem guten Bekannten von mir Stoff für einen interessanten, großangelegten Radie-

rungszyklus gab. Der nächste *Brockhaus* wird damit auftrumpfen. Scherbarth, gelernter Grafiker, geboren 1930, lehrte am Westberliner Einsteinufer Schrift. Mich schätzte und beschäftigte er öfter privat als Künstlermodell, mein damaliger Broterwerb. Einmal steckte ich den Kopf in seinen Unterricht und konnte belustigt feststellen, er hielt viel von Wilhelm Busch und geizte auch nicht mit verbalen und gestischen Einlagen aus dessen Werken. An Schriftzügen baute er wie ein leidenschaftlicher Architekt an Häuserzeilen. Aber noch lieber zeichnete, radierte oder malte er – und zwar »nach der Natur«, was bei ihm vor allem hieß: nach der menschlichen Gestalt. Seine Aktstudien sind unzählbar. Er selber trat in altmodischen Kleidern auf, in denen man eher einen sogenannten Penner als einen sogenannten Professor erwartet hätte. Von seiner Schülerin Silke Kruse gibt es ein 1990 entstandenes Ölgemälde *Günter radiert am Ring*. Die dünnen Beine übergeschlagen, hockt er auf einem Schemel. Seine kralligen Hände halten die Zinkplatte und die Kaltnadel. Die lächerliche Jacke wird von einem Knopf zusammengehalten, der uns ins Gesicht zu springen droht. Alles beherrschend der kantige Schädel mit dem Bürstenschnitt. Die verstülpten Lippen ergeben einen langen Strich. Lotrecht dazu finstere Gewölke über der Nasenwurzel. Die eulenartigen Augen senden die Frage an uns aus: Sind etwa Sie die Krone der Schöpfung?

Scherbarth hatte viel Sinn für Humor und scherzte in allen Lebenslagen. Diese Neigung schlug sich natürlich auch in dem Zyklus über Wagners *Ring des Nibelungen* nieder, auf den sich Kruses Porträt bezieht. Auf 120 Blätter veranschlagt, konnte er den Zyklus nahezu vollenden, ehe ihn 2000 Wotans Speer ins Herz traf. Da ihm das Verschwommene nicht lag, zog Scherbarth die Licht- und Schwarzalben, Helden und Walküren aus den dräuenden Nebeln und betörenden Geständnissen, die sie verbreiten – und er zog sie aus. Sie handeln überwiegend als Akte. Aber er stellte sie nicht bloß. Wie immer wir uns ausstaffieren, verbrämen wir alle auf vielfältige Weise die eine uns auferlegte Vergänglichkeit. Auch Schreibpapier ist ja geduldig. Scherbarth war in einem Brief Wagners mit Genugtuung auf die Bemerkung gestoßen, am liebsten würde er die Sängerdarsteller des *Ringes* nackt auf die Bühne bringen. Ich konnte ihn dann mit einem Wagner-Zitat zum *Parsifal* erfreuen, das ich in Martin Gregor-Dellins Wagner-Biografie gefunden hatte: »Ach! Es graut mir vor allem Kostüm und Schminke-Wesen; wenn ich daran denke, daß diese Gestalten wie Kundry nun sollen gemummt werden, fallen mir gleich die ekelhaften Künstlerfeste ein, und nachdem ich das unsichtbare Orchester geschaffen, möchte ich auch das unsichtbare Theater erfinden!«

Scherbarth war von der globalen Jagd nach Macht und Geld, Ruhm und Unsterblichkeit gefesselt, die uns Wagner in seinem langatmigen und – streng genommen

– tautologischen Rührstück vorführt; schließlich steckt die Dramatik bereits in der Musik. Die Helden und Unholde, die sich dort stabreimend in die Brust werfen, wären in der Tat besser in den Orchestergraben gefallen. Scherbarth zeigt in seinen Blättern nur das Wesentliche. Auftrumpfen hilft nicht! Das ist seine Botschaft. Denn früher oder später bleibt es keinem erspart ins Gras zu beißen.

Als sich Scherbarth im Sommer 1983 erstmals näher mit der großangelegten Ränkeschmiede befaßte, die Wagner im Dunstkreis altgermanischer Sagen angesiedelt hat, war ihm gerade eine neue Niere eingepflanzt worden. Wahrscheinlich hatte er sich die Krankheit bei Kriegsende zugezogen, als er im »Volkssturm« Deutschland gegen die Russen verteidigen sollte. Der 15jährige Berliner Bengel zog es vor, sich nach Bayern durchzuschlagen. Durch die Nierentransplantation von 1983 waren ihm nun noch 17 Jahre in vergleichsweise großer Bewegungsfreiheit beschieden, sodaß er die 70 erreichte. Aber er mußte sich ständig zeit- und kräfteraubenden Kontrollen in der Klinik unterziehen und Medikamente nehmen, die andere Organe schädigten. Mir gegenüber zuckte Scherbarth einmal die Achseln: »Der Mensch weiß hier mal wieder weniger, als er tut.«

Leider ist Scherbarths mutmaßliches Hauptwerk, der Radierungszyklus, gleichfalls in der Sparte »Unsichtbares Theater« zu Hause, bislang jedenfalls. Die Blätter ruhen auf mehrere Mappen verteilt in irgendeiner Kommodenschublade. Wer sich einmal ernsthaft für sie interessieren sollte, kann sich an Silke Kruse aus Briedel wenden. Das ist jene Schülerin, der die Plattenschachtel *Leon* übrigens ihr pfiffiges Titelblatt verdankt.

∞ Verfaßt 2024

Schiffahrt

Neben Knoten und Schraube dürfte der **Anker** zu den einfallsreichsten Verbindungsweisen des Menschen zählen. Dabei stellt er im Grunde nur eine Klammer dar, wie schon die Sorten Anker andeuten, die beispielsweise zwei senkrecht stehende Verschalungen miteinander verbinden. Der Schiffsanker übertrumpfte einst das schlichte Verfahren, das Boot durch ein Seil, an dessen Ende ein dicker Stein verknotet war, mitten auf dem Wasser festzumachen. *Brockhaus* bildet das verbreitete Modell des eisernen »Stockankers« ab. Der Stock sitzt quer zu den beiden hakenförmigen »Flunken« (Armen) am Schaft. Durch Zug an der Ankerkette legt sich der Stock flach, wodurch sich ein Flunken in den

Gewässerboden eingräbt. Der Sturm heult, aber das Schiff liegt fest. Man darf diese Bemerkung zu Ankern als Ergänzung meiner Betrachtung über den → Knoten auffassen.

Selbst wenn wir davon absehen, daß Ankerketten hin und wieder auch rissen, läßt sich das waghalsige Unternehmen »Schiffahrt überhaupt« wohl kaum als besonders sicher rühmen. 1878 stieß der mit 800 Leuten überfüllte Ausfluggaddampfer *Princess Alice*, wohl aufgrund eines Fahrfehlers des Kapitäns, auf der Themse mit dem riesigen Kohlefrachter *Bywell Castle* zusammen. Die Alice brach in zwei Stücke und sank innerhalb weniger Minuten. Es gab rund 640 Tote, überwiegend Frauen und Kinder. Von den Verletzten und Schockierten schweigen wir großzügig. Der Untergang der *Titanic* 1912 ist bekannt – 1.500 Tote. 2011 kamen beim Untergang des heillos überfüllten tansanischen Fährschiffes *Spice Islander I* unweit von Sansibar mindestens genauso viel Menschen um, laut *Statista* vom August 2021 sogar 2.967. Und bereits 1987 war die gleichfalls überfüllte philippinische Fähre *Doña Paz* nahe Mindoro mit einem Tanker zusammengestoßen. Amtliche Todesopferzahl: Knapp 4.400.

Eine Schätzung sämtlicher Todesopfer der Schiffahrtsgeschichte kann ich nicht finden. Es dürften aber einige Millionen sein. Schon 255 v.Chr. fielen schlagartig bis zu 100.000 Tote an, weil starke Stürme bei Sizilien die gesamte römische Kriegsflotte zertrümmerten, 384 Schiffe einschließlich der gekaperten karthagischen Kähne.

Viele Schiffe gingen »natürlich« bei sogenannten Forschungsreisen oder im Rahmen von Auswanderung drauf, und das bereits in der Antike oder in unserem Mittelalter. Dabei wäre es gelogen zu behaupten, in Germanien sei es eben immer viel zu eng gewesen. Um 800 hatten wir keine zwei Millionen Hanseln hier, die in den riesigen Urwäldern eher zu vereinsamen drohten. Die wahren Antriebe für Ausflucht oder Ausweitung dürften freilich bekannt sein: Dreck am Stecken, Habgier, Neugier. Allein um seine Neugier zu stillen, setzt der dünnfellige Zweibeiner mehr oder weniger bedenkenlos sein Leben beziehungsweise das von ein paar Hundert Mitmenschen aufs Spiel. So gesehen, fällt jede Art von Schiffahrt unter Extremsport. Achten Sie einmal darauf: *Genügsamkeit* ist in den jüngsten Jahrzehnten teils zum Fremdwort, teils zum Schimpfwort geworden.

∞ Verfaßt 2022

Von den knapp 4.000 irdischen **Schlangen**arten sind möglicherweise ein Fünftel **Giftschlangen**. Uns Menschen bringen aber die wenigsten davon Lebensgefahr. Mit

Schmerzen, mitunter auch einem Krankenlager, muß man natürlich rechnen, wenn sie einem den Giftzahn ins unbestiefelte Bein schlagen. Merkwürdigerweise scheint ihnen selber das Gift nichts auszumachen, obwohl sie es keineswegs aus Apotheken, vielmehr aus ihren in der Oberlippe versteckten Giftdrüsen beziehen. *Brockhaus* verdeutlicht das durch eine Kopfschnittzeichnung, erklärt es freilich nicht. Ich nehme an, der meist längliche Giftbehälter der Schlangen wurde von einer durchtriebenen »Schöpfung« aus einem widerstandsfähigen Material geschmiedet, das noch den Neid von zahlreichen Chemikern oder Rüstungsfabrikanten erregen sollte. Hier und dort soll es auch UnternehmerInnen geben, die speziell Schlangengift gewinnen und verkaufen, etwa für medizinische Zwecke. Sie halten die Viecher in ihrer »Schlangenfarm« und lassen sie durch angelernte, nicht zu teure Fachkräfte regelmäßig »melken«. Damit ist gemeint: die Schlange soll in eine Attrappe (Gummi-Membrane) beißen, unter der ein Auffangbehälter versteckt ist. Man sieht, die »Schöpfung« arbeitet mit allen erdenklichen Haken und Ösen.

In unseren Breiten ist man vor Giftschlangen vergleichsweise sicher, sofern man die neuen, meist rotgrüngelb gestreiften Politikerinnen nicht mitzählt. Man hat also selten Gelegenheit, beim Wandern oder Schwimmen von einer giftigen Schlange gebissen zu werden. Aus diesem Grunde entschloß sich der Deutsche **Dieter Zorn** um 1980 zu einer Laufbahn als Schlangenbändiger, weil er die Tiere auf diese Weise immer um sich haben würde. Er zog mit einer Reptilien-Show, die auch Pythons, Skorpione, Vogelspinnen und Echsen umfaßte, durch Europa und überstand rund drei Jahrzehnte unbeschadet. Im Juni 2013, als ihn endlich die eigene *Aspisviper* nicht mehr verschmähte, war er schon 53 Jahre alt, trug einen fuchsroten Rauschebart zur Glatze und gastierte gerade im südfranzösischen Dorf Faugères. Die Viper biß ihn mehrmals, ehe es ihm gelang, sie wieder in ihr Vivarium zu verfrachten. Zwar nahmen sich sofort Sanitäter seiner an, aber auch deren Blutgerinnungsmittel richtete hier nichts aus: Zorn erlitt noch am Unglücksort einen Herzstillstand. Die Presse* wies anderntags genüßlich auf Zorns erklärtes Firmenleitmotiv hin, dem Publikum die Angst vor Schlangen zu nehmen.

Von Zorns Herkunft, Werdegang und Fachausbildung ist im Internet nichts zu erfahren. Er scheint noch nicht einmal einen *Wikipedia*-Eintrag zu haben. Hoffen wir, er hatte wenigstens einen *Gewerbeschein*. In diesem Fall würde es nämlich keine Rolle spielen, ob bei seiner Entscheidung für ein solches Erwerbsleben außer Tierliebe und Reiselust noch andere, nebensächliche Beweggründe mitschwangen. Hauptsache, er starb legal.

Meine Großmutter Helene weilte hin und wieder zur Kur im berühmten Taunusort *Schlangenbad* (bei Wiesbaden). Gebissen wurde sie aber nie. Wappentier der Einhei-

mischen ist die Äskulapnatter, die sich derzeit noch in geschätzt 10.000 Exemplaren in der 100 Quadratkilometer großen Gegend aufhalten soll.** Sie ziert auch das bekannte rote Apotheker-A. Oft in Komposthaufen wohnend, Mäuse und Ratten vertilgend, soll sie in den fraglichen Taunusdörfern beliebter als die öde Hauskatze sein. Zwar ist die um 1,50 Meter lange bräunliche oder graue Natter nicht augenschmeichelnd bunt, dafür jedoch garantiert ungiftig.

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.welt.de/vermishtes/kurioses/article117268527/Schlangen-Experte-stirbt-waehrend-Show-durch-Biss.html>, 19. Juni 2013

** Sven Siebenand, <https://www.pharmazeutische-zeitung.de/ausgabe-352016/schlange-der-apotheker/>, 29. August 2016

Der sowjetische Schriftsteller **Michail Scholochow**, offenbar in Ehren ergraut und 1984 erst mit 78 Jahren gestorben, gilt zumeist als regimetreu. Gleichwohl stellt sein Hauptwerk *Der stille Don*, eine umfangreiche Erzählung aus den »revolutionären« Jahren um 1917, Gott sei Dank, oder wem auch immer, alles andere als ein Brevier des Bolschewismus dar. Ich beziehe mich auf die Ostberliner Ausgabe von 1964 (hier 14. Aufl. 1987), die rund 2.000 Seiten und ein damals frisch verzapftes Nachwort von Alfred Kurella hat. Daß dieses so wenig »sowjetfreundliche« Werk in der SU und damit auch in der DDR erscheinen durfte, finde ich schon erstaunlich. Ich wüßte einstweilen keine Erklärung dafür, müßte nachforschen. Mit dem Donkosaken Grigori Melechow wird den Lesern ein unentschiedener, wankelmütiger, wenig gebildeter, dafür letztlich jedoch schollenbewußter »negativer« Hauptheld zugemutet, mit dem sie auch noch »sympathisieren« müssen, so wie ihn Scholochow gibt. Grigori kämpft nur kurzzeitig auf roter, sonst auf weißer, also »konterrevolutionärer« Seite. Dabei wird er unaufhaltsam kriegs- und politikmüder. Die roten und die weißen Machthaber nähmen sich nichts, darf er feststellen, ohne daß ihn der Autor auf der Stelle mit Hammer & Sichel niedermacht. Zwar schließt er sich gegen Ende, in seiner Heimatlosigkeit und seiner Angst, von den neuen Sowjet-Kommissaren eingekerkert oder gar hingerichtet zu werden, einer »Armee« aus plündernden Banditen an, doch sie widern ihn an und er beschließt, mit seiner frühen Geliebten Aksinja den Versuch einer Auswanderung und eines Neuanfangs zu wagen. Dabei wird Aksinja von einer roten Streife vom Pferd geschossen. Grigori muß ihr im Verborgenen mit seinem Säbel ein Grab ausheben. Allein, niedergeschmettert, ohne auch nur einen Funken

Lebenslust kehrt er dann in sein Heimatdorf zurück, um wenigstens seine Kinder noch einmal zu sehen. Damit endet das Buch.

Für jeden freiheitsliebenden Leser ist es durchaus gut vorstellbar, daß jener Neuanfang gelungen wäre. Aber es durfte nicht sein. Mit einem derartigen positiven Ausgang versehen, hätte dieses Buch zu stalinistischen Zeiten schon gar nicht erscheinen können. Nachwortautor Kurella, ranghoher treuer »Kulturarbeiter« in Diensten der *SED*, unterstreicht das noch, indem er Melechow mit der Brechstange, gegen Scholochows behutsamen, oft sogar ausweichenden Text, als bedauerlichen Gescheiterten und eins der vielen Opfer hinstellt, die bei jeder Erkämpfung einer großen und edlen Sache unvermeidlich anfielen. »In diesem Rahmen ist Grigoris Untergang wie ein blutrotes Siegel an der Urkunde, die den Sieg auch der Donkosaken über die alte Welt verkündet, über die Welt des Eigentums und Eigennutzes, der alten patriarchalischen Knechtschaft und der kapitalistischen Ausbeutung, in der fortschrittliche, glück- und wahrheitsuchende Menschen zu verkommenen Subjekten, zu Banditen, ja zu Bestien werden konnten.«

Wie sich versteht, trat dieses Gesindel nicht mehr in den Kreisen um Lenin, Trotzki, Stalin und Ulbricht auf. Für Kurella beschränkte sich die realsozialistische Funktionärs- und Staatsgewalt von Zigtausenden und deren Befehlsstrukturen auf den sogenannten »Personenkult um Stalin«. Massenmorde an »eingliederungsunwilligen« Kosaken und zahlreichen anderen Völkern oder Volksschichten erwähnt er schon gar nicht. Scholochow dagegen bringt wiederholt ungeschminkte Beispiele von Willkür und Brutalität auch auf Seiten der Roten – Kurella reduziert sie auf Melechows Schwager Michail Koschewoi, den neuen »revolutionären« Machthaber ihres Heimatdorfes, den er als fehlgeleiteten Emporkömmling hinstellt, der Abtrünnigen oder Zögerlichen wie Melechow einfach zu wenig Kredit gebe. Sonst hätte auch aus diesem ein glückliches Mitglied der inzwischen fortschrittlichen Gesellschaft werden können. Aber für mich ist Melechow, so wie ihn Scholochow gibt, keineswegs am gesellschaftlichen Umbruch, vielmehr an den Brüchen gescheitert, die offenbar jeder Mensch, gleich unter welchen politischen Bedingungen, mit sich herumzuschleppen hat. Hier paaren und reiben sich Mut mit Falschheit, Hilfsbereitschaft mit Heuchelei, Zärtlichkeit mit Zerstörungswut, unerklärliche Laune mit Vierjahresplan und so weiter und so fort. Scholochow malt dies alles breit, jedoch unaufdringlich aus. Er predigt oder schulmeistert nie. Manchmal vermisse ich sogar eine gewisse Nachdenklichkeit, etwas mehr philosophische Strenge, wie ich einmal sagen möchte. Was am Ende zurückbleibt, ist nicht Kurellas gescheiterter, dem Untergang geweihter Anti-Held des Buches, vielmehr der hilflose Autor des Buches. Das wildwuchernde, schaurig-schöne Leben hat sich als seinen Verstandeskräften überlegen erwiesen.

Gleichwohl zollt auch der skeptische Scholochow dem programmatischen »revolutionären« Rahmen Tribut, in den er eingespannt war. Er wahrt den Anschein; er stellt das offizielle Programm nie unverhohlen in Frage. In Wahrheit, das geht mir jetzt auf, müßte man den Weltverbesserungsdrang, den sogar etliche »Anarchisten« bekunden, nicht nur Kommunisten, Liberale und Philanthropen, als das Hauptübel aller PolitikerInnen brandmarken. Überall maßen sie sich an, dem Bruder, Kollegen, Mitbürger, Nachbarn, ja selbst den entlegensten Landstrichen das Heil zu bringen. Was haben Moskauer Bolschewisten am südlichen Don oder gar am Baikalsee zu suchen? Faktisch unterjochten sie dann die jeweiligen Kosaken oder Kalmücken, die sie gerade »befreit« haben. Das Hauptübel ist die Mißachtung des Selbstbestimmungsrechtes. Entweder helfen sich die Leute da, wo sie gerade miteinander leben, selber – oder ihnen ist eben nicht zu helfen, so muß man das sehen. Sollen sie doch in ihren Sittenkorsetten verrecken, wenn sie es wünschen. Die von den »Roten« erzwungenen Kollektive sind mindestens genauso schlimm.

Daneben muß ich Scholochow auch einen gewissen Hang zur Volkstümelei ankreiden. Er bringt viel Verständnis für das befremdliche Naturell der Kosaken auf, zu denen er selbst gehörte. Sie können grausam, räuberisch, abergläubisch, säuferisch, frauen-, juden- und fremdenfeindlich sein bis zum Erschrecken, Scholochow dämpft es mit Samthandschuhen und Augenzwinkern ab und läßt dafür auch die eindrucksvollen Hochzeitsbräuche, die Blumenliebe und die Rührseligkeit der Kosaken nicht fehlen. Ihre Roheit zeigt sich übrigens schon daran, wie sie ihr Hausvieh behandeln. Liebevoller oder brüderliche Gesten ihrem treuen, feurigen Gaul gegenüber, der sie schon so oft aus dem Schußfeld ihrer Feinde trug, sind selten. Die junge Dunjaschka hat eine eilige Nachricht zu überbringen, muß aber trotzdem erst ihr Kopftuch suchen, da es sich für ein unverheiratetes Kosakenmädchen nicht schickt, mit losem, fliegendem Haar durchs Dorf zu rennen. Die Männer dürfen mehr. Dunjaschkas Bruder Grigori ist eigentlich mit Natalja verheiratet, die auch seine beiden Kinder zur Welt bringt. Doch er kommt immer wieder auf die schon erwähnte Nachbarin Aksinja zurück. Als er einmal länger im Frontdienst steht, läßt sich diese mit einem Gutsherrnsohn ein. Für dessen furchtbare Züchtigung durch den zurückgekehrten Grigori versteht dann Autor Scholochow Verständnis zu erwecken, obwohl Grigori selber die liebe Aksinja ihrem Gatten Stepan ausgespannt hat. Woanders – als am Don – nennt man so etwas Doppelmoral, um nicht schon wieder von Falschheit zu sprechen.

Es böte sich an, den *Stillen Don* mit Boris Pasternaks *Shiwago* zu vergleichen, aber das überfordert mich vielleicht. Im ausweichenden Zug nehmen sie sich nicht viel: beide

Autoren vermeiden deutliche politische oder philosophische Stellungnahme. Pasternak kommt mir in sprachlicher Hinsicht vermögender und betörender vor. Im Vergleich mit ihm erzählt Scholochow gradlinig, chronologisch, ausgiebig – und etwas langweilig. Während Pasternak eher ein Skatblatt gibt (10 Karten), blättert Scholochow das ganze Spiel auf den Tisch. Er neigt zur Langatmigkeit. Insbesondere die vielen Schlachtenberichte stellen meines Erachtens fruchtlose Wiederholungen dar. Das gilt selbst für seine im einzelnen schönen Landschafts- und Milieuschilderungen – es ist immer wieder dasselbe. Das Werk im ganzen ist sowieso viel zu dick.

Ich will mich ersatzweise noch ein wenig mit Nachwortautor **Alfred Kurella** befassen. 1895 als Sohn eines niederschlesischen Arztes und Psychiaters zur Welt gekommen, tritt Kurella nach einer schwärmerischen Wandervogelzeit schon 1918, in ihrem Gründungsjahr, als Aktivist der *KPD* auf. In Gustav Reglers Erinnerungen von 1958* kommt er nicht viel besser weg als Walter Ulbricht. Der ehrgeizige und »immer doppeldeutige« Münchener Studentenführer, Schriftsteller, Moskauer *Komintern*-Funktionär, Sekretär solcher berühmten Männer wie Barbusse und Dimitroff sei stets in erster Linie Agent und Polizist gewesen, was ihm, Regler, 1934 in Moskau auch Kurellas Bruder Heinrich bestätigt habe, der dann 1937 mit 32 Jahren als sogenannter »Versöhnler« und angeblicher »Konterrevolutionär« wahrscheinlich mit Billigung Alfreds erschossen wurde. 1956 war die *SED* schamlos genug, Heinrich Kurella, wie so manche andere Leichen, zu »rehabilitieren«, ohne es den DDR-Bürgern auf die Nase zu binden. *SED*-Mitglied Alfred Kurella war zu dieser Zeit Literaturinstitutsleiter in Leipzig. Martin Schaad zufolge** hatte Kurella 1947 mit dem Propagandabuch *Ich lebe in Moskau* einen »traurigen Tiefpunkt« in seinem literarischen Schaffen erreicht; darin habe er die Terrorerfahrung im Exil schönzufärben und »sogar die Hinrichtung seines eigenen Bruders« zu rechtfertigen versucht (Schaad auf Seite 160). Später brachte es Kurella noch bis zum Sekretär der Kulturkommission beim Politbüro des ZKs in Ostberlin und damit zum obersten Kulturfunktionär der DDR. Er zählte bis zuletzt (gestorben 1975) zu den Einpeitschern des sogenannten Sozialistischen Realismus, obwohl er, laut Regler, zeitlebens an einem »Zungenfehler«, einer Sprechbehinderung also litt. Er geriet leicht ins Stottern. Regler erlebte das bereits 1918 in München mit, als er einmal gemeinsam mit Kurella durch die brodelnde, umkämpfte Stadt lief. Auf dem Stachus eine Volksmenge laut dazu auffordernd, Räte zu bilden und dabei hilflos die R's und die B's stammelnd, sei Kurella, zu Reglers Betretenheit, ausgelacht worden. 45 Jahre später ließ Kurella jenes Nachwort zu Scholochows Roman mit dem Titel »Von Schönheit und Härte, Grausamkeit und Größe der Revolution« versehen.

Zwar erwähnt auch Martin Schaad Kurellas Stottern, doch geht er darauf so wenig wie auf andere möglicherweise wunde Punkte des schlanken und eigentlich anziehend wirkenden Bürgersohnes ein, etwa Kurellas schmale, fast nach innen gestülpten Lippen, die ihm einen Strichmund bescherten, seine frühe Lungenkrankheit (Tuberkulose?), eine bei Schaad namenlose »uneheliche Tochter« (S. 160) und seine »dritte Ehefrau« Elfriede Cohn-Vossen (S. 119), die sich wohl 1938 mit Kurella verheiratet hatte. Deren Vorgängerinnen, darunter vielleicht Geliebte oder Angebetete, die sich *nicht* mit Kurella verheirateten, streift Schaad mit keinem Wort. Den Potsdamer Historiker scheint das gesamte Liebes-, ja Gemütsleben seines Untersuchungsgegenstandes kaum zu interessieren. Selbst Kurellas öfter erwähnten *Wandervogel*-Jahre sucht Schaad nie unter diesem Gesichtspunkt zu rupfen. Er beläßt es bei Kurellas naturmystischem, nach Erlösung dürstendem Begehren, in einem (Volks- oder wenigstens Partei-)Ganzen aufzugehen, das Kurella freilich mit zehntausenden anderen jungen Leuten teilte, die noch nicht einmal Kinder von Psychotherapeuten gewesen sein müssen. Im übrigen hat sich Schaad dem (angeblichen) Nachweis gewidmet, Kurellas um 1936 entstandener Roman *Die Gronauer Akten* (erschieden erst 1954) sei in erster Linie ein ausgefuchstes Unternehmen gewesen, sich bei den Moskauer Parteioberen, nach verschiedenen Vorwürfen und Bedrohungen gegen Kurella und dessen Amtsenthebung als *Komintern*-Mitarbeiter, wieder einzuschmeicheln und dadurch zu rehabilitieren. Das ist streckenweise spitzfindig, mal vergnüglich, mal langweilig – und vielleicht sogar richtig. Nur trägt es wenig zu der Frage bei, warum nun ausgerechnet auch dieser etwas schüchtern und doch geheimnisvoll wirkende blonde, blasse Wandervogel Kurella mit seinen scharfen Gesichtszügen keine andere Lebensmöglichkeit sah, als sich einer »großen Sache« zu verschreiben und dabei alle Kehrtwenden der Parteilinie getreulich mitzuvollziehen.

Laut Evelyn Lacina*** war Alfred Kurella immerhin viermal verheiratet, und zwar mit der Gymnasiallehrerin Margret Hahlo (Heirat 1920), der Pelzhändlertochter Walentina Nikolajewna Sorokoumowskaja (1930), der erwähnten Ärztin Elfriede Cohn-Vossen, die 1957 starb, und dann mit Sonja Matthäus (Sonja Kurella-Schwarz, 1958, geb. 1924, in der DDR zunächst Lehrerin, dann gleichfalls Kulturfunktionärin). Er habe fünf Kinder und drei Stiefkinder gehabt. Im Ersten Weltkrieg war der junge Kurella zunächst Freiwilliger – er wurde zweimal verschüttet und Pazifist. Von Lacina ist zu erfahren, 1916 habe der »seit seiner Kindheit« stotternde Soldat seine Sprechstörung dazu genutzt, sich als »Behinderter« »kriegsuntauglich« schreiben zu lassen. Klug genug, aus der Not eine Tugend zu machen, war er also schon immer gewesen. Kurellas zeitweiligem Sekretär Erhard Scherner zufolge**** (geb. 1929) verunglückte Cohn-Vossen bei einem Urlaub im

Kaukasus. Die nächste und letzte Gattin Sonja (knapp 30 Jahre jünger als er) habe Kurella noch einmal »Vaterfreuden« beschert. In diesen DDR-Funktionärs-Zeiten sei Kurella stets von »Personenschutz«, zwei Leibwächtern nämlich, begleitet worden. Selbst Scherner erwähnt Kurellas »gelegentliche Sprachstörungen«, die dieser demnach auch im Alter noch nicht losgeworden war.

1972, schon seit knapp 10 Jahren (von Ulbricht) kaltgestellt, erlitt Kurella einen Herzinfarkt – »die Kraft für einen umfassenden Lebensbericht war aufgezehrt«, schreibt Scherner. Schaad dagegen führt den Umstand, daß Kurella nie eine Autobiografie zustandebrachte, auf die unzähligen selbstbiografischen Versionen zurück, die Kurella im Laufe der Jahrzehnte bereits vorgelegt hatte, etwa für die Kaderabteilungen: sie alle widersprächen sich, er hätte sie niemals unter einen Hut bekommen.

Ich will noch einen Blick auf die erwähnte Pfarrerstochter und Ärztin **Elfriede Cohn-Vossen** (1909–57) werfen. Aufgewachsen in Thüringen und Sachsen, hatte sie den Kommunisten Kurella um 1938 kennengelernt und geheiratet. Mit diesem hatte sie zwei Kinder, Stefan und Brigitte. Vorher war sie mit dem Mathematiker Stefan Cohn-Vossen verheiratet gewesen, dessen Name sie beibehielt. Zuletzt Professor in Moskau, war der jüdische Wissenschaftler 1936 ebendort, wie es heißt, einer Lungenentzündung erlegen. Mit Kurella teilte die neue Gattin *vielleicht* die Vorliebe für den Kommunismus der sowjetischen Art, *gewiß* jedoch für das Wandern, und zwar insbesondere im Kaukasus. Das sollte ihr Verhängnis werden.

Nach Auskunft***** des gemeinsamen Sohnes Stefan Kurella, geboren 1939, hatte das Ehepaar bereits nach dem Krieg für einige Jahre im Kaukasus gelebt, wobei Cohn-Vossen in Ps'chu, Abchasien, ein Dorfkrankenhaus leitete. Später war die Familie, von Leipzig oder Ostberlin aus, regelmäßig in diesem wilden Riesengebirge Zelten und Wandern. Am fraglichen Julitag 1957 war man in der heutigen georgischen Region Chewsuretien unterwegs. »Von Djuta aus begleitete uns mit seinen Pferden Gigla Arabuli nach Archoti, wo wir vom Lyriker Guram Rtscheulischwili erwartet wurden, um gemeinsam im Dorf Achieli das bei den Chewsuren bedeutende Fest Athangena bzw. Athangenoba zu begehen. Knapp zwei Kilometer vor dem Dorf verunglückte Elfriede. Was geschah? Wir hatten den 3.286 Meter hohen Archotistavi-Pass hinter uns und stiegen in das Tal der Assa hinab. Meine Mutter ritt, ich folgte ihr zu Fuß. Der Pfad war tief in den steilen Hang geschnitten. Das Pferd hatte den Pfad verlassen, meine Mutter wollte absteigen. Genau in diesem Moment brach das Pferd mit den Hinterbeinen den Grassoden ab, auf dem es stand, bekam einen Schreck und rannte den Hang hinunter. Meine Mutter wurde Opfer zweier Fehler: ihr Bergschuh blieb im Steigbügel stecken und sie hatte die

Zügel fallen gelassen (anstatt sie fest zu halten). So konnte das Pferd sie zu Tode schleifen.«

Die 48jährige wurde noch am selben Tag in der Unglücksgegend begraben. So hatten es seine Eltern auf Gegenseitigkeit für Unglücksfälle vereinbart, sagt Kurella. Der erwähnte Lyriker Guram Rtscheulischwili habe einen Bericht über den Vorfall verfaßt, der wiederholt auch im georgischen Rundfunk zu hören gewesen sei. Eine amtliche Untersuchung gab es sehr wahrscheinlich nicht. Schwester Brigitte weilte in jenem Sommer in einem Pionierlager auf der Krim, fällt also als Augenzeugin aus. Streng genommen, müssen freilich auch alle anderen Zeugen als mehr oder weniger befangen gelten, sodaß es nicht Wunder nimmt, wenn später unterschiedliche Versionen des Vorfalls und auch Gerüchte über Faulspiel umliefen. Ich persönlich halte Stefan Kurellas Darstellung für glaubwürdig, weil er seinem Vater, nach meinem Eindruck, eher kritisch gegenübersteht.

Guram Rtscheulischwili, geboren 1934, soll übrigens auch nicht mehr lange gelebt haben. Dabei war er noch keine 30, als er, wahrscheinlich 1960, bei einer berausenden Party am Schwarzen Meer (angeblich) versuchte, einen trunkenen Freund vorm Absaufen zu retten. Dabei soll der Schriftsteller selber ertrunken sein. Belege für diese Geschichte nehme ich dankbar entgegen.

∞ Verfaßt 2016

* Gustav Regler, *Das Ohr des Malchus*, bes. S. 98, 290, 510

** Martin Schaad, *Die fabelhaften Bekenntnisse des Genossen Alfred Kurella*, Hamburg 2014

*** Evelyn Lacina, Artikel in der *Neuen Deutschen Biographie*, Band 13 von 1982

**** Erhard Scherner, »Junger Etrusker erteilt Unterricht. Eine Erinnerung an Alfred Kurella«, in *Utopie Kreativ* Nr. 201-202, Juli/August 2007

***** Stefan Kurella: Brieflich im Februar 2016. Der Ethnologe Kurella aus Oranienburg macht sich seit Jahren für die ärmliche Kaukasus-Region Swanetien stark.

Schule

Der US-Schauspieler, Schüler, vielleicht auch Zeitungsjunge **Billy Laughlin** (1932–48) aus Kalifornien hatte zwar schon mit acht Jahren (1940) beim Film debütiert und in etlichen erfolgreichen Kurzfilmen um *Die kleinen Strolche* sowie, neben Robert Mitchum und Simone Simon, in Joe Mays Kassenfüller *Johnny Doesn't Live Here Any More* mitgewirkt, aber dann, 1944, hielten ihn seine »vernünftigen« Eltern dazu an, erst einmal die Schule

zu beenden. In der Tat soll »Froggy« Laughlin (dicke Brille, schrille Stimme) das Schülerleben diesseits des Rampenlichts durchaus genossen haben – bis zum 31. August 1948.

An diesem Tag, wohl gegen Abend, war der 16jährige mit einem gleichaltrigen Freund in La Puente (bei LA) per *Cushman Motor Scooter* unterwegs. Nach zeitgenössischen Presseberichten unternahm der heute witzig wirkende Motorroller auf dem »Valley boulevard« eine Art jähe Kehrtwende, worauf ihn ein entgegenkommender Lastwagen umfuhr, der angeblich nicht mehr ausweichen konnte. »Froggy« (von Frosch) hatte auf dem Rücksitz des Rollers gehockt. Er starb kurz darauf im Krankenhaus. Freund W., der Fahrer des Rollers, kam mit leichten Verletzungen davon. Der 25 Jahre alte Lkw-Fahrer blieb unbelangt. Laut Sterbeurkunde, so wird behauptet, waren die beiden Teenager nicht oder nicht nur zum Vergnügen, vielmehr »while at work« unterwegs – möglicherweise zwecks Zeitungszustellens. Zur Stützung dieser Annahme dient, soweit ich sehe, die eher freie Behandlung des angeblichen amtlichen Eintrags.* Jedenfalls standen die Freunde am nächsten Tag selber in den Zeitungen. Deren Berichte (siehe eingangs der verlinkten Diskussion) scheinen allerdings die verbreitete Geschichte mit dem Arbeitsunfall nicht unbedingt abzudecken. Durch diese Geschichte wird der ganze Vorfall jedoch interessanter, weshalb sie auch in *Wikipedia* (deutsch und englisch) zu lesen ist. Mehr noch, steigert sie unser Mitgefühl für die unglücklichen Jungen – wie im Kino.

Eine zweite Fragwürdigkeit stellen selbstverständlich Froggys »vernünftige«, auf Schulbesuch pochende Eltern dar. Für meinesgleichen sind Schulen schon immer Orte des Schreckens gewesen. Darüber sehen neuerdings viele Liberale und Linke gern hinweg, wenn sie die Schulschließungen im Zeichen der Göttin *Corona* beklagen. Schulen verdanken sich in Demokratien wie Diktaturen gleichermaßen der Anmaßung des Staates, seine BürgerInnen auch durch die von ihm verordnete sogenannte Allgemeinbildung zu normieren. Er maßt sich an zu wissen, was »man« wissen muß. In seinem Verständnis natürlich alles, was der Aufrechterhaltung seiner gut geschmierten Megamaschine nützt, die wiederum seiner Elite dient. In Wahrheit gibt es unter den Menschen – solange sie noch nicht erfolgreich angepaßt worden sind – eine derart große Vielfalt an Naturellen, Bedürfnissen und Lebensformen, daß sie alle ihrer eigenen, darauf zugeschnittenen Bildung oder auch Schwänzerei bedürften. Aber man läßt sie nicht. Schulpflicht, Meldepflicht, Steuerpflicht, Versicherungspflicht, Sommerzeitpflicht, Wehrpflicht, Impfpflicht – Sie können darauf wetten: sobald die Enthaltungsrate bei den Wahlen unerwartet steil ansteigt, wird auch die Wahlpflicht eingeführt. Schließlich müssen sich die Pensionsberechtigten im Bundestag irgendwie legitimieren.

Sind Sie Lehrer, werden Sie vermutlich einwenden, wenn jeder gerade unterrichten oder lernen dürfte, was und wie er wollte, brähe doch das Chaos aus. »Sollen die Behördenformulare von Analphabeten ausgefüllt werden? Die Fabriken von Leuten in Gang gehalten werden, die nicht bis drei zählen können?«

Ach du meine Güte! Nein, die Behördenformulare, die Fabriken und die Staaten müssen weg. Der Mensch der Zukunft lernt in selbstorganisierten Basisgruppen, wie es etwa in meinem Kurzroman *Konrätelust* [jetzt: *Ümmershand*] geschildert wird.

∞ 2022

* »The Death of Froggy«, Diskussion auf *The Little Rascals* im Sommer 2013, bes. 6. Aug. 2:14am:

<https://littlerascals.proboards.com/thread/1259>

Siehe auch → Bildung → Grammatischer Gram → Komik, Albernheit → Mündlichkeit → Rechtschreibung

Schutz

Am 26. September 2012 kochte der gebürtige Marokkaner und »Langzeitarbeitslose« Ahmed S. (52) bereits vor Wut, ehe er im einstigen Arbeitsamt von Neuss die Verkörperungen der neuen Namen »Arbeitsagentur«, »Jobcenter« oder »CTP (Come Together Point)« überhaupt auf sich hatte wirken lassen. Nun suchte er vergeblich nach einem bestimmten Mitarbeiter, den er wegen eines Schriftstücks zur Rede stellen wollte, bei dem er nur Bahnhof verstanden hatte. Er befürchtete Datenmißbrauch. Durch den Mißerfolg seiner Suche noch wütender geworden, betrat er ersatzweise ein Zimmer der Abteilung *Visionen 50plus* – ungelogen. Die 32jährige Sachbearbeiterin **Irene N.** hatte das Pech, daß es ihr Zimmer war. Nach kurzem Streit zog S. ein langes Fleischermesser aus seiner Kleidung und stach auf die Frau ein. Sie starb kurz darauf im Krankenhaus. Das Pech dieser Lückenbüßerin war das Glück jenes Kollegen, den der aufgebrachte S. nicht gefunden hatte. Nun war dieser sofort geständig. Da er von der Eingangstür an zwei Messer mit sich geführt hatte, verurteilte ihn das Düsseldorfer Landgericht ein halbes Jahr darauf wegen Mordes zu Lebenslänglich.*

Mit dem Geld, das die damaligen Umbenennungen und »Umstrukturierungen« auf dem »Arbeitsmarkt« verschlangen, hätte man wahrscheinlich alle marokkanischen Wüsten in Gärten verwandeln können. Aber all diese reformerischen Maßnahmen werden bekanntlich nur ergriffen, um das erwerbstätige Volk vor Verelendung zu schützen. Und

nicht etwa, um es zu täuschen, zu verhöhnen und zu entwürdigen. Bedenkt man es recht, hat sich das Wort *Schutz* in den jüngsten Jahrzehnten gerade Deutschland zum Tummelplatz erkoren. Schon Kaiser Wilhelm hatte die großartige Idee, *Schutztruppen* nach Südafrika zu entsenden, um die dortigen Neger mit knusprigem Schiffszwieback vor der Verelendung zu bewahren. In der Heimat wirkte derweil die *Schutzpolizei* – hat es je einen freundlicheren und gemütlicheren dicken Mann gegeben als den »Schupo« an der Ecke? Na also. Später kamen Einrichtungen wie die Erhebung von *Schutzgebühren* für die Mafia oder Heinrich Himmlers *Schutzstaffel (SS)* oder die Anstalten der *ARD* und natürlich der *Verfassungsschutz* hinzu, ferner Maßnahmen wie die *Schutzhaft*, die *Schutzimpfung* und die *Atemschutzmaskenpflicht* für besonders gefährdete Kommunisten und Kinder – und jetzt haben wir, seit März 2020, ein unablässig verbessertes »Gesetz zum Schutz der Bevölkerung bei einer epidemischen Lage von nationaler Tragweite«, das der Bundestag selber, in griffiger Kürze, auch *Bevölkerungsschutzgesetz* nennt.** Für ihn, den Deutschen Bundestag, soll dieses Instrument vor allem »vereinheitlichen«, also nicht etwa gleichschalten. KritikerInnen meinen, es sei vor allem eine Berliner Abrißbirne gegen die spärlichen Überreste des deutschen Föderalismus‘. Der war dereinst antifaschistischen Beweggründen entsprungen.

Wer all diese Hürden nimmt und mit 80 oder 90 »natürlich« wegstirbt, muß wahrlich einen *Schutzengel* besessen haben. **Gustav Unfried** (1889–1917) hatte keinen. Der schwäbische Fußballer, überwiegend bei den *Stuttgarter Kickers* aktiv, hatte mehrere Meisterspokale und eine Länderspielteilnahme (gegen die Niederlande) ergattert. Seine Position war Mittelläufer gewesen. Ich fürchte allerdings, Mitläufer war er auch. Schon vor dem »Ausbruch« des Ersten Weltkrieges soll sich der gelernte Landvermesser in dem Gebilde namens *Deutsch-Ostafrika* aufgehalten haben – vermutlich nicht, um zu kicken, sondern um eben das Gebilde zu messen. Da hatte er gut zu tun, war das Gebilde, auch »Schutzgebiet« genannt, doch beinahe doppelt so groß wie das »schützende« Kaiserreich. Im Krieg selber soll Unfried dann 1916 das *Eiserne Kreuz* errungen haben. Wo, bleibt unklar. Er soll aber wieder »Angehöriger« der sogenannten Schutztruppen des Gebildes gewesen, nur leider, als solcher in Gefangenschaft geraten sein. Allerdings setzten ihn nicht die einheimischen Neger oder Mohren fest, vielmehr die Briten. In deren Obhut soll der 28jährige im September 1917 verstorben sein. Näheres scheint in den zwei oder drei Sport-Nachschlagewerken nicht zu stehen. Vielleicht erlag Unfried der sogenannten Spanischen Grippe oder brachte sich vorsorglich um. Recht hätte er gehabt.

Ich nehme stark an, die Nachschlagewerke vermeiden auch den Hinweis auf die schweren Verwüstungen, die das Schutzgebiet als Schlachtfeld zwischen Deutschen und

Briten/Belgien zu erleiden hatte. Anderswo ist etwa von mehreren Hunderttausend Todesopfern unter den Einheimischen die Rede. Sie starben als TrägerInnen unserer tapferen Truppen, sie verhungerten oder steckten sich mit den zeittypischen Seuchen an. Wer nicht starb, hatte vielleicht nur noch ein Bein und schleppte sich auf Krücken bis ins nun britische Gebilde Tanganjika durch. Ab 1964 hieß der Hauptteil des ehemaligen »Schutzgebietes« *Tansania*. Dort kam kürzlich der dunkelhäutige Staatspräsident John → Magufuli auf undurchsichtige Weise um.

∞ Verfaßt 2022

* Tim Röhn, <https://www.welt.de/regionales/duesseldorf/article115034002/Lebenslange-Haft-fuer-Mord-in-Neusser-Jobcenter.html>, 5. April 2013

** »Bevölkerungsschutzgesetz: Bundesweite Notbremse beschlossen«,

<https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2021/kw16-de-infektionsschutzgesetz-834802>

Das kleine Sultanat **Brunei**, zwischen Malaysia und dem Südchinesischen Meer eingeklemmt, liegt an der Nordküste der riesigen Insel Borneo. Was sollten Sie von diesem Ländchen außerdem wissen? Zumindest das: es hat bis 1984 »unter britischer Schutzherrschaft« gestanden. Dabei ist *Brockhaus* unverschämt genug, das Wort Schutzherrschaft *ohne* Gänsefüßchen zu schreiben. Ich habe ja eben schon von dem weltweit beliebten Decknamen »Schutz« gesprochen. Im Bereich der Kolonialpolitik geht es selbstverständlich darum, die Arbeitskräfte und Bodenschätze des betreffenden Landstrichs vor der imperialistischen Konkurrenz und nicht etwa vor Hunger und Hochwasser »zu schützen« – nur möchte man das nicht so deutlich verkünden.

Vielleicht noch ein paar Takte zur »Schutzhaft«. Nach *Brockhaus* (Band 19) sind zwei Arten zu unterscheiden. Die erste Sorte ist angeblich harmlos oder sogar segensreich, daher auch in sogenannten Demokratien vorgesehen. Die Polizei darf Personen festnehmen, wenn sie gefährdet sind, ob durch andere oder durch eigene Schuld. Paradebeispiel ist der hilflose stockbetrunkene Penner, der zu erfrieren droht. Im zweiten Fall dagegen soll nicht die Person vor der Gefahr, vielmehr der Staat vor der Person »geschützt« werden. Daher 1933, gleich nach dem Reichstagsbrand, die »Verordnung zum Schutz von Volk und Staat«, die wahre Rudel von Systemgegnern hinter Gittern führte, obwohl sie gar nichts Strafbares getan hatten. Aber sie drohten es eben zu tun! Es war also die reinste Vor- und Fürsorge seitens des Staates. Nebenbei hat der weiter oben behandelte Cheforganisator der *Gestapo* Werner Best unter anderem sofort für die Beibehaltung und Verschärfung der Schutzhaft-Regelung gesorgt. Nun lag die Maßnahme allein im Belieben

der Geheimpolizei, jenseits aller richterlichen Überprüfbarkeit. Die Geheimpolizei hatte also ihre Argusaugen auf allem, was nach »potentiellem Straftäter« roch, wie es Jahrzehnte später im deutschen demokratischen Diskurs genannt wurde. Wenn Sie mich fragen, wird die faschistische Schutzhaft-Praxis demnächst durchaus amtlich abgesegnet wiederaufleben. Man wird sich vielleicht einen neuen Namen dafür einfallen lassen. Der aufgeweckte Junge aus dem zukünftigen BSW-Jugendverband, der die geeigneten Argumente und Hüllwörter finden wird, sitzt bereits in der einen oder anderen deutschen Unterprima vorm Computer.

∞ Verfaßt 2024 • Siehe auch → Kapitalismus, Schutzumschlag

In seinem Essay *Über die Bücher* teilt Montaigne mit, seine bevorzugte Lektüre stellten Lebensbeschreibungen dar, darunter wieder besonders jene, die sich »eingehender mit den Absichten als mit den Begebenheiten befassen, und mehr mit dem, was aus dem Innern kommt, als dem, was von außen geschieht.« Dies dürften am ehesten Autobiografien leisten. Nun habe ich **Günther Schwarbergs** Erinnerungen *Das vergess ich nie* wiedergelesen, die 2007, noch knapp vor seinem Tod, erscheinen konnten. Zwar lassen sie an Schärfe, Straffheit und Glanz nichts zu wünschen übrig – doch von sich selber spricht der 1926 geborene Journalist und Buchautor kaum. Gegen ihn ist sogar Victor Serge ein Herzausschütter. Da hilft es nur, Schwarbergs Werk nicht als Autobiografie sondern als bedeutenden Beitrag eines linken »Nestbeschmutzers« zur Zeitgeschichte zu nehmen.

Schwarberg, bei Bremen aufgewachsen, wurde nahezu ununterbrochen angefeindet, gab jedoch nie auf. Vor allem als *stern*-Redakteur unter Henri Nannen (Herausgeber des Hamburger Wochenblattes bis 1983) konnte er etliche enthüllende, sorgfältig recherchierte Reportagen veröffentlichen, die einiges bewirkten. Am nachhaltigsten erwies sich darunter sein Eintreten für *Die Kinder vom Bullenhusser Damm*; diese 20 Kinder waren noch im April 1945 im Keller einer Hamburger Schule ermordet worden, nachdem SS-Ärzte grausame Experimente an ihnen durchgeführt hatten. Der verantwortliche SS-Obersturmführer Arnold Strippel wird wie üblich halbherzig verfolgt und nie belangt.

Soweit ich weiß, verstand sich Schwarberg nie als Kommunist; gleichwohl fällt sein milder Umgang mit DDR und SU auf. Einerseits rühmt er SpanienkämpferInnen, andererseits ging der kommunistische Verrat in diesem Vorspiel zum Zweiten Weltkrieg an ihm vorbei. Eine autoritär verfaßte DDR, die begierig westliches Wirtschaftswunder nachzuäffen wünscht, hat er nie gesehen. Zwar rügt er etwa das »Mißglücken« der

Bodenreform (Enteignung der Junker), doch einen Begriff von der Mammutisierung, etwa durch LPGs, scheint er nicht zu haben. Im Gegenteil erlaubt er sich den Traum, die Kommunisten der »Zone« hätten nach Kriegsende über jene »Macht der Bilder« verfügt, die später beispielsweise der *stern* so geballt und gezielt einzusetzen verstand (245). Der östliche PR-Apparat war also unvollkommen. Sonst wären die dummen Bauern scharenweise »freiwillig« in der *SED*-Schürze untergeschlupft. Hier will Schwarberg befremdlicherweise nicht geduldig argumentieren, vielmehr geschickt manipulieren. Aber er war eben professioneller Journalist.

Zu den Glanzstücken des Buchs, die einen trübsinnig stimmen können, zählt Schwarbergs Erzählung den berüchtigten, nie gefaßten Ausschwitz-Arzt Josef Mengele betreffend. Dem hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer war zu Ohren gekommen, Martha Mengele halte sich in Zürich auf und habe möglicherweise vor, dort gemeinsam mit ihrem Gatten dessen 50. Geburtstag zu begehen. Bauer bat Schwarberg um »Amtshilfe«. Tatsächlich machte der erfahrene Journalist Martha und sehr wahrscheinlich auch Josef Mengele am 4. März 1961 als frische Mieter einer Wohnung in Zürich-Kloten aus. Schwarberg alarmierte die Polizei, die das Haus auch observierte. Doch nach einigem Hin und Her (viele Telefonate oder Fernschreiben mit Bern und Bonn) ließ die schweizer Polizei das Paar aus der Klotener Mietwohnung unbehelligt in einen blauen *VW* mit Günzburger Kennzeichen steigen und – zum Beispiel – nach Italien reisen. »Noch nicht einmal die Grenzstationen sind benachrichtigt.« Der dickste Hammer: Tags zuvor hatten die FahnderInnen einen Zettel in Martha Mengeles Briefkasten mit der Bitte um Rücksprache im Klotener Gemeindebüro gesteckt. Dadurch habe man eine Reaktion provozieren wollen. Ja, die erfolgte auch prompt: Flucht. Schwarbergs Fazit: »Fritz Bauer muß den Auschwitz-Prozess ohne den Hauptangeklagten Josef Mengele beginnen.«

Schwarbergs Darstellung (224–30) legt den dringenden Verdacht, man habe einen der übelsten Massenmörder der jüngeren Weltgeschichte mit Absicht durch die Lappen gehen lassen, mehr als nahe. Es wäre auch weißgott kein Präzedenzfall gewesen. Grundsätzlich dürfte sich die viertelherzige Verfolgung faschistischer VerbrecherInnen unter anderem einem stinkenden Kuhhandel verdankt haben, wenn ich mich recht an andere kritische Quellen erinnere. Jerusalem sagt hinter vorgehaltener Hand: wir drücken ein Auge über eure Nachsicht mit den Globkes und Mengeles zu, falls ihr unsere Atomwaffen mit Schweigen bedeckt. Bonn nickt.

Wie es aussieht, wurde Schwarbergs Verdacht geraume Zeit später zumindest vom schweizer Nationalrat Jean Ziegler geteilt, brachte der doch am 19. März 1999 im Parlament eine diesbezügliche *Einfache Anfrage* an die Regierung der Schweiz ein, wie das

Internet weiß.* Die abwiegelnde Antwort der Regierung ist dreist genug, sich nach Anrichten eines wüsten Amtsdeutsch-Salates auf den Umstand zurückzuziehen, aus den damaligen Polizeiakten gehe nicht hervor, »ob es der Kantonspolizei gelang, die Person Mengeles klar festzustellen und zu identifizieren. Auf jeden Fall fehlen Belege für seine Anwesenheit in Zürich und es fehlen Hinweise, wonach tatsächlich eine konkrete Möglichkeit zu seiner Verhaftung bestanden hätte.« Das stinkt bis nach Rom nach Ausflucht. Schon bei Schwarberg läßt sich die Behauptung finden, der schweizer Staatsanwalt Grob habe im Nachhinein notiert: »Seltsam, warum gerade von diesem Tage kein Überwachungsrapport vorhanden ist ...« Aber der schweizer Regierung von 1999 ist der in ganz Europa seit Jahrhunderten gern geübte Brauch, Fluchthilfe zu leisten und Akten ähnlich gut zu frisieren wie die MinisterInnen, offensichtlich unbekannt. Er hat um die Alpen einen Bogen gemacht. Ob sich Schwarbergs schweizer Zwischenspiel wenigstens in der umfangreichen Literatur über Mengele niedergeschlagen hat? Das wäre so schön wie erstaunlich.

Schwarbergs Buch stellt eine Fundgrube für Doppelmoral, Buchstabengläubigkeit, Spitzfindigkeiten, Lügen, Verleumdungen, Kommunistenhetze und sonstiger Niederträchtigkeit deutscher Nachkriegsgeschichte dar. Etwas unglücklich kommt mir die Erzählform im Präsens vor, die sicherlich die Stetigkeit repressiver deutscher Nachkriegspolitik andeutet, aber die Unterscheidungsmöglichkeiten bei Vor- und Rückgriffen beschneidet. Nehmen wir gleich einen Rückgriff vor: Im März 2003 titelte *Bild* in Riesenlettern (und wohlweislich in Gänsefüßchen) *Tötet Saddam* – am 1. Juni 1961, kurz vorm Mauerbau, war das Blatt mit der Schlagzeile *Notfalls Krieg* erschienen, wie von Schwarberg zu erfahren ist (216). Nur schade und merkwürdig, wie ich finde, daß Schwarberg den verlogenen Überfall der Nato auf Jugoslawien 1999 übergeht. Der auf Libyen blieb ihm erspart. Schwarberg starb, nach schwerer Krankheit, 2008. Die flammenden Aufrufe, das libysche Volk von seinem blutrünstigen Knechter Gaddafi und beiläufig von seinen Bodenschätzen zu befreien, konnten Schwarbergs Krankheit nicht mehr beschleunigen.

Leider behandelt Schwarberg auch das Phänomen, daß die Menschen in zwei Geschlechter unterteilt sind, von denen das eine lange Zeit im Schatten des anderen stand, mehr als stiefmütterlich. Es ist schon viel, wenn er gelegentlich erwähnt, er habe sich mit dieser oder jener Frau verheiratet. Immerhin streift er die aufsehenerregende, 1971 mit *stern*-Hilfe inszenierte Kampagne gegen das Abtreibungsverbot (§ 218) und deutet sein Befremden über die um 2000 geschneiderten oder geschröderten rotgrünen Kriegsbräute an (271). Diese Mode eroberte rasch die Welt. Den erwähnten Schurken Gaddafi, dem sie einige Monate vorher noch die Hand geküßt hatten, ließen die siegreichen BringerInnen

der Menschenrechte (der Nato) am 20. Oktober 2011 einfangen, noch ein wenig quälen und demütigen und dann abknallen wie eine Ratte. US-Außenministerin Hillary Clinton, Stunden nach der Vollzugsmeldung im CBS-Fernsehen mit einer Moderatorin, also mit einer weiteren emanzipierten Frau plaudernd, breitet die Arme aus und strahlt: *Wir kamen, wir sahen – er starb!***

Schwarberg erlebte den faschistischen Krieg in Gestalt von Bomben auf Bremen und als blutjunger Funker an der Westfront. In der Folge entging er auch einigen anderen Bedrohungen. Bemerkt er dazu auffallend häufig, »wieder einmal Glück gehabt«, gefällt es mir eigentlich, weil es die haarsträubende Zufälligkeit des Überlebens in Rechnung zu stellen scheint. Doch Schwarberg thematisiert das nie. Alles, was sich nicht klar dem Machtstreben bestimmter gewissenloser Mitmenschen anlasten läßt, beispielsweise Tuberkulose-Bakterien, Autounfälle am laufenden Meter, häßliche Erscheinung eines jungen Menschen, ignoriert oder schluckt er. Die Sinnfrage ist ihm unbekannt. Seine Nase für Philosophie, Kosmologie, Metaphysik ist ungefähr so verkrüppelt wie Frau Clintons Herzmuskel. Das letztere Leiden stellt allerdings das schlimmere dar.

∞ Verfaßt 2022

* <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=19991042>

** Gudula Hörr 2016: <https://www.n-tv.de/politik/So-versank-Libyen-im-Chaos-article18853481.html>

Selbstmord

Der südkoreanische Berufsfußballer **Lee Kyung-hwan** (1988–2012) wurde 2011 gesperrt, da er mit rund 40 anderen Personen in einen fetten Wettskandal verwickelt war. Am 14. April 2012 sprang er in Incheon, einer Großstadt nahe Seoul, aus einem vermutlich höheren Wohnhaus in den Tod. Damit war der 24jährige bereits der vierte Freitodler aus der Schar der Beschuldigten, wie Dan Orlowitz berichtete.* Bis dahin hatten sich zwei Spieler und ein Trainer umgebracht. Lee, gelernter Mittelfeldspieler, habe an der Unsicherheit seiner weiteren Lebensgestaltung gelitten, wenn auch schon erwogen, zur südkoreanischen Armee zu gehen. Da wäre er wahrscheinlich gar nicht so fehl am Platze gewesen.

Allerdings, die Zeiten ändern sich. Drohnen sind Trumpf, und sofern im Außendienst noch Soldaten benötigt werden, nimmt man Kampfroboter, die sind präziser und zuverlässiger. Heute laufen eher zuviele Leute auf diesem Planeten herum, wie man ja auch von Bill Gates hört. Heute träumen Personal- und Arbeitsamtschefs nicht von

Niedrigstlöhnen und »Trainingsmaßnahmen«, sondern von Massenselbstmorden á la *Jonestown*. Die rund 1.000 Menschen umfassende, weitgehend isolierte Siedlung im Nordwesten Guayanas war von dem Sektenchef Jim Jones geschaffen worden, einem früheren Methodisten-Pfarrer aus den USA. Am 18. November 1978 kam es dort zu einer Art Showdown. Nachdem eine durchaus freundlich empfangene Delegation des US-Kongresses, die verschiedenen Vorwürfen nachgehen wollte, in der Tat auf einige Ungereimtheiten gestoßen war, wünschte Jones vermutlich einer Enttarnung zuvor zu kommen. Seine Gorillas verhinderten zunächst den Aufstieg des US-Flugzeuges, wobei es auch schon zu einigen Toten kam; dann ließ Jones seine AnhängerInnen zum Empfang eines Giftrankes antreten, das Himmelreich sei nahe. Auf diese Weise wurde *Jonestown*, teils unter Androhung des Erschießens, nahezu entvölkert. Der Urwald war mit Leichen übersät. Auch Guru Jones kam um; ob durch Selbstmord, ist ungeklärt.**

∞ Verfaßt 2020

* Dan Orlowitz, <https://www.goal.com/en/news/3800/korea/2012/04/16/3039296/former-k-league-player-lee-kyung-hwan-commits-suicide-after>, 16. April 2012

** Berthold Seewald, <https://www.welt.de/geschichte/article183999416/Massenselbstmord-Fuer-den-Gift-Cocktail-mussten-sie-Schlange-stehen.html>, ursprünglich 17. November 2018

Die bayerische lesbische Autorin und Künstlerin **Gita Tost** (1965–2000), Streiterin für Gleichstellung alternativer Beziehungsformen, endete als Selbstmörderin. Neben seiner Angst vor dem Tod – die ist natürlich die höchste – hat der verantwortungsbewußte Selbstmörder mindestens drei Hürden zu nehmen. Sie betreffen den Zeitpunkt, den Tatort und das Mittel. Zum ersten kann er sich seinen Selbstmord abschminken, wenn er damit wartet, bis er das große Zittern hat, blind ist oder vom Kopf her nichts mehr auf die Reihe bringt. Zumindest sollte er beizeiten seine Vorbereitungen treffen. Zweitens hat er einen Tatort auszuwählen, der seinen Freunden und seinen Mitbürgern möglichst wenig Ungelegenheiten bereitet. Sich um Mittag vom Kirchturm auf den Marktplatz zu stürzen, scheidet also genauso aus wie der viel zu selten gezeißelte grobe Unfug, sich vor ein Auto oder eine Lokomotive zu werfen. Nummer Drei betrifft das Mittel, das der Selbstmörder wählt. Es sollte auch ohne Bemühung moderner Verkehrsmittel möglichst verläßlich greifen. Von den Hinrichtungen mit der Giftspritze ist zum Beispiel bekannt, daß es dabei auch deshalb immer wieder zu ausgefallenen Grausamkeiten kommt, weil die Betäubung vor oder bei der Hinrichtung versagt. Das liegt mal an schlampiger Verabreichung, häufiger aber daran, daß die für den subjektiven Fall angemessene Auswahl und Dosierung

der Betäubungsmittel sehr schwierig, im Grunde sogar unwägbar ist. Aber den Deliquenten kurzerhand zu erschießen, und zwar noch im Gerichtssaal unmittelbar nach Verlesung des Todesurteils, kommt zumindest in den Staaten nicht in die Tüte. Es würde den US-Präsidenten und seine WählerInnen zu sehr an die täglichen innen- und außenpolitischen Aktivitäten der Yankees erinnern.

Aus diesen Ausführungen folgt: ein schlecht erwogener und ausgeführter Selbstmord kann leidvoller sein als das Übel, das ihn veranlaßt hat. Das schließt natürlich auch das drohende Scheitern des Versuchs ein sich umzubringen. Neben den ungefähr 800.000 Suiziden jährlich weltweit kommt es nach verschiedenen Schätzungen auch Jahr für Jahr zu mehreren oder gar vielen Millionen Selbstmordversuchen, also zu Fehlschlägen. Und nicht selten haben diese für den Gescheiterten äußerst unangenehme gesundheitliche und soziale Folgen, von Gewissensqualen einmal abgesehen. Konnte er beispielsweise vorher noch durchs Zimmer schlurfen, hockt er nun im Rollstuhl. Und so weiter. Kann er aber doch noch laufen, wird der Gescheiterte, soweit ich weiß, zumindest in Deutschland wegen »erheblicher Selbstgefährdung« sofort in die Psychatrie gesteckt. Aufgrund seines Suizidversuches wird ihm nämlich eine psychische Erkrankung unterstellt, die zu diagnostizieren, zu bekämpfen und möglicherweise zu heilen ist – wahrscheinlich mit Medikamenten und Methoden, von denen der Gescheiterte bei seinem Suizidversuch nur träumen konnte.

Warum sich Gita Tost in der Nacht vom 12. auf den 13. Januar 2000, wahrscheinlich in oder bei Regensburg, eine Mahlzeit aus Knollenblätterpilzen kochte, bleibt in den vorhandenen Quellen verschwommen wie ein Wald im Nebel. Den Wald scheint sie dann nach der Mahlzeit auch aufgesucht zu haben. Dort habe sie die giftigen Pilze »eigenhändig« gesammelt, schreibt Gitta Schürck.* Tost war wohl auch sonst von der »Magie des Waldes« umspinnen. Für Schürck war sie »eine krätzgurkige, herzensgute Seele«. Sie muß eine harte, leidvolle Kindheit und Jugend gehabt haben, teils in einer »miefigen« niederbayerischen Kleinstadt, stets mit viel ihr angetaner Gewalttätigkeit. Schließlich floh sie aus einer Ehe und versuchte es mit der kämpferischen Kunst.

Als sie, vermutlich nicht mehr bei Sinnen, im Wald lag, kam ein fremder Mann und brachte sie ins Krankenhaus. Eine Woche lang wurde um das Leben der 34jährigen »gerungen«, wie es ja immer heißt. Dann war sie tot. Sie selber hatte womöglich mit einigen Qualen zu büßen; der Steuerzahler dagegen mit vielen Euros für den Medizinisch-Industriellen Komplex.

* Gitta Schürck, <https://www.graswurzel.net/gwr/2000/04/eine-welt-ohne-gita-tost-in-eine-anderswelt-mit-gita/>, GWR April 2000

Der Japaner **Mishima Yukio** (1925–70) war Schriftsteller, vor allem jedoch, auch laut *Brockhaus*, »Führer einer nationalistischen, paramilitärischen Gruppe«. Er habe rituellen Selbstmord begangen (Seppuku). Näheres verrät das Internet. Danach konnte Mishima der literarische Ruhm, den er bereits genoß, keineswegs genügen. Als Kind war er teils verzärtelt, teils gedemütigt worden. Wohl von daher entwickelte er, neben dem Trieb zu schreiben, auch eine Leidenschaft für Schauspiel, Kampfsport und Homosexualität. Schließlich bildete er, vornehmlich aus Studenten, eine *Schildgesellschaft*, nämlich eine Art kleines, angeblich 80 Mann starkes Freikorps, das er persönlich trainierte. Am 25. November 1970 begab er sich mit lediglich vier Getreuen ins Tokioer Hauptquartier der Armee, drang unter dem Deckmantel eines Besuchstermins bis ins Büro des diensthabenden Kommandanten vor und erklärte diesen, General Mashita, zur Geisel. Dann trat der 45jährige berühmte »Dichter« und Schwertträger [<https://ihavelivedformyart.tumblr.com/post/126624852674/cruiseorbecruised-mishima>] auf den Balkon hinaus, wettete gegen den Parlamentarismus und forderte die Wiedereinführung der Monarchie. Wie sich rasch zeigte, wollten das weder die im Hof anwesenden Soldaten noch die aufsteigenden Hubschrauber, die vorsorglich Lärm machten. Der Held ging wieder hinein.

Allerdings hatte Mishima mit diesem Fehlschlag seines »grotesken Staatsstreichs« gerechnet. Von daher nahm er auch seinen Selbstmord keineswegs »spontan« vor.* Er veranstaltete nun in der besetzten Kommandatur und offenbar vor den Augen des gefesselten Generals gemeinsam mit seinem erst 25 Jahre alten Vertrauten **Masakatsu Morita** (1945–70), der auch sein Geliebter war, jenen *Seppuku*. Zu dieser Sitte, die vorwiegend im alten japanischen Kriegeradel beliebt war (unter den »Samurai«), erläutert *Brockhaus* in Band 20, neben der Selbsttötung habe sie den Erweis von Mut, Selbstbeherrschung und Reinheit der Gesinnung bezweckt. So konnte sie »der Wahrung der eigenen Ehre, der Rettung vor Gefangenschaft oder Strafe, dem Loyalitätsbeweis gegenüber dem eigenen Herrn oder dem Widerstand gegen politische Herrschaft dienen.« Was die Ausführung angeht, kommt es anscheinend zunächst darauf an, sich im Sitzen den Bauch aufzuschlitzen. Dann läßt man sich von einem Getreuen (»Sekundanten«) blitzschnell enthaupten. Im vorliegenden Fall scheint es ein paar Pannen gegeben zu haben*, aber darauf kommt es wohl nicht an. Zwei Krieger hatten sich jedenfalls »entleibt«. Man muß sich das Blut, die Gedärme, den Kot und den Urin auf dem doch ziemlich erlauchten

Linoleum des Hauptquartiers ausmalen, dann begreift man, daß Mishima ein rechter Happening-Künstler war, der die Ästhetik mit der Politik und der Gosse zu verbinden verstand. Im Westen firmiert dieses Happening meist als *Harakiri*.

Für die juristische Verteidigung der übriggebliebenen und natürlich verhafteten drei Getreuen soll Mishima fürsorglich Geld hinterlegt haben. Er galt sowieso als reich. Von seinem großartigen Seppuku-Abgang hatte er den meisten Quellen zufolge seit Jahren geträumt. Was General Mashita angeht, nehme ich an, er wurde zunächst einmal in die Obhut eines Militärpsychologen gegeben, bevor man ihn zur Sau machte. Dazu sagt das Internet nichts.

∞ Verfaßt 2019

* Konrad Muschg, <https://www.srf.ch/kultur/literatur/seltsamer-suizid-vom-staatstreich-zum-selbstmord-die-geschichte-des-yukio-mishima>, 25. November 2016

Schüsse ins eigene Fleisch Viel zu oft sucht man nähere Angaben zum Vorgehen eines Selbstmörders vergeblich. Eine löbliche Ausnahme liefern zwei fremdsprachige *Wikipedias* zum Fall des argentinischen Offiziers (Hauptmann), Juristen und Politikers **Leandro N. Alem** (1841–96). Laut englischer Ausgabe war er weißgott kein Pazifist, aber Freimaurer und glühender Demokrat. Er saß zeitweise in verschiedenen Parlamenten, gründete eine republikanische Partei und schreckte auch nicht davor zurück, Aufstände anzuzetteln. Er prägte das Bekenntnis- und Schlagwort von der »radikalen Unnachsichtigkeit«. Die Gegenseite, offenbar wiederholt von erfolgreichem Wahlbetrug beflügelt, war aber stärker. Alem's radikale Partei mußte Spaltungen hinnehmen. Nach einem gescheiterten Aufstand von 1893 stellte Alem fest, daß ihn AnhängerInnen in Scharen verließen. Er habe sich enttäuscht und betrogen gefühlt und sich am 1. Juli 1896, erst 55 [spanisch: 54] Jahre alt, in einem Wagen (carriage) einen Pistolenlauf an die rechte Schläfe gedrückt. Laut spanischer Ausgabe war es eine Pferdekutsche, die ihn in den *El Progreso Club* bringen sollte. Er hatte seinen Selbstmord jedoch genau für diese Kutschfahrt geplant. Er wollte verhindern, als Leiche in feindliche, unwürdige Hände zu fallen. In seinem Haus fand sich ein etwas schwülstiger Abschiedsbrief, der ganz gut zu seinem riesigen Vollbart paßte. Er spricht von völliger Erschöpfung im Rahmen seines unbeugsamen, leider vergeblichen Einsatzes für die Freiheit und die armen Volksschichten – ein Märtyrer. Wahrscheinlich setzte ihm auch Krankheit zu; er spricht von »Beschwerden«. Jedenfalls zog er einem »unfruchtbaren, nutzlosen und gramvollen« Lebensabend, so ungefähr die Übersetzungsroboter, den Tod vor.

Allerdings erfahren wir nicht, ob Alems letzte Heldentat makellos ausgeführt worden war, ob er also gleich nach dem Knall seinen Geist aufgab und in die Skizzenbücher der DenkmalschöpferInnen einfuhr. Komplikationen sind auf diesem Gebiet durchaus häufig. Nehmen wir beispielsweise den Wiener Schauspieler und Dramatiker **Ferdinand Raimund** (1790–1836). Auf den Bühnen hatte er sich keineswegs als Stümper erwiesen, nur genügten ihm seine Erfolge nie. Als Schürzenjäger etwa betörte und band er eine Reihe von Damen, wurde jedesmal rasch eifersüchtig und streckenweise handgreiflich – und beklagte einmal mehr die Zertrümmerung seines Ideals von Liebe durch die schnöde Wirklichkeit. Auch als Hypochonder hatte er große Erfolge, wie seine häufigen Leiden an den eingebildeten Gefahren oder Krankheiten und nicht zuletzt sein bühnenreifes Ende bewiesen. Vor allem aber grämte sich der von Natur aus schwermütige Künstler darüber, immer nur in komischen Rollen oder mit Komödien zu gefallen, wäre er doch viel lieber Tragöde gewesen. Mehrere Stücke Raimunds, voran *Der Bauer als Millionär*, uraufgeführt 1826, und *Der Alpenkönig und der Menschenfeind*, 1828, rissen die Massen von ihren Sitzen. Für Egon Friedell* wurzelte der Landsmann und Berufskollege im Barock. »Sein Feenreich ist aus Zuckerguß und Terracotta, erinnert an die billigen Waren, die die italienischen Figurinihändler in seiner Vaterstadt feilboten, und an die süßen glitzernden Kunstwerke des Konditorgewerbes, dem er in seiner Jugend oblag, rührt aber gleichwohl durch eine bestrickende Vorstadtnaivität; und seine charakterkomischen Schöpfungen, gesteigerte und verklärte Typen seines Heimatbodens, Volkshelden aus einer Art Wiener Walhall, sind unübertrefflich.«

Ab 1834 zieht sich der mehr oder weniger lebensmüde Künstler weitgehend auf seinen Landsitz in Gutenstein bei Wien zurück. Seine Unzufriedenheit schlägt in Verbitterung um, weil er mitansehen muß, die Konkurrenz (Nestroy!) überrundet ihn. Dann kommt der angebliche »Hundebiß«, so die Formel in fast sämtlichen Quellen. Man muß dazu wissen, Hasenfuß Raimund hatte zeitlebens eine spezielle Furcht vor Tollwut genährt. Hut ab vor seinem Mut, wenn er trotzdem einen Hofhund hielt. Allerdings wurde Raimunds Hand Ende August 1836 laut Constantin von Wurzbach** vom Hund nicht mehr als »geritzt«. Nach einer kurzen Reise zurückgekehrt, erfuhr der Hausherr jedoch, der Hund habe ein Mädchen gebissen und sei, der Tollwut verdächtig, erschossen worden. Das Tier habe außerdem die »Verwüstungen« im Garten angerichtet, die Raimund erblicken mußte – oder erblicken wollte. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: er stand dem Tod auf der Schippe! Er jagte sofort nach Wien zum Arzt, mußte freilich, da keine Kutsche aufzutreiben war, in Pottenstein übernachten. Dort, im Gasthof, überwältigte ihn die Angst vor einem Leben in Tollwut. Als seine Gefährtin Toni, die ihn

begleitete, einmal um ein Glas Wasser aus dem Zimmer ging, schoß sich der 46jährige mit seiner Pistole, die er stets mit sich führte, in den Mund. Allerdings hatte er diesen Schuß schlecht gesetzt. Deshalb hieß es noch für rund eine Woche dahinsiechen, ehe ihn der Tod von aller Hypochondrie erlöste.

Da hätte man sich gewünscht, die etwa gleichaltrige Diva Edith Piaf hätte sich 1958*** einem Reporter gegenüber die Bemerkung verkniffen: »Falls ich eines Tages nicht mehr in der Lage sein sollte zu singen, erschieße ich mich einfach, glaube ich.« Zum Glück ließ sie es nicht darauf ankommen; sie erlag fünf Jahre darauf, mit 47, dem Krebs und noch ein paar anderen Krankheiten. Allen Leuten, die immer mutig den Kriegsdienst verweigert haben oder die nie oder selten in Unterwelktkreisen verkehren, dürfte es bereits schwerfallen, an Schießunterricht und an eine geeignete Waffe zu kommen. Hält man sich aber eine solche, ist die Gefahr, sie schon Monate oder Jahre vor dem eigenen Selbstmord, ob kaltblütig oder tollwütig, auf jemanden anders zu richten, nicht eben gering. Oder verfrüht auf sich selbst, sodaß man sich, wenn nicht der Chance auf ein Wunder, doch um Jahre des Haders, des Zweifels oder des Hoffens beraubt. Man weiß es ja, »Gelegenheit macht Diebe«, und der Besitz einer stets gut geölten Schußwaffe ist im Falle leicht aufbrausender Menschen schon die halbe Garantie dafür, als Mörder oder Totschläger im Knast zu landen. Gewiß verhält es sich mit dem primären menschlichen Geschlechtsorgan ähnlich, nur kann man es, um diese Gefahr zu bannen, nicht kurzerhand verkaufen oder in den nächsten Fluß werfen.

Ich erwähne nur nebenbei einen Berufskollegen und Landsmann Raimunds, der ähnlich stümperhaft zu Werke gegangen sein soll: **Ferdinand von Saar** (1833–1906). Laut Hans-Albrecht Koch (NZZ 2006) schoß sich der krebskranke und niedergeschlagene 72jährige unglücklich genug in die Schläfe, um noch einen ganzen Tag mit dem Tod ringen zu müssen – und dies, obwohl er beim Schuß vor einem Spiegel gesessen habe und ja überdies kaiserlicher Offizier gewesen sei, immerhin Leutnant.

Der Franzose **Guy Debord** (1931–94) machte es anscheinend besser, obwohl auch er nur Geistesarbeiter oder Künstler war. Hier und dort wird er sogar als »Philosoph« ausgegeben. Debord war der Häuptling der sogenannten *Situationistischen Internationale* gewesen, die starken Einfluß in der Studentenbewegung der 1960er Jahre besessen hatte. Sein Pamphlet *Die Gesellschaft des Spektakels*, ursprünglich 1967 erschienen, wurde bald zum »Kultbuch« erhoben, zumal nachdem es (1971) von Gérard Lebovici wieder aufgelegt worden war, ein enger Freund und Gönner Debords. Durch ihn geriet der Geförderte aber noch in eine böse Klemme. Lebovici, geboren 1932 bei Paris, stammte aus rumänisch-jüdischem Hause. Ursprünglich Theaterschauspieler, machte er sich um 1970, inzwischen

von den weitreichenden Wogen der Maiunruhen getragen, als mehr oder weniger linker Veranstalter im Showgeschäft, Filmproduzent und Verleger einen schillernden Namen, den zumindest in den Künstler- und Ganovenkreisen der französischen Hauptstadt jeder kannte. Er vertrat unter anderem Jean-Paul Belmondo und Catherine Deneuve und brachte in seinen *Editions Champ Libre* neben Marx und Bakunin George Orwell heraus, der sich einst vom kolonialen Polizeichef in Burma zum Freiheitskämpfer an der Seite bewaffneter spanischer Anarchisten gemausert hatte. Die Nähe zur Gewalt blieb Lebovici auch im Tod treu. An einem Märztag des Jahres 1984 – ausgerechnet! – wurde der 51jährige zusammengesunken am Steuer seines in einem Parkhaus an der *Avenue Foch* abgestellten Wagens gefunden. Er wies ein paar Einschußlöcher im Nacken auf, konnte sich also schlecht selbst umgebracht haben. Die Presse hatte für Wochen ihre Sensation und spekulierte das Blaue vom Pariser Himmel herunter.

Dabei wurde auch Lebovicis Kumpel Guy Debord als möglicher, ja sogar wahrscheinlicher Täter gehandelt. Nun führte der »Philosoph« Prozesse, in denen alle Unterstellungen oder Verleumdungen restlos entkräftet wurden. Die Beklagten mußten Debord Schadenersatz und sogar Anzeigen mit dem Gerichtsurteil in vier Zeitungen seiner Wahl bezahlen. Im übrigen gab es noch zahlreiche andere Theorien über die TäterInnen oder Hintermänner, wie immer. Auch *CIA* und *KGB* mußten herhalten. Unter Linken war verständlicherweise die Annahme verbreitet, Lebovici sei Opfer von Polizeioffizieren oder -agenten geworden, die ihm seine Nähe zu Jaques Mesrine nie verzeihen konnten. Nach dem gewaltsamen Tod des 42jährigen prominenten Bankräubers und Ausbrecherkönigs – die staatlichen »Sicherheitskräfte« hatten ihm (1979) eine Falle gestellt und ihn zuletzt geradezu durchsiebt, statt ihn ordnungsgemäß festzunehmen – hatte der Verleger sogar dessen Tochter Sabrina adoptiert, und später brachte er auch Mesrines Memoiren heraus. Sollte jene Annahme zutreffen, wäre die Tatsache, daß der Mordfall Lebovici bis heute ungeklärt blieb, nicht weiter verwunderlich. Vermutlich wurde emsig vertuscht.

Das Ende von Guy Debord fällt hier nicht sonderlich heraus. Nach der Ermordung seines Verlegers und der Verleumdungskampagne der Rechten oder der Neider – denn beide »linken« Häuptlinge hatten viel Aufsehen erregt und viel Geld verdient – zog sich der 1931 geborene Debord auf ein Dorf in der Auvergne zurück, wo er noch 10 Jahre soff wie zuvor und sich dabei vermutlich zu Tode grämte. 1994, mit 62, brachte er sich um. Da er dies sehr gekonnt durch einen Schuß ins Herz vorgenommen haben soll, hatten jene Verdächtigungen, er hätte durchaus das Zeug zum Mörder gehabt, vorübergehend wieder neue Nahrung.

Ich beschließe den Streifzug mit einem Schwenk in die eigene Literatur. Der selbstmordreife Zimmermann im Ruhestand **Paul Lodenbrink** aus Günthersroda beziehungsweise meiner jüngsten Erzählung hatte sich stets vor dem Besitz einer Pistole gehütet, schaffte sich jedoch zuletzt, mit 75, ein Scharfschützengewehr an. Nach der Theorie des Gothaer Kriminalhauptmeisters Schüssenbach war das eine schlaue Maßnahme. Lodenbrink verlegte sich plötzlich darauf, aus dem Hinterhalt heraus spazierengeführte Hunde der Kragenweite Rottweiler und Schäferhund zu erlegen. Natürlich konnte er sich ausrechnen, nach einigen Volltreffern gestellt zu werden. Nach dem dritten toten Hund, einem Dobermann, war es so weit. Er machte sich einer Streife verdächtig und schoß zwei Polizisten waidwund, ehe ihn ein dritter Polizist hinterrücks von der Krone eines Felsens aus durch gezielten Kopfschuß mattsetzte. Er soll auf der Stelle tot gewesen sein. Wenn aber nicht? Das kommt ja vor, wie ich oben gezeigt habe, vor allem in der Hitze des Gefechts. Dann liegt der lebensmüde »Hundekiller« zum Beispiel noch ein paar Monate auf der Intensivstation, um anschließend vielleicht im Rollstuhl durch seine Gefängniszelle zu kurven. Oder man amputiert ihm ein Bein, in das ihn dann jedenfalls kein wütend kläffender Köter mehr beißen kann. Somit können Sie es drehen und wenden wie Sie wollen: todsicher ist bei der ganzen Schießerei nichts. Am besten, Sie kommen gar nicht erst auf die Welt.

∞ Verfaßt 2025

* Egon Friedell, *Kulturgeschichte der Neuzeit*, um 1930, einbändige Sonderausgabe München 1974, S. 990

** Constantin von Wurzbach, *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, Band 24, Wien 1872, Seite 258

*** Jens Rosteck, *Édith Piaf*, Berlin 2013, S. 307

Siehe auch → Angst, Enke (per Zug) → Birnbaum Carl (dito) → Blog R.: bietet zum Thema neben *Hunde wollt ihr ...* die Kurzgeschichte *Ein Pechvogel in einer Feldscheune*

Serge, Victor (1890–1947). Im Zusammenhang mit Straßennamen erwähnte ich kürzlich andernorts seine Ansicht, die Bedeutung von Personen in der geschichtlichen Entwicklung – und entsprechend in Romanen – werde meist überbewertet. Ihn habe die individuelle Existenz immer »nur als Funktion des großen kollektiven Daseins« interessiert, »dessen mehr oder weniger mit Bewußtsein begabten Teilchen wir sind«, heißt es dazu auf Seite 294 seiner Memoiren. In der Tat, Geschichte wird nicht vorwiegend von Personen, vielmehr von Bewegungen und Strukturen gemacht. Freilich dürfte der russisch-französische

Schriftsteller keineswegs den wichtigen Anteil abgestritten haben, den jede Persönlichkeit an der Art hat, wie der betreffende Mensch in die Welt blickt oder sie gar zu verändern sucht. Im Gegenteil mischen sich etwa persönliche Vorlieben, Abneigungen, Vorurteile und jede Menge Irrationalitäten ein, die einem selber oft gar nicht bewußt sind, sofern man sie nicht wohlweislich ausklammert.

Bei Serge zum Beispiel wird mir durch seine unbedingt empfehlenswerten, um 1943 im mexikanischen Exil verfaßten *Erinnerungen eines Revolutionärs* nicht klar, ob sein Vater eher liebenswert oder aber eher bedauerns- und belächelnswert war. Auch der Vater war schon Revolutionär gewesen. Zur Flucht aus dem zaristischen Rußland gezwungen, hatte er fortan, trotz vielseitiger Begabungen und Interessen, seine Familie in Belgien als »armer Universitätslehrer« über Wasser zu halten. Seine zweite Gattin soll zu Hysterie geneigt haben. Victor, 1890 in Brüssel geboren, eiferte dem Vater jedenfalls im Aufbegehren nach. Er verschmähte ein Studium, für das sowieso kein Geld da war, ernährte sich als Gelegenheitsarbeiter und schloß sich verschiedenen anarchistisch gestimmten Banden an. »Ich will kämpfen, wie du dein ganzes Leben lang gekämpft hast«, habe er sich damals gesagt (S. 15). »Du bist geschlagen, das sehe ich wohl. Ich will versuchen, mehr Kraft oder mehr Glück zu haben.« Aber von dieser Jugendzeit hat er mehrere Jahre in Kerkern zu schmachten. Sein erstes Buch erscheint unter dem Titel *Menschen im Gefängnis*. Später, in seiner SU-Zeit, werden die Manuskripte seiner stets anstößigen Aufsätze und Bücher nach Westeuropa geschmuggelt und ausschließlich dort veröffentlicht.

Als er 1947 in Mexiko City einem Herzanfall erlag, wie es meist heißt, war er keine 57 Jahre alt. Vermutlich starb er eher an seinem ganzen entbehrungsreichen und aufreibenden Leben. Der bolschewistische Umsturz in Rußland von 1917 übte trotz mancher Bedenken einen starken Sog auf ihn aus; er siedelte um. Streckenweise war er, meist in Petrograd tätig, enger Mitarbeiter von Sinowjew und Trotzki. Die Ernüchterungen ließen nicht lange auf sich warten. Schon die Niederschlagung des anarchistisch geprägten Kronstädter Aufstands (März 1921) hatte er nur mühsam geschluckt. Jetzt wird er zunehmend »von oben« geschnitten. Trotzdem hält er »der Revolution« mit erstaunlicher, vielleicht sogar idiotischer Hartnäckigkeit die Stange. Als Mitstreiter der schmalen linken Opposition versucht er das Schlimmste zu verhüten. Bevorzugungen lehnt er ab; er neigt ohnehin zur Askese. 1933 wird es den Partei- und Geheimdienstbossen zu viel: Sie lassen Serge festnehmen und verbannen ihn nach Orenburg im Ural. Nach drei Jahren darf er, dank etlicher westeuropäischer, zum Teil prominenter FürsprecherInnen, seine Staats-

bürgerschaft an den Nagel hängen und wieder nach Brüssel und Paris gehen. Er wird von seiner Frau Liuba und zwei Kindern begleitet.

In einem 2007 veröffentlichten Artikel* beklagt Birgit Schmidt zurecht, Serge berichte so gut wie nie von Liuba, ja von Privatem überhaupt. Diese Ausparung liegt allerdings auf der eingangs erwähnten Leitlinie, die dadurch womöglich in etwas fragwürdiges Licht getaucht wird. Immerhin erwähnt Serge, während der Verbannungszeit habe ihn Liuba damit erschreckt, in einem Medizinischen Lexikon den Artikel *Wahnsinn* auf ihre Symptome hin zu studieren. In der Tat kam sie nun öfter in psychiatrische Behandlung. Bald nach der Übersiedlung wurde sie offenbar für dauernd in einer Anstalt für Geisteskranke untergebracht. Die gemeinsame Tochter Jeannine, wohl 1935 geboren, wurde in dieser Zeit, laut englischer *Wikipedia*, von einem Ehepaar auf dem Lande betreut. Sohn Wladimir dagegen (1920–2005) blieb bei dem Vater. Er brachte es in Mexiko zum angesehenen Kunstmaler. Während Liuba bis zu ihrem Tod im Jahr 1985 in Frankreich verblieb, wurde Jeannine 1942 von Serges neuer Gefährtin (wohl ab Paris 1937) Laurette Séjourné nach Mexiko gebracht, wo sie bis zu ihrem Tod im Jahr 2011 gelebt haben soll. Dem englischen Lexikonartikel zufolge war Laurette Séjourné (1911–2003) Archäologin und geschieden. Nachgereist, verheiratete sie sich mit Serge, der schon 1941 ins mexikanische Exil gegangen war. Sie mauserte sich zur anerkannten Altamerikanistin. Nach Serges Tod soll sie der mexikanischen KP beigetreten sein. Auch Schmidt erwähnt die Zureise mit Tochter Jeannine. Nur ist von der Tochter rein gar nichts zu erfahren.

Fotos zeigen Serge als mittelgroßen, bartlosen Mann mit beinahe klobigem, wenn auch schmallippigem Schädel. Ausgeprägte Wangenknochen verraten seine slawische Herkunft. Trotz seiner randlosen Brille glaubt man gern, daß er während der verheerenden sowjetischen Hungersnöte kurzzeitig als Landkommunarde nördlich von Petrograd die Mistgabel schwang. Die Kommune wurde oft bestohlen. Später, von Paris aus, machte sich Serge vor allem für die spanische Revolution stark – die nicht unbeträchtlich von der herrschenden SU-Clique verkauft und verraten wurde. Um 1938 sei er womöglich »der meistbeschimpfte Mann der Welt« gewesen, bemerkt Serge auf Seite 369. Wie sich versteht, feuerten auch Moskaus westeuropäische Vasallen aus allen Rohren. Während des Spanienkrieges hält Serge zur *POUM*, die als »trozkistisch« verschrien war. In deren Truppen kämpfte auch George Orwell mit. Doch mit Rechthaber Trotzki überwirft sich Serge bald nach Francos Sieg von 1939. Jedenfalls angeblich (S. 392).

Das Verhältnis zwischen Serge und Trotzki ist fast ein tragikomisches Kapitel für sich. »Der Alte« scheint eine Art Übervater Serges gewesen zu sein. Während Serge nach meinem Eindruck gleichsam immer nur unfreiwillig, von seiner dogmatischen oder

jedenfalls antiquierten Revolutionsauffassung erzwungen auf Seiten der »Sowjetmacht« stand, dürfte **Leo Trotzki** (1879–1940) die Nähe zur Gewalt geradezu geliebt haben. Als Chef der *Roten Armee* gewann er Kriege, verdiente sich durch die Niederschlagung jenes bereits erwähnten berühmten antibolschewistischen Aufstandes Emma Goldmans** Titel »Schlächter von Kronstadt« und duldete das Wüten der Geheimpolizei *Tscheka/GPU*, dem er dann selber zum Opfer fiel, nachdem er sich mit Stalin überworfen hatte. Laut französischer *Wikipedia* beschimpfte Trotzki 1939 in einem Aufsatz Serges »Moralismus« als Brücke, die »von der Revolution zur Reaktion« führe. Trotzki war eisenhart, während Serge die Freiheit und die Würde des einzelnen Menschen, ob Funktionär oder Bettlerin, doch immer über alles ging – selbst über die Partei- und Staatsräson. Trotzki liebte, neben der Gewalt, den Ruhm, wobei er auch dabei schlaue genug für Tarnung war. Serge erwähnt, um 1920 sei Trotzki gern »in einer Art weißer Uniform ohne Abzeichen« aufgetreten. Freilich ist Serge im Hinblick auf sein in die Macht verliebtes Vorbild gespalten. Einerseits räumt er ein, gegen den »eher autoritären« Trotzki sei Lenin geradezu »zutraulich« gewesen. Viele kritische Geister hätten Trotzki »bewundert, ohne ihn zu lieben«. Aber er preist auch Trotzki's politischen Spürsinn, also sein Kalkül, reiht ihn unter die »Generation der Riesen« ein und bescheinigt ihm, er verstehe »ein großes Schicksal« meisterlich zu tragen. Da kann man schon befürchten, der Trieb des Menschen, »Größe« zu verehren, also Überlegenheit, Kraft, Macht, sei wahrscheinlich unausrottbar. Jedenfalls kommt mir Serges angeblicher »Bruch« mit seinem Lehrmeister und Ziehvater Trotzki reichlich spät und nicht wirklich radikal vor.***

In seinen letzten Jahren verfaßte Serge sogar noch ein Buch über Trotzki, wohl erst 1951 veröffentlicht, das ich allerdings nicht kenne. Vermutlich blieb er darin sowohl seiner Verehrung wie seiner Abkehr von den jugendlichen anarchistischen Wurzeln treu. Das »Ich« sei ihm zuwider, lese ich auf Seite 56 seiner Memoiren, »als eine leere Selbstbehauptung, in der ein großer Teil Illusion und ein ebenso großer Teil Eitelkeit oder ungerechter Hochmut« stecke. Er ziehe es vor, vom »Wir« zu sprechen, das sei allgemeiner und wahrer. »Man lebt niemals nur aus sich selbst, für sich selbst. Man darf es auch nicht versuchen.« Selbst unser intimstes Denken sei tausendfach an das Denken der Menschen geknüpft. »Und wer spricht, wer schreibt, ist vor allem einer, der für all die anderen spricht, die keine Stimme haben. Nur muß jeder von uns sein eigenes Problem selbst lösen.«

Nach Christoph Jünke (2014) erlitt Serge den erwähnten, anscheinend nicht ganz unerwarteten Herzschlag in Mexiko City beim Einsteigen in ein Taxi. Er sei tot zusammen gesackt, ehe er sein Fahrtziel nennen konnte. Diesen Taxi-Tod soll bereits *POUM*-Chef

Julián Gorkin (1957) bestätigt haben, der mit Serge befreundet war. Demnach lag kein Anschlag vor. Serge, ohnehin stark leidgeprüft und von oft kleinlichen Richtungskämpfen unter den Exilanten gebeutelt, habe wohl auch das Hochlandklima nicht vertragen. Dennoch spricht die französische *Wikipedia* von »verdächtigen Umständen«, ohne dafür, zum Beleg, mehr als genau die gleiche Behauptung aus einem US-Blatt von 2001 anzuführen. Die Arbeiten über Serge, die das Internet-Lexikon ganz unten angibt, führen womöglich weiter.

∞ Verfaßt 2022

* Birgit Schmidt, <https://www.jungle.world/artikel/2007/46/wenn-stalin-sich-entschlossen-hat>

** Emma Goldman, *Living My Life*, New York 1931, deutsche Ausgabe Hamburg 2010, S. 811. Die russischstämmige Anarchistin aus den USA hatte sich zur Aufstandszeit, 1921, in Sankt Petersburg aufgehalten.

*** Zu Trotzki siehe in Serges *Erinnerungen eines Revolutionärs*, Hamburger Ausgabe von 1991, besonders die Seiten 119, 161, 236, 392, jeweils ff

Seßhaftigkeit

Unter **Ackerbau** (und Viehzucht) findet *Brockhaus* nur Löbliches. Plötzlich förderten gewisse gewitzte Steinzeitleute das »Pflanzenwachstum«, weil sie »hohe Erträge« an Nahrung und Rohstoffen »aus gesunden Pflanzen« anstrebten, außerdem mit Glas überdachte Gurkenbeete und blitzende Edelstahl-Doppelspülen für ihre endlich sturmfesten Küchen. Andernorts, in Band 20 unter »Seßhaftigkeit«, stellt *Brockhaus* ortsgebundenes Wohnen und Arbeiten sogar dreist als bedeutenden »Gegensatz« des »Zustands der Obdachlosigkeit« hin. Nur der seßhafte Zweibeiner kann in den Genuß »sozialer Integration« kommen. Nur in ihm haben wir ein Bollwerk gegen »gruppenspezifische Ausgeschlossenheit« und Krisen oder Katastrophen aller Art. Ich wäre nicht verblüfft, wenn sich in der *Brockhaus*-Redaktion ein Fan des Lehrers und Schriftstellers E. G. Seeliger befunden hätte. Zu etlichen Schwächen von dessen *Handbuch des Schwindels* zählen vor allem Deutschtümelei und Schollenseligkeit.

Vor jener historischen Wende lebten die SteinzeitlerInnen von der Hand in den Mund. Schließlich war alles da, sogar überreichlich, ohne Förderung. Ja, damals gab es auch noch viel Platz in der Welt, während verschiedene Förderungen bekanntlich für »Bevölkerungsexplosionen« und 20stöckige Mietskasernen sorgten. Die umherschweifenden SteinzeitlerInnen sammelten oder jagten im Schnitt nur zwei bis vier Stunden am

Tag. Dann vergnügten sie sich bei allerlei Spielen oder schnarchten auf ihren Matten beziehungsweise Bärenfellen. Sie liebten die Abwechslung. Selbstverständlich stritten sie sich auch oft. Aber nie, weil es zu eng war, glauben Spätgeborene wie ich. Sie führten gelegentlich sogar Kriege, wenn auch nie wegen Grenzstreitigkeiten oder bestimmten üppigen Gebieten, die sie einzuzäunen und mit einem Häuptlingspalast und fünf Tempeln zu krönen gedachten.

Vor 15 Jahren las ich einmal eine *Junge-Welt*-Besprechung des anscheinend kritischen Buches *Warum die Menschen sesshaft wurden* von Josef H. Reichholf. Danach bieten gerade gute einjährige Gräser bestes Weideland für Wild. Es gab Fleisch im Überfluß. Siedlungen hätten nur die Jagd erschwert. Für die Jagd bedarf es keiner Möbel; leichtes Gepäck und Regenzeug genügen. Ackerbau macht abhängig vom Wetter. Die australischen UreinwohnerInnen haben sich denn auch nie auf landwirtschaftliche Experimente eingelassen, obwohl sie knapp an Ressourcen waren und das erforderliche Wissen gehabt hätten. Reichholf vermutet vielmehr, die ersten Getreideernten seien dem Bierbrauen zuliebe erfolgt. Rezensent Frank Ufen (20. November 2008): »Sumerer vor einem großen Topf, woraus sie mit Rohrhalmen Bier schlürfen – das ist die älteste Darstellung, die wir überhaupt von der Nutzung des Getreides haben.« Die SteinzeitlerInnen schätzten kollektive Rauschzustände. Entsprechend dürften die ersten dauerhaften Siedlungen aus Kultstätten hervorgegangen sein – sicherlich schon weit vor 10.000. Reichholfs Theorie hätte freilich die Schwäche, nur für Nahost, nicht dagegen für Zentralamerika und Nordostasien einleuchtend zu sein, wo die Landwirtschaft ebenfalls erfunden worden ist, jedoch mit Mais- und Reisanbau. Der US-Archäologe Brian Hayden führe viele zivilisatorische Errungenschaften auf Statuswettkämpfe der Reichen zurück. Danach waren Flaschenkürbisse, Kichererbsen, Chili und dergleichen Früchte Attraktionen bei Festgelagen. Heute sind es nuklear betriebene Armbanduhren und Smartphones, die Gewinnspannen beim Handel mit Getreide oder Mastvieh in 0,003 Sekunden ausrechnen können.

Für mich ist an jenen frühen historischen Wenden die immerselbe verhängnisvolle Spirale in Gang gesetzt worden: Ein Mangel, der möglicherweise gar keiner ist, ruft Erfindungen hervor, die garantiert für neue, noch üblere Mängel sorgen. Die schreien dann alle wieder nach Abhilfe durch noch genialere Erfindungen ...

Wie sich versteht, zieht es den geborenen Siedlungs-Masochisten auch gern in Gebiete, die für häufige **Erdbeben** bekannt sind. Überlebt er dann mal eins, kehrt er aus dem Krankenhaus und der Notunterkunft gleich wieder zurück, weil sich zwei oder gar fünf Erdbeben in seiner Biografie doch viel besser ausnehmen, von den Honoraren für Interviews einmal abgesehen. *Brockhaus* hat die fraglichen Gebiete auf einer Weltkarte mit roten Punkten markiert – und der »italienische Stiefel« glänzt ganz ordentlich mit roten Punkten.

Die auch von Künstlern und anderen Touristen geschätzte Insel Ischia im Golf von Neapel hat ebenfalls einen roten Punkt. 1883 war hier die Freundschaft von zwei jungen Gästen aus dem Norden besiegelt worden. **Adolf Ginsberg**, Sohn eines jüdischen Schulleiters, kam aus Niedersachsen. Es mangelte der Familie nicht an »Vermögen«, wie man ja sagt, doch dafür fehlte Ginsberg von Geburt an das Gehör. Er wurde Maler. Angeblich sind seine Werke sämtlich verschollen. Bei seiner Jugend können es freilich nicht allzuvielen gewesen sein; er starb mit 26. Auch sein gleichaltriger Freund **Gottlieb Boss** aus Muri bei Bern, ein bereits mehrmals ausgezeichnete schweizer Maler, der zuletzt in Rom tätig war, mußte daran glauben.* Die Freunde hatten sich auf Ischia in der *Villa Verde* einquartiert. Dort wurden sie am Abend des 28. Juli 1883, gegen 22 Uhr, jäh verschüttet. Die Insel war von einem kurzen, heftigen Erdbeben heimgesucht worden. Dabei wurden rund 1.200 Häuser zerstört, viele weitere beschädigt, und mehr als 2.300 Menschen getötet. Schwer verletzt wurde damals der spätere Philosoph Benedetto Croce, 17. Aber auch dessen Eltern und seine Schwester Maria kamen just unter den Trümmern der im meistbetroffenen Badeort Casamicciola gelegenen *Villa Verde* um. Croce selber wurde noch 86.

Irre ich mich nicht, schlug das jüngste Erdbeben auf Ischia im August 2017 zu. Es soll jedoch leicht gewesen sein; es gab »nur« zwei Tote. Im November 2022 zogen dafür schwere Unwetter heran, die auch Schlammlawinen auslösten. Man spricht von mindestens 10 Toten, darunter mehrere Kinder. Hauptsorge der Einheimischen sind so oder so die Touristen: weil sie vielleicht wieder abgeschreckt werden.** Das Vermögen, sich eine Volkswirtschaft ohne Tourismus vorzustellen, ist in der Postmoderne scheint's nur noch Schimpansen oder Kolkkraben gegeben.

∞ Verfaßt 2024

* Hans-Michael Körner (Hrsg), *Große Bayerische Biographische Enzyklopädie*, Band 1, München 2005, S. 211

** <https://www.stuttgarter-zeitung.de/inhalt.erdbeben-auf-ischia-warum-italien-aus-bisherigen-erdbeben-nichts-gelernt-hat.8aa30492-f001-4051-a6fb-675255bbcdf5.html>, 22. August 2017

Siehe auch → Heimat → Kapitalismus, Elvas (Wasserversorgung, Siedlungs-Masochismus)

Für Heinrich Böll war die **Sicherheitsnadel** wichtig genug, um sie (1957) bereits auf der ersten Seite seines *Irishen Tagebuchs* vorzustellen. Das irische Volk, dem Armut weder als Schande noch Ehre gelte, habe dieser Nachfolgerin der alten keltisch-germanischen Fibel offensichtlich zu der ihr gebührenden Beliebtheit verholfen: »... wo der Knopf wie ein Punkt gewirkt hatte, vom Schneider gesetzt, war sie wie ein Komma eingehängt worden; als Zeichen der Improvisation förderte sie den Faltenwurf, wo der Knopf diesen verhindert hatte. Auch als Aufhänger für Preisschildchen, als Hosenträgerverlängerung, als Manschettenknopf-Ersatz sah ich sie, schließlich als Waffe, mit der ein kleiner Junge durch den Hosenboden eines Mannes stach ...« Später weist Böll zudem auf die vielgenutzte Möglichkeit hin, etliche Sicherheitsnadeln, die in einer weiteren Sicherheitsnadel schaukeln, als Reserve mit sich zu führen, etwa unter dem Mantelkragen versteckt.

Ich selbst fahre im Hochsommer nie ohne Sicherheitsnadel Rad. Wegen der Hitze auf ein Hemd verzichtend, lege ich mir lediglich ein Handtuch um die Schultern, was den Sinn hat, dieselben vor Sonnenbrand zu schützen. Da mir das Handtuch jedoch aufgrund des Fahrtwindes wegflöge, pflege ichs unterm Kinn mit Hilfe der Sicherheitsnadel zu verriegeln. Der Mensch hat unzählige Arten des Riegels erfunden, aber die Sicherheitsnadel dürfte unser Riegel mit dem größten Anwendungsbereich sein. Ich sah sparsame oder faule Frauen, die ihre Fenstergardinen daran aufhingen, und im Umkleideraum eines Hallenbades, es war im Winter, ertappte ich einmal einen älteren Mitbürger, der den ausgeleierte Gummizug seiner langen Unterhose gestrafft hatte, indem er ihn an zwei Stellen gefaltet hatte. An diesen Stellen staken zwei Sicherheitsnadeln in dem Gummizug.

Die noch heute gebräuchliche Form der Sicherheitsnadel wurde von dem US-Mechaniker Walter Hunt erfunden, Patenterteilung 1849. Allerdings hatte man schon seit der Bronzezeit Kleidungsstücke oder -teile durch *Fibeln* zusammengehalten, wie ja Böll bereits angedeutet hat. Ihr Name geht auf lateinisch *fibula* = Spange, Klammer zurück. Diese vielgestaltigen »Gewandschließen« wurden oft, wie Broschen, als Schmuckstücke gearbeitet. Sie gingen den Riegeln namens »Knöpfen« voraus. Sinnt man darüber nach, ergibt sich bereits allein bei Kleidungsverschlüssen eine erstaunliche Vielfalt. Ich nenne aus dem Stegreif Schnürsenkel und andere Bänder, Druck- oder Manschettenknopf, Reißverschluß, Miederhaken, Klettverschluß. Doch nichts von diesen *Kurzwaren* erreicht die Breite des Einsatzfeldes einer Sicherheitsnadel auch nur annähernd, um nicht zu sagen, -nähend. Unsere Mütter schlossen dereinst unsere Windeln mit ihr, und hatten wir alle Kinderkrankheiten glücklich überlebt, um ins Schlachtfeld ziehen zu dürfen, legten

uns die Schwestern in den Lazarettzelten die Verbände ebenfalls mit Hilfe der Sicherheitsnadel an, falls wir noch nicht gleich »gefallen« waren.

Heute wird die Aufrechterhaltung des weltweiten kriegerischen Geschehens durch die regelmäßige Abhaltung von Sicherheitskonferenzen sichergestellt. Auf denen schaukeln dann die Namensschilder oder Ausweishalter ihrer TeilnehmerInnen an Sicherheitsnadeln. Früher trug ich eine Anti-Atomkraft-Plakette mit Hilfe der hinten angeschweißten Sicherheitsnadel auf der Brust, aber die mußte ich unlängst durch einen aufgenähten Blauen Stern ersetzen: »Mutti, schnell in den nächsten Hausflur, da vorn kommt ein Blauer!« Gemeint bin ich, der Ungeimpfte.

∞ Verfaßt 2022

Skandale und Katastrophen

Ludwig, Oliver († 1976), Junge aus Hamburg-Eidelstedt, wo er selber, sein 13jähriger Bruder Thomas und der 10jährige Stephan Behrmann wohnten.* Am 6. September 1976 gingen die Drei zum verwilderten Betriebsgelände der ehemaligen Chemischen Fabrik Dr. Hugo Stoltzenberg. Sie streunten umher, sammelten einige Dinge oder Stoffe ein und kehrten in den häuslichen Keller zurück, um mit ihrer Beute zu experimentieren. Was sie allenfalls verschwommen wußten: auf dem Gelände lagerten illegal und höchst fahrlässig rund 80 Tonnen lebensgefährlicher Chemikalien und Sprengstoffe, darunter Gasgranaten. Prompt kam es im Keller der drei Jungen zu einer Explosion. Der achtjährige Oliver wurde getötet, die beiden anderen zogen sich schwere Verletzungen zu. Ferner löste die Explosion den üblichen Skandal, die bekannten Lügen und solche Reformen aus, die weder den Kapitalismus noch die Kriegslüsterheit antasten.

Schon 1928 hatte es bei Stoltzenberg Hamburg eine mittlere Katastrophe gegeben. Der Vorfall wurde auch von Carl Ossietzky in der *Weltbühne* aufgegriffen: »Gasangriff auf Hamburg«, 29. Mai. Damals waren große Mengen Phosgen entwichen, die eine Giftgaswolke über der Großstadt bildeten. Nur günstige Winde verhinderten das Schlimmste. So sorgte das Unglück »lediglich« für mindestens 10 Tote und rund 300 Verletzte. Hugo Stoltzenberg selber, gestorben 1974 mit 90, ist dafür, so weit ich weiß, nie belangt worden.

Noch früher, im April 1915, stand Stoltzenberg Schulter an Schulter mit dem berühmten und noch heute hochgeehrten Chemiker Fritz Haber, damals sein Chef, bei

Ypern an der Westfront. Und was hatten sie da zu suchen? Sie hatten die Chlorgashähne zu öffnen, um den Franzmännern einmal zu zeigen, was eine Harke ist. Sie hatten das erste deutsche Giftgas für Kriegszwecke gemeinsam entwickelt. Der Einsatz war »erfolgreich«; Haber wurde gleich zum Hauptmann befördert. Seine Ehefrau Clara → Immerwahr, ebenfalls Chemikerin, fand dies alles, den Charakter ihres Gatten eingeschlossen, gar nicht erhebend. Am 2. Mai erschöß sich die 44jährige mit Habers Dienstwaffe im Park der gemeinsamen Berliner Villa.

Ich komme noch einmal auf das Phänomen der *Skandale* und *Katastrophen* zurück. Womöglich haben einige LeserInnen eine gar zu weitgefaßte Vorstellung von ihm. Daß weltweit Jahr für Jahr Millionen von Menschen an Hunger, verseuchtem Wasser, Arzneimangel verrecken, während rund zwei Billionen Dollar für Militärisches verpulvert werden, ist kein Skandal. Dazu ist es zu allgemein, zu üblich, zu normal und zu günstig, nämlich zu unauffällig gestreut. Das gleiche gilt für jährlich grantiert 3.000 Straßenverkehrstote und 500 tödliche Badeunfälle allein in Deutschland. Sie stellen keine Katastrophen dar. Etwas anders sähe die Sache aus, wenn der Badeunfall beispielsweise einer prominenten deutschen »Kuratorin« auf den Kanarischen Inseln widerführe. Dann könnte man prüfen, ob es auf Fuerteventura StrandwächterInnen gibt, und wenn ja, ob die rund um die Uhr schlafen. Dieser Skandal wäre womöglich ein zureichender Grund, den spanischen Botschafter einzubestellen oder ihm gleich die Kriegserklärung zuzustellen.

Damit dürfte schon einiges klargeworden sein. Nur vergleichsweise ungewöhnliche und vergleichsweise brandneue Vorfälle sind skandal- und katastrophenfähig. Ferner müssen bestimmte, wichtige Personen vorhanden sein, an die das Schlimme geheftet werden kann. Schüttelte Rudi Dutschke die Faust, genügte es bereits. Der Skandal war da. Benno Ohnesorg dagegen mußte erst erschossen werden. Dadurch kam etwas in Bewegung. US-Präsident Carter sah sich erst dann genötigt, der Geierbande, die Nicaragua 40 Jahre lang ausgeweidet und in Blut gebadet hatte, seine Unterstützung zu entziehen, als ein Nationalgardist Somozas im Juni 1979 in Managua den US-Fernsehreporter Bill Stewart (37) abgeknallt hatte. Wäre Queen Elizabeth vom Rinderwahnsinn befallen worden, hätten Blair und Bush sofort die Viehweiden und Regenwälder der ganzen Welt besprühen lassen. Aber sie hatte ihn nicht nötig.

Hier drängt sich ein weiterer Gesichtspunkt auf, der vielleicht sogar der wichtigste ist. Vergangenes ist nie skandal- und katastrophenfähig. Schließlich liegt der Sinn der Vergangenheit gerade darin, uns Gegenwärtige zu entlasten. Deshalb haben *wir* nichts mit den Kanzleramtsakten zu tun, die Helmut Kohl beziehungsweise böse Bedienstete verschwinden ließen, bevor sie 1998 den Sessel im Bundeskanzleramt mit neuem Kalbsleder

für den nächsten Fürstenarsch bezogen. Kohl selber, der Abgedankte, ging dann wieder seinem ursprünglichen Beruf als promovierter Historiker nach. Und schon gar nicht kann man *uns* für die »robusten« Maßnahmen haftbar machen, die einst der US-hörige General Suharto in Indonesien ergriff. Der Mann ließ ungefähr 500.000 »Kommunisten« umbringen, ferner jede Menge Chinesen. Nebenbei zweigte er in seiner »Regierungszeit« 15 bis 30 Milliarden Dollar für sich und seine Getreuen ab. Keinen geringen Teil davon verdankte er der *CIA*, wie bei Tim Weiner zu lesen ist. 1998 zum Rücktritt gezwungen, läßt sich Suharto im Jakartaer Nobelviertel Menteng nieder, wo er sich noch für 10 Jahre unbehelligt seiner unglaublichen Schandtaten erinnern kann. Er stirbt mit 86 im Januar 2008. Wen interessiert das schon? Seine Schandtaten sind vorbei.

Hexenverbrennungen und Conterganaffären; Sklavenhandel, Raketenabstürze und alle »Kollateralschäden« unseres sogenannten Gesundheitswesens, Impfmaßnahmen eingeschlossen, werden bestenfalls zu ein paar Wörtern in Lexika und Fachbüchern. Die Toten und Einbeinigten und seelisch Zerrütteten leiden nicht mehr. Das sind alles eingebilddete Kranke, denn die Zeit heilt Wunden. Wer weiß, ob es diese Leute und diese Verluste überhaupt gegeben hat. Wir merken nichts von ihnen. Ernst Kreuder sprach von unserem unausrottbaren Gegenwartsstolz. Real ist, was wir auf unseren hängeschränk- großen Bildschirmen anzappen können. Und erfreulicherweise sind es stets die anderen, die vor unseren Augen mit Schweißbrennern oder Trennscheiben aus ihren zusammen- gestauchten Blechkisten geschält werden. Unser Auto steht vor der Tür.

∞ Verfaßt 2022

* Uwe Bahnsen, https://www.welt.de/welt_print/vermischtes/hamburg/article4472392/Die-Giftfabrik-des-Dr-Stoltzenberg.html, 6. September 2009

Über die gut drei *Brockhaus*-Seiten zur **Sklaverei** will ich nicht meckern. Unter dem Sozialreformer und Kanzler Gerhard Schröder, um 2000, kamen dann massiv Nachgeburtens namens Zeitarbeit, Leiharbeit, Billigarbeit, Gar keine Arbeit auf – Sie dürfen aber nicht denken, er habe das erfunden. In **Westberlin** waren *Sklavenhändler* lange vor ihm bekannt. Ich war 1975 in die Frontstadt gegangen, weil ich dort ohnehin schon eingebürgert gewesen war, hatten mir doch drei Instanzen der Kriegsdienstverweigerung meine Gewissensgründe nicht abgenommen. Verfügte man damals über einen in Westberlin ausgestellten *Behelfsmäßigen Personalausweis*, mußte man nicht »zum Bund«. Auslöser

meines Umzugs war die Auflösung meiner Ehe gewesen. Ich war der mobilere Ex-Gatte, weil ich keine feste Arbeitsstelle hatte.

Aufgrund dieses Ortswechsels hatte ich allerdings kaum noch Freunde. Einen Gipfel meines Verlassenheitstraumas erlebte ich in der riesigen Halle der Reinickendorfer Hammerschmiede Hugo Kummers. Sie war nahezu leer. Hugo, ein rosiger Koloß mit Spinnenbeinen und Orang-Utan-Armen, schmiß das Büro, während sein Bruder Hans, ein Schweißer, hin und wieder auftauchte, um mir das kalte Biegen von Profileisen zu zeigen oder an seinem *Porsche* einen neuen Heckspoiler anzubringen. Mein einziger Kollege war ein Jungarbeiter, der seine kurzangebundene Berliner Schnauze zum Frühstück mit Matjes-Filets und Springers *B.Z.* fütterte.

Nach Kummer schlug ich mich nur noch tagelöhnernd bei jenen, allen *Scherben-*Fans wohlbekannten Sklavenhändlern durch.* Ich arbeitete lediglich, um mir Schmalz für meine Stullen und ein Tenorbanjo für meine neue Wirkungsstätte im Straßentheater *Kreuzberger Asphaltoper* kaufen zu können. Den Vogel schoß ein Verleiher ab, der gleich in dem Hochhaus am Zoo-Eingang residierte. Angeblich hatte er mich fürs eigene Büro als Bote angeheuert. Dann stellte sich heraus, daß ich vormittags in alle Bezirke zu düsen und an Wohnungstüren zu klingeln hatte, um einmal nachzusehen, warum Kollege A. oder Z. mal wieder nicht auf seiner Leiharbeitsstelle erschienen sei.

Diesen eigentlich schmeichelhaften Posten als Sklaventreiber gab ich rasch wieder auf. In der *Asphaltoper* widmeten wir uns vor allem der Mieteragitation. Wir holten uns in den Hinterhöfen mit unseren aufwieglerischen lustigen Liedern Genickstarre und jedesmal ein paar Groschen oder Fuffziger. Wie ich den Medien entnehme, könnten wir diese Mission inzwischen nahtlos wieder aufnehmen, weil es die Rotgrünen als ihre vornehmsten Aufgaben betrachten, Elektroautos, Schützenpanzer und Wohnungsnot produzieren zu lassen.

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.youtube.com/watch?v=-tMvqjH5EYo> (1971)

Die Karibikinsel Hispaniola, ein Nachbar Kubas, besteht heute aus den Staaten Haiti (im Westteil) und der östlichen Dominikanischen Republik. Der Westteil, früher »Saint-Domingo« genannt, war einträgliche Kolonie der Franzosen gewesen. Auf den Plantagen wurde vorwiegend Zuckerrohr und Kaffee angebaut. Als haitianischer »Freiheitsheld« gilt auch im *Brockhaus* der schwarze Einheimische **Toussaint Louverture** (1743–1803). Ursprünglich Sklave in Saint Domingo, habe er sich 1791, nach der aus Paris proklamierten

Sklavenbefreiung und schon fast 50, den Aufständen von Schwarzen und Mulatten angeschlossen, die sich gegen die weißen Herrschaften richteten. Er konnte lesen und schreiben und stieg rasch auf. Schließlich sei er »im Dienst der französischen Revolutionsregierung« sogar zum Oberbefehlshaber Saint Domingos erhoben worden. Nachdem er den spanischen, größeren Teil der Insel Hispaniola erobert hatte, habe er deren Unabhängigkeit verkündet (1801). Darauf jagten und besiegten ihn jedoch französische, inzwischen napoleonische Truppen und schafften ihn als Gefangenen nach Frankreich. Die Sache stinkt nach Verrat und bleibt zumindest im *Brockhaus* offen.

Wie ich Roi Ottleys Buch über die Sklaven Nordamerikas entnehme*, schlugen die Kämpfe auf und um Hispaniola auch in den damals noch jungen USA hohe Wellen. Einerseits mußten ungefähr 25.000 weiße, als Herren entthronte Flüchtlinge aus Saint Domingo untergebracht werden; andererseits sahen sich die nordamerikanischen schwarzen Sklaven in ihren eigenen Freiheitsbestrebungen beträchtlich beflügelt. Der durchschnittliche US-Bürger wurde derweil mit den schon damals beliebten Greuelgeschichten über die Revolutionäre gefüttert. Gegen diese Lügen oder Verzerrungen hätte sich sogar der britische Konsul James Stephens verwahrt, behauptet Ottley. Der Konsul schlug seinem Mutterland die Entlassung Hispaniolas in die Unabhängigkeit vor. Was den »Freiheitshelden« angeht, muß er auch nach Ottley sowohl in militärischer wie in politischer Hinsicht ein Schlitzohr gewesen sein. Er habe zerlumpfte Haufen in schlagkräftige Truppenteile verwandelt und Frankreich, Spanien und England geschickt gegeneinander ausgespielt. »Er erklärte die Unabhängigkeit Haitis, die zunächst von Napoleon anerkannt wurde. Aber später sah Napoleon in Toussaint ein Hindernis für einen französischen Imperialismus in der Neuen Welt. So sandte er 25.000 [Mann starke] Truppen unter seinem Schwager Le Clerc nach Haiti, um die Republik zu zerstören. Durch Verräterei wurde Toussaint gefangengenommen, und er starb in einem französischen Gefängnis.«

Ottley versteht unter »Haiti« die ganz Hispaniola umfassende neue »Negerrepublik«. Deren Chef saß nun in der Festung *Fort de Joux*, die bei Pontarlier in Ostfrankreich lag. Die deutsche *Wikipedia* behauptet, dort sei er im April 1803 »an den Folgen der harten Haftbedingungen« gestorben. Die englische Schwester bietet an: Erschöpfung, Unterernährung, Schlaganfall, Lungenentzündung und möglicherweise Tuberkulose. Toussaints Bezwinger, das liebe französische Mutterland, hatte die überseeische Sklaverei inzwischen wieder für rechtmäßig erklärt, durch Napoleon im Mai 1802. Die karibische »Negerrepublik« konnte sich natürlich nicht lange halten, obwohl es Toussaints Nachfolger Dessalines gelungen war, auch Leclercs Mannen von der Insel zu vertreiben.

Laut Ottley trafen damals auf Dessalines Einladung hin sogar nahezu 30.000 ehemalige Negerklaven aus den USA in Haiti ein. Es kam zu neuen Machtkämpfen und Teilungen auf der Insel. 1915 zeigte sich, welcher Imperialist in Zukunft das Sagen in der Karibik haben würde: Die USA rückten ein und erklärten ihre gnädige Bereitschaft, Haiti unter ihre »Schutzherrschaft« zu nehmen. Da waren die Enkel jener 30.000 Ex-Sklaven vom Regen in die Traufe gekommen.

Ein jüngster deutschsprachiger, durchaus lesenswerter Magazinbeitrag** ist von der Überzeugung geleitet, die damalige haitische Revolution habe »dem System von Kolonialismus und Sklaverei einen entscheidenden ersten Schlag« versetzt. Mal sehen, ob ich den letzten noch erlebe.

∞ Verfaßt 2024

* Roi Ottley, *Die schwarze Odysee*, deutsche Ausgabe Hamburg 1949, S. 112–17

** Carlo Greppi, »Happy Birthday, Toussaint Louverture«, <https://www.jacobin.de/artikel/toussaint-louverture-haiti-revolution>, 20. Mai 2024

Siehe auch → Gewalt, VerbrecherInnen → Imperialismus

Snooker

Das nette nordhessische Städtchen **Hofgeismar** (bei Kassel) hat sogar noch immer einen Bahnhof, dafür jedoch keinen Ligaclub des Snookersports mehr. Von diesem Verlust erfährt man natürlich nicht durch *Brockhaus*. Den Snookerclub gibt es freilich noch, wie mir ein freundlicher Aktiver auf Anfrage mitteilt. Um 2000 hatte sich der *Hofgeismar Snooker Club* sogar bis in die 2. Bundesliga hochgeschossen. 2004 verpaßte er aber den sogenannten Klassenerhalt, und bald darauf blieb er dem Spielbetrieb der Liga überhaupt fern. Er hatte zuviele bewährte Spieler verloren. SpielerInnen gab es in dem Provinzclub sowieso nie. Noch heute habe man, bei 33 Mitgliedern, nicht eine Frau im Club.

Ein Makel liegt auch in der räumlichen Enge des einzigen heimischen Snookersalons. Er hat nur zwei Tische. Das reichte gegenwärtig für die 2. Bundesliga, die mindestens drei verlangt, ohnehin nicht aus. Das »spielerische Potential« für solche höheren Aufgaben hätte man dagegen inzwischen wieder, versichert mir der Gewährsmann. Jetzt sei geplant, sich zur neuen Saison 2024/25 wieder in der Hessenliga

anzumelden. 2006 errang der SC sogar den Pokal des Hessenmeisters. Und wenn er das erneut schafft und in der 2. Bundesliga anklopft ..?

Ich wüßte ja eine Lösung zur Behebung der Platznot des Clubs. Man müßte nur den Bürgermeister Torben Busse, vor allem jedoch die Kirchenbosse von ihr überzeugen. Im heimischen Park Gesundbrunnen gibt es seit 1790 ein ansehnliches klassizistisches Gebäude mit dem unverzichtbaren Säulen-Vorbau, ursprünglich Sommerresidenz der kurfürstlichen Trottell aus Kassel.* *Brockhaus* erwähnt es sogar. Seit 1952 sei es »Tagungsstätte« der Hofgeismarer *Evangelischen Akademie*.

∞ Verfaßt 2024

* https://de.wikipedia.org/wiki/Schl%C3%B6sschen_Sch%C3%B6nburg#/media/Datei:Schloss_Sch%C3%B6nburg_2017.jpg

Siehe auch → Corona, Hunter (Top-Spieler) → Medien, Xu Si (dito) → Blog R.: Aufsatz *Shot to nothing*

Solidarität

Im April 1943 wirft sich **Myrtek Stanowitsch**, Anfang 20, wegen Drohungen des Nazi-Ortsgruppenleiters, er werde gemeldet und folglich erschossen, bei Metz vor einen Zug.* Der polnische Kriegsgefangene und »Fremdarbeiter« im Saarland hatte wohl einst Elektriker gelernt. Sein Vergehen: »Rassenschande«. Stanowitsch hat nämlich **Aline Söther** geschwängert, geboren am 10. September 1923. Die Landwirtschaftshelferin und Tochter eines einheimischen, wenn auch kommunistischen Bergmanns liebt ihn sogar, heißt es. Aber es ist verboten. Und bald nach dem Unglück und der Geburt ihrer Tochter Rita (die zu den Großeltern kommt) wird Söther nach Ravensbrück verschleppt, wo sie 1945 mit erst 21 Jahren umkommt, angeblich durch Typhus. In Wahrheit sei sie, kurz vor der Befreiung des KZs, von SS-Schergen erschossen worden, behauptet die *Saarbrücker Zeitung* 2015.** Im selben Jahr wurde in Söthers Heimatdorf Beckingen ein Platz nach ihr benannt.

Zwar erwähnt die Lokalpresse anlässlich der Platzeinweihung auch eine Enkelin Söthers, sogar namentlich, doch mein Versuch, mit dieser ins Gespräch zu kommen, scheitert. Ich fürchte allerdings, die Enkelin hätte ebenfalls keine Einzelheiten über das Temperament, die Wünsche und die Liebe der Bergmannstochter gewußt. Solche Opfer: Bergmannstöchter und radbrechende Elektriker, sind der Welt meistens nicht sonderlich wichtig. Dafür gibt es über den DDR-Bergmann Adolf Hennecke Literatur in Förderturm-

höhe, wie ich stark vermute. Über Söthers Geliebten Stanowitsch scheint die Nachwelt noch nicht einmal einen Teelöffel voll zu wissen. Hat er aber Glück, wird er im Saarland noch als zukünftiger Held ausgegraben, weil er immerhin kein Russe war.

Es liegt mir freilich fern, Stanowitsch beleglos zu verklären. Zum Beispiel könnte ja gegangwöhnt werden, er habe Söther glatt im Stich gelassen – und gleich auch noch mit einem Kind. Nebenbei spricht der noch heute beliebte »Schienensuizid« auch nicht unbedingt für Stanowitsch. Ob die beiden eine Flucht oder einen sogenannten Paarselbstmord erwogen, wissen wir nicht. Beides wäre kaum verblüffend gewesen, weil auf Söthers »Vergehen« schließlich bekanntermaßen KZ stand. Ich selber wälze die Frage, *wie* ich mich im Ernstfall am besten umbringen könnte, seit Jahren um und um. Mit Aline hätte ich vielleicht sogar meiner Höhenangst getrotzt. Man erklimmt nach Schichtende gemeinsam den erwähnten Förderturm, nimmt sich oben bei der Hand und macht am besten die Augen zu. Vielleicht noch ein letzter Kuß – und dann auf Wiedersehen!

Was denn ein Ernstfall wäre ..? Na, ich denke etwa an die Gründung eines grünen *BDM* (Bund Deutscher Mädels) durch dessen zukünftige Generalsekretärin Annalena Baerbock.

∞ Verfaßt 2023

* Margit Stark, https://www.saarbruecker-zeitung.de/saarland/merzig-wadern/beckingen/gedenken-an-verfemte-liebe_aid-1589959, 10. September 2015

** Norbert Becker, »Zum Gedenken an NS-Opfer«, *Saarbrücker Zeitung*, 14. September 2015

Da mir die stellenweise spitzfindige soziologische Sülze, die *Brockhaus* auf knapp drei Seiten zur Solidarität serviert, nicht sonderlich schmeckt, will ich mir ein paar eigene Gedanken machen. Unvergeßlich ist mir zum Beispiel der 2001 ergangene Aufruf unseres Bundeskanzlers Gerhard **Schröder**, jetzt gelte es, dem von Terroristen bedrohten oder regierten nordamerikanischen Volk unsere »uneingeschränkte Solidarität« entgegen zu bringen. Glücklicherweise hatten die Anschläge auf Twintowers und Pentagon den Präsidenten Bush nicht zum Einarmigen gemacht. Ein solcher hatte laut Jost Herbig nachgewiesenermaßen in der Neandertaler-Horde von Shanidar gelebt, wo er sogar das vergleichsweise biblische Alter von rund 40 Jahren erreichte. Ob die NeandertalerInnen das Gefühl hatten, ihn »mitschleppen« zu müssen, ist nicht überliefert. Jedenfalls taten sie es, obwohl er durch einen Geburtsfehler arg behindert war. Die »Solidarität« mit den Starken war vielleicht in der Altsteinzeit noch nicht so hoffähig. Da mußte erst Sozialdemokrat Schröder kommen.

Auf dem Floß der Medusa wäre der Einarmige vermutlich als einer der ersten zu den Haifischen gewandert. Die französische Fregatte *La Meduse* war 1816 vor der Küste Westafrikas in Seenot geraten. Da die Rettungsboote nicht ausreichten, wurde eilends ein Floß gezimmert. Die Boote nahmen dergestalt 200 Personen in Schleppe. Angesichts der rettenden Küste wurden die Taue jedoch gekappt. Das Floß trieb ab. Mit den Vorräten und dem Trinkwasser schrumpften auch die guten Sitten. Schwache wurden ins Wasser gestoßen und ertranken. Trinkwasserdiebe wurden erwürgt. Je schmaler die Floßbesatzung, desto höher die Überlebenschancen, rechnete sich jeder aus. Man aß bereits Tote. Als das Floß nach 12 Tagen endlich entdeckt wurde, lebten nur noch 15 Personen. In der Hoffnung, sie seien resozialisierbar, hätte man aus ihnen immerhin noch eine Landkommune bilden können. Die solidarische Linie auf dem Floß der Medusa wäre selbstverständlich gewesen, keinen zu opfern. Man trägt Mangel, Leiden und Risiko gemeinsam. Wenn schon Untergang, dann für alle.

Genauso verfuhr – trauen wir Bruno Franks ausgezeichnet geschriebenem Roman* über ihn – Miguel *Cervantes* rund 200 Jahre früher unweit von Algier, wobei er sich allerdings böse in die Nesseln setzte. Um der höllischen Sklaverei unter dem Korsarenchef Dali-Mami zu entkommen, hatte er sich mit zwei Dutzend anderen Elenden, die er aus der Stadt gelotst hatte, in einem Garten versteckt, wo sie ihr Fluchtschiff erwarteten. Solange es nicht eintraf, schlich sich der junge Dorador wiederholt unter Lebensgefahr in die Stadt zurück, um für alle neue Nahrungsmittel zu besorgen. Schließlich kam das Schiff – aber Dorador blieb aus. Cervantes beschwor sowohl seine Mitsklaven wie den Kapitän, den Dorador jetzt nicht im Stich zu lassen. Sie murrten stark, denn natürlich hätten sie sich lieber auf der Stelle in Sicherheit gebracht. Sie wollten schon ablegen, da tauchte Dorador endlich im Garten auf. In seinem Gefolge hatte der Verräter den grinsenden Dali-Mami mit seinen Schergen. Jetzt hätten die Flüchtigen Cervantes nur zu gerne gelyncht.

Das Verrätertum ist allerdings ein »Kulturfolger«, das die schönsten Moraltheorien in Makulatur verwandeln kann. Nebenbei bemerkt, zählen die SchriftstellerInnen im allgemeinen zu den unsolidarischsten Banden der Welt. Alles, was ihre Konkurrenten um die Palme der Poesie abwertet, boykottiert oder aus dem Verkehr zieht, ist ihnen willkommen. Für sie ist Ruhm unteilbarer als die Menschenwürde. Müßten sie mit ihren noch unbekanntem Kollegen, die am Hungertuch nagen, die »Gemeinsame Kasse« anarchistischer Kommunen praktizieren, würden sie lieber aufhören zu schreiben und zu signieren und in *talkshows* zu glänzen und Literaturpreise einzustreichen. Ein Krösus wie Martin Walser schwingt seine »Moralkeule« eher gegen Antifaschisten statt gegen Kapitalisten oder Auflagenkönige. Um unsolidarisch sein zu können, muß man die

Fähigkeit besitzen, sein Langzeitgedächtnis wie einen Laptop ausschalten zu können. Das gelingt Großen, die nie klein waren.

Neulich erzählte mir meine Berliner Freundin U., die gerade ein Plakat entworfen und abgeliefert hatte, das einzige, wofür sich die PR-Frau der auftraggebenden Bühne interessiert habe, seien der Schriftzug und die Adresse eben dieser Bühne gewesen – ob sie nicht ein bißchen zu klein geraten seien? U.s Bemerkungen über Plakatgestaltung, Sehgewohnheiten, Blickfänge gingen an der Dame vorbei: *sie wollte ihre Bühne größer haben*. Also tat ihr U. den Gefallen, schließlich brauchte sie das Geld. Mir gegenüber schimpfte sie dann auf den »Narzißmus« und »Autismus« ihrer Kundin. Diese Wortwahl verblüffte mich, hätte ich selber doch eher vom üblichen »Eigennutz« der Menschen gesprochen, der mich seit Jahren mindestens jede Woche einmal zur Weißglut bringt, und stachele er auch in mir selbst. Die Dame wollte eben *ihr* Theater gewürdigt sehen – U. wollte *ihr* Geld ...

Die Sache mit dem eigenen Hemd, das einem stets am nächsten sei, ist ein derartiger Gemeinplatz, daß man kaum darüber zu schreiben wagt. Gleichwohl fürchte ich, nicht jedem Menschen ist die Tragweite der Angelegenheit klar – eingeschlossen deren Tragik. Es ist ja genau diese Eigennützlichkei, die sämtliches gesellschaftliches Leben zersetzt – und sehr wahrscheinlich ist sie unvermeidbar. Denn auch in dieser Hinsicht sind wir nur Tiere. Aber die Tiere sind nicht mit der menschlichen Schmerzempfindlichkeit geschlagen. *Sie* hätten es viel einfacher als wir, diese ganzen Ideen von Gerechtigkeit, Brüderlichkeit, Solidarität und so weiter zu verwirklichen. Natürlich denken sie gar nicht daran, da wären sie ja blöd. Alle mir zugefügten Schmerzen (eine Begleiterscheinung des Bewußtseins) treffen *mich* ungleich mehr als den Bruder. Entsprechend die Lust. Niemand wird jener PR-Frau vom Theater den Mückenstich, das Sterben und jenes Loch abnehmen, das ein viel zu kleines Theater-Logo auf dem Plakat in ihr Herz gebrannt hat. Wahrscheinlich ist dieses Loch auch die Quelle der beliebten Doppelmoral, die ich in jedem dritten Beitrag beklage.

Der jüngste Corona-Terror war vermutlich ganz im Sinne Schröders. Gegen die Feinde muß das Volk die Reihen schließen, die Impfstoffe rausschießen und die Querköpfe aus der Volksgemeinschaft ausschließen. Die Feinde waren eben die angeblich furchtbaren Corona-Viren. Passend denkt der Arzt und Medizinhistoriker Gerd Reuther soeben über Seuchengefahr und die sogenannte Weltgesundheitsorganisation WHO nach.** Ich fasse zusammen: Laut Reuther sind Seuchen stets regional. Es gibt sowenig einen globalen Klimawandel wie eine globale Gesundheit. In Wahrheit sind bei der Anfälligkeit die persönlichen und sozialen Verhältnisse entscheidend, und die sind niemals überall gleich.

Das schmeckt freilich unserer (nie gewählten) WHO ganz und gar nicht. Sie faßt nämlich zu gerne »Pandemien« ins Auge und hält dazu stets verschiedene Erreger-Kandidaten bereit. Dabei waren bereits Pest und Spanische Grippe (1347 und 1918) lediglich betrügerische *Inszenierungen* großflächiger Seuchen. Dann wurden sie, in der Geschichtsschreibung, von Jahr zu Jahr größer.

Unter dem Strich stellt Reuther fest, bei einer »Pandemie« handele es sich keineswegs um einen »Fachausdruck für ein Krankheitsgeschehen«, vielmehr um eine Waffe interessierter herrschender Kreise, um den »Obrigkeitsmodus« einschalten zu können. Die nächste kommt bestimmt.

∞ Verfaßt 2024

* Bruno Frank, *Cervantes*, 1934, hier Ausgabe Ostberlin 1978, S. 159–62

** Gerd Reuther, <https://www.manova.news/artikel/die-pandemiedrohung>, 17. August 2024

Siehe auch → Abstumpfung und Schaulust (China) → Eigennutz

Sorben

Die DDR-Organistin **Lubina Hollan-Raupp** (1927–64, auch: *Holanec-Rawpowa* u.a.) wurde in Kleinbautzen als Tochter des sozialdemokratischen Lehrers und Kantors Ernst Hollan geboren, der unter den Nazis (1934) wegen antifaschistisch-sorbischer Gesinnung aus dem Schuldienst entlassen worden war.* Studium in Leipzig und Prag, Konzertreisen im Ostblock, wiederholt preisgekrönt. In ihrem Programm war Hollan-Raupp vielseitig, ungefähr von Bach bis Hindemith, darunter etliche tschechische Komponisten, beispielsweise Alois Hába. Sorbische Musik für die Orgel lag allerdings zu ihrer Zeit kaum vor. Auf diesem Gebiet griff sie aufs Klavier zurück, etwa als Liedbegleiterin. Sie unterrichtete auch Klavier am Sorbischen Institut für Lehrerbildung. Zur Todesursache teilt mir das heutige Institut mit, in den Nachrufen heiße es, Hollan-Raupp sei, mit knapp 37 Jahren, »nach langer Krankheit« verstorben. Carmen Schumann** wußte es 2004 genauer: Krebs. Als Witwer blieb der Musikwissenschaftler und Komponist Jan Raupp zurück (ein Sohn), der als »Nestor neuer sorbischer Musik« galt. Er starb 2007 mit knapp 80.

Die eher kleine westslawische Volksgruppe der Sorben, auch Wenden genannt, siedelte seit Jahrhunderten in Nieder- und Oberlausitz, also beiderseits der Spree im Bereich der heutigen Städte Lübben, Cottbus, Hoyerswerda, Bautzen. Den sorbischen

Einzelhöfen dienten häufig Wasserläufe als Dorfstraßen. Die sorbischen Frauen glänzten durch ausladende Hauben, die bald die Kähne kentern ließen. Diese slawische Minderheit wurde oft benachteiligt und unterdrückt. Im deutschen Faschismus war sogar der Gebrauch der sorbischen Sprache verboten. Die DDR dagegen war um Förderung der sorbischen Eigenständigkeit bemüht – bis zum Anarchismus ging das aber nicht. In Werner Bergengruens dickleibigem Mittelalter-Roman *Am Himmel wie auf Erden* kommen die Wenden ganz gut weg. Der brandenburgische Kurfürst Joachim hat sogar einen wendischen Kutscher, Juro. Diese Schonung könnte mit zur Ächtung des eigentlich obrigkeitsfreundlichen Werkes durch die Nazis beigetragen haben.

∞ Verfaßt um 2015

* Detlev Kobela, »Lubina Hollan-Raupp«, in: *Lětopis – Zeitschrift für sorbische Sprache, Geschichte und Kultur* (Bautzen), Nr. 17, 1974, S. 127–31

** Carmen Schumann, <https://www.saechsische.de/plus/eine-virtuosin-im-besten-sinne-des-wortes-666067.html>, 6. Mai 2004

Spanienkrieg

Abschied von Iberien Falls Sie es noch nicht wußten: Die Unterlegenen im Spanischen Bürgerkrieg waren (1939) die Franco-Leute. Daraufhin zogen diese es verständlicherweise vor, die Iberische Halbinsel in Scharen zu verlassen, was der anarchistisch geprägten Volksfront nur recht sein konnte. Sie rief sofort die *Freie Republik Iberien* aus, schaffte das Geld ab, riet den Republikanern, die eigenen und erbeuteten Schußwaffen gut zu reinigen und einzufetten, und teilte die Halbinsel in rund 70 *Tinas* auf. Die *Tinas*, auf deutsch Wanne oder Kübel, waren entfernt den nordamerikanischen *Countys* vergleichbar. Die Algarve, Südportugal, in der sich schon wenige Monate nach der siegreichen Schlacht am Ebro der aus Paris herbeigeeilte Russe Victor Serge niederließ, war zum Beispiel auch eine Tina. Jede Tina hatte einen von den Grundorganisationen (GOs) gewählten regionalen Rat. Darüber gab es nur noch den Republikrat, der stets, schön zentral gelegen, in der ehemaligen spanischen Hauptstadt Madrid saß. Hier winkt leider schon ein großes Problem (das der Größe), auf das ich noch zurückkommen werde.

Wie man sich denken kann, war der Sieg nur geglückt, weil die Volksfront auf die Unterstützung der Sowjetunion bauen konnte. Diese Unterstützung wiederum fußte auf einer Aktentasche, die AnhängerInnen Nestor Machnos, der kürzlich in Paris gestorben

war, gleich am Beginn der Kampfhandlungen der Volksfront zugespielt hatten. Die Aktentasche enthielt Fotografien von verschiedenen Dokumenten, darunter ein Obduktionsbericht und ein Sitzungsprotokoll georgischer Bolschewiken. Diese Unterlagen bewiesen: die junge Tifliser Schneiderin und Modistin Ketewan Swanidse war im Jahr 1907 mitnichten an Typhus oder Tuberkulose gestorben, wie es später in allen Nachschlagewerken hieß. Vielmehr hatte der nicht minder junge Genosse Stalin, damals vorwiegend Bankräuber zugunsten der Parteikasse, sie vergiftet. Die beiden waren seit gut einem Jahr verheiratet gewesen. Es lag auf der Hand, daß sich Stalin nun, als Staatschef, zähneknirschend ins Unvermeidliche fügte, als ihn UnterhändlerInnen in das Geheimnis dieser Aktentasche einweihten. Er, der Kapitän des Bollwerks des Kommunismus, mußte der ersten nennenswerten anarchistischen Republik auf Erden unter die Arme greifen und ihr auch in der Nachkriegszeit wohl oder übel die Stange halten. Das bescherte Iberien unter anderem einen eher lästigen Sitz in der UNO und einen Höflichkeitsbesuch des Genossen Walter Ulbricht, Ostberlin.

Sie ahnen es womöglich schon: mit der Auflösung der DDR und des gesamten Ostblocks um 1990 waren die Tage der so hoffnungsfroh stimmenden *Freien Republik Iberien* gezählt. Den Abschluß entsprechender Wühlarbeit bildet schon 2003 ein »Luftschlag« der Nato. Damit ist Iberien ins Reich der Westlichen Tauschwertgemeinschaft heimgeholt. Putin läßt es zu. Die in Berlin residierende Schröder-Fischer-Bande hatte mitgewühlt, wie noch zu belegen wäre. Diese Geschichte gedachte ich, beispielsweise, 2023 aus der Sicht des letzten iberischen Rates für Auswärtiges zu erzählen, der seinen Lebensabend in Abchasien am Schwarzen Meer verbringen darf. Er stammt aus einem Dorf bei Faro, Algarve, just im letzten Bürgerkriegsjahr geboren. Seine Geschichte ist auch ein gramvolles Requiem auf die Katalanin Alba Pedrell, seit 1983 (oberste) Schiedsrätin der Republik. Sie hatte am vorletzten Tag der Republik darauf bestanden, sich anstelle ihres deutlich älteren Genossen aus dem Außenamt, bei angeblich »freiem Geleit«, zwecks Verhandlungen ins Hauptquartier der von der Nato gesponserten »Rebellen« zu begeben. Sie wurde gedemütigt und heimtückisch ermordet.

Wenn ich nun von diesem Schreibvorhaben Abstand nehme, hat es mehrere Gründe. Zunächst beschlich mich der Verdacht, ich würde mich dadurch in Wiederholungsgefahr begeben, und das auch noch völlig nutzlos. Immerhin habe ich in 10 zurückliegenden Jahren drei längere »utopische« Erzählungen verfaßt, die just um Freie Republiken kreisen. Das Echo ging gegen Null. Ferner schreckt, ja entmutigt mich, wie bereits angedeutet, das Problem der Größe. Gewiß war die iberische Halbinsel mit rund 30 Millionen bis zum Bürgerkrieg vergleichsweise dünn besiedelt – allerdings nur von der

kapitalistischen, parlamentarischen Werte aus verglichen. Für meine Zwecke sind es zuviel. Zwar fiel durch den Bürgerkrieg Blutzoll von fast einer halben Million an, während es ähnlich viele Leute, siehe oben, ins Ausland trieb. Doch den Platz dieser Toten und Geflohenen nehmen jede Wette Antifaschisten aus zahlreichen europäischen Ländern, ja sogar aus Japan ein, die man auch, für den Aufbau, ohne Zweifel benötigt. Aber ich kann mir nicht helfen, 30 Millionen sind zuviel. Freie Republiken müssen überschaubar bleiben.

Als dickste Brocken hat man sicherlich die Großstädte am Hals. Was soll man mit Lissabon, Sevilla, Madrid, Barcelona und so weiter anstellen, die jeweils mehrere Hunderttausend oder gar über eine Million BewohnerInnen haben? Auf die Zertrümmierungen durch den Bürgerkrieg zu setzen, wäre nur eine wenig durchgreifende Verlegenheitslösung. Für mich wären schon Städte mit 10.000 Einwohnern viel zu groß. Soll man die übernommenen Großstädte also eigenhändig zertrümmern, nach dem Sieg? Das wird teuer. Oder soll man sie den Ratten überlassen? Aufschrei der *WHO* – und die *UNESCO* schimpft den Republikrat einen Hort der Barbaren, weil er die prachtvollen Schlösser und die prachtvollen Gemälde, die den iberischen Adel zeigen, verkommen lasse. Auch das gehört selbstverständlich zum Problem: die unumgängliche »Einbindung« in die Strukturen unserer verderbten spätkapitalistischen Welt. In der *Mollowina* habe ich es mehr oder weniger elegant umgangen.

Hier bietet sich eine Abschweifung zu **Oskar Maria Grafts** angeblich utopischem Roman *Die Erben des Untergangs* an, der mir, in der Zweitfassung von 1959, erst in diesem Winter untergekommen ist.* Behandelt wird die Reorganisation der Menschheit nach einem verheerenden Atomkrieg. Um es gleich zu sagen, dieses Werk des in New York City gelandeten bayerischen Schriftstellers ist rundum mißglückt. Das Thema einmal ausgenommen, fesselt es von der ersten bis zur letzten Seite durch nichts. Die Sprache schwankt zwischen UNO-Protokoll und Schülerzeitungspoese; das anfängliche Chaos auf der Erde verläßt den Autor nie, denn dazu hätte er einer Richtschnur bedurft; statt ein paar Hauptfiguren zu profilieren, überschwemmt er uns mit einer Personenflut, die mit der Unterscheidung der Leute auch unsere Anteilnahme verhindert; die geografische Lage der Leute und ihrer »Agrostädte« oder Reiserouten hängt meistens in der Luft – man bekommt einfach kein Bein auf den Boden. Um uns bei der Stange zu halten, durchsetzt er seine langweilige Planlosigkeit mit ein paar Liebesgeschichten und Hinrichtungsszenen der Marke Groschenroman.

Dies alles hängt ohne Zweifel mit Grafts Globalisierungswut zusammen, wie man heute dazu sagen würde. Er will die Welt retten. Ergo bedarf es vor allem erst einmal einer *Weltregierung*. Dieser Globalisierungswut entspricht wiederum Grafts typisch

nordamerikanische Besiedlungsweise. Er ist alles andere als ein »Stiller«, wie er die buddhistischen ErdulderInnen nennt; er duldet im Gegenteil kein freies Fleckchen auf Erden und keinen Rückschlag in der Nachwuchserzeugung. Den Alten macht er den Mund nach »Verjüngungskuren«, den Agrostädtern nach künstlich erzeugtem Regen wässrig. Übrigens haben seine »Agrostädte« angeblich nie mehr als 20.000 EinwohnerInnen, was natürlich auch schon zuviel wäre. Die EinwohnerInnenzahl der in Nordamerika liegenden Welthauptstadt *Peacetown* nennt er nie, falls ich es nicht übersehen habe, doch aus Indizien wie ein neues 30stöckiges Regierungsgebäude allein für die Plan-Kommission, »breiten Autostraßen« (Marke Brasilia, nehme ich an) und überhaupt kaum umreitbaren Herden von Bürokraten darf man wohl auf einen kleinen Moloch schließen. Auf Seite 399 teilt Graf befriedigt mit, trotz des Atomkrieges und einer hausgemachten, niedergeschlagenen »Rebellion« in Asien sei man schon wieder bei 450 Millionen Erdbewohnern angelangt. Angesichts »der inzwischen unendlich reich gewordenen, völlig erschlossenen Erde« sei das freilich noch immer viel zu wenig. »So mußte es dem Rat vor allem darum gehen, die furchtbaren Verluste wieder aufzuholen und neue zu vermeiden.« Jene krasse Dezimierung als Chance zur Verkleinerung menschlicher Verhältnisse zu begreifen, kommt dem stämmigen, eher untersetzten Bayern nie in den Sinn. Das hat er vielleicht Robert Merle überlassen (*Malevil*, 1972), der in der Tat auch der bessere Schriftsteller ist.

Graf erweist sich als treues Kind des Fortschrittsgedankens, der Technikbegeisterung, des Glaubens an Politik. Läßt er den »Hohen Rat« der Welt sich am Buchende für das Provinzielle und die Abdankung erwärmen, mutet er uns eine völlig unglaubwürdige Läuterung zu, die vom Himmel fällt. Lenin machte uns schon das gleiche weis: ist der Sozialismus erst einmal aufgebaut, werden die bolschewistischen Strukturen absterben. Vom Sachzwang und vom Geschmack an Machtpositionen hat Graf so wenig Ahnung wie von Politischer Ökonomie und Anarchismus. Seine neue Welt ist staatskapitalistisch eingerichtet und bedient sich all der Instrumente der Entfremdung, die man sattsam kennt: Schule, Geld, Polizei, Justiz, Geheimagenten, Lautsprecher, Verkehr (meist per Luftfahrt) ohne Ende. Und auf diesem schädlichen Krempel hockend, redet er uns unverfroren ein, jetzt sei die Menschheit, im großen und ganzen, endlich glücklich.

Sein Grundfehler ist, wie schon angedeutet, die verbohrtete Absicht uns vorzuführen, die Befriedung unseres lückenlos besiedelten oder jedenfalls durchforsteten Planeten sei durchaus möglich. Das gelingt ihm selbstverständlich nicht, und so windet er sich in Krämpfen und Wunschenken. Heute, 60 Jahre nach Grafs mißglücktem Wurf, mit kapitalistischen und bürokratischen Monstern und einer Weltbevölkerung von demnächst acht Milliarden gesegnet, ist jene Befriedung so gut wie unvorstellbar. Ich wüßte auch

keinen Schriftsteller oder Wissenschaftler, der sich ernsthaft an einer Lösung dieser gewaltigen Aufgabe versuchte. So popeln die Reformisten der Welt an lächerlichen Verbesserungsvorschlägen herum, die es vielleicht, in der Summe, schon irgendwann einmal richten werden. Das Eingeständnis, das Projekt Menschheit sei gescheitert, fürchten sie ähnlich krankhaft wie Impotenz oder Gebärmutterkrebs. Nur Corona finden sie schlimmer.

Ich erwähne abschließend noch einen dritten Grund, mein Projekt Iberien zu verwerfen: dummerweise habe ich leider ausgerechnet von Spanien und Portugal wenig Ahnung. Selbst von Rafael Chirbes kenne ich bislang nicht eine Zeile. Da war ich nie. Ich müßte mich also unter beträchtlichem Aufwand in alle wichtigen Eigenarten der Iberischen Halbinsel und ihrer BewohnerInnen einarbeiten – und das bei der guten Aussicht, auch weiterhin ignoriert zu werden. Übrigens müßte ich vor allem ganz schnöde Dinge wissen: Wetter, Hausbau- und Heizmaterial, Eßgewohnheiten, Laster, Flüche und dergleichen mehr. Mein Wissen über »den« Spanier (beiderlei Geschlechts) beschränkt sich im Augenblick auf folgendes: Er spricht mit Händen und Füßen und immer schnell; er heiligt die Siesta; er ist gesellig; er schätzt die Folterung von Stieren; leider liebt er auch den Lärm; dafür übt er viel Nachsicht mit Kindern.

Das letzte wäre für meine Zwecke natürlich sehr brauchbar gewesen. Es vergeht kaum ein Tag, wo ich beim Einkaufen oder Spaziergehen nicht die Fäuste in den Taschen balle, weil irgendein Erwachsener seinen kleinen Sprößling gängelt. Das verhält sich »natürlich« schon immer so. Aber neuerdings zischt er auch noch: »Hörst du jetzt endlich auf, an deiner Atemschutzmaske herum zu fummeln!« Wenn ich wüßte, wie ich die in Erfurt, München, Berlin residierenden obersten KinderquälerInnen wirksam beleidigen könnte, ich würde es tun. Aber an denen prallt alles ab.

∞ Verfaßt 2021

* hier als *dtv*-Ausgabe München 1994

Im Sommer 1937 konnte man auf vielen spanischen Titelblättern und Hauswänden plötzlich lesen: *Gobierno Negrín: ¿dónde está Nin?* (»An die Regierung Negrín: Wo ist Nin?«). Der Mann war verschwunden. Im *Brockhaus* fehlt er leider auch. Dabei war er sogar prominent. Der Republikaner **Andrés Nin** (auch Andreu, 1892–1937) zählte zur Führung der als »trotzkistisch« verschrieenen *POUM*, die der moskauhörigen *KP* ein ähnlich schmerzender Dorn im Auge war wie verschiedene anarchistische Organisationen, und er war streckenweise auch Regierungsmitglied. In den Truppen der *POUM* kämpfte

zeitweilig der britische Schriftsteller (und Ex-Polizeif) George Orwell mit, während seine Frau Eileen O'Shaughnessy in Barcelona bei der Büroarbeit half. Kurz nach den dortigen unseligen Bruderkämpfen zwischen den beiden Lagern vom Mai 1937 wurde Nin auf Betreiben der Kommunisten verhaftet. Zunächst in eins der Gefängnisse gesteckt, die damals von den Kommunisten kontrolliert wurden, wußte doch bald niemand mehr, wo sich Nin aufhielt. Auch eine von der *POUM* eingeleitete und von manchen namhaften Ausländern unterstützte Kampagne brachte ihn nicht wieder zum Vorschein. In der Regel – selbstverständlich nicht unter traditionsbewußten Kommunisten – wird heute angenommen, Nin sei auf Geheiß Stalins verschleppt, ausgiebig gefoltert und schließlich am 20. Juni ermordet worden. Er war erst 45. Abtrünnige Söhne ziehen sich ja oft den besonders ausgeprägten Haß der Väter zu. Nin hatte 1921 die spanische *KP* mitgegründet und bald darauf in Moskau für rund ein Jahrzehnt *Komintern*-Arbeit geleistet. Ein bemerkenswerter Artikel über seinen Fall erschien vor knapp 30 Jahren im damaligen Sponti-Zentralorgan: Jaime Pastor, <https://taz.de/Ein-Opfer-der-Normalisierung/!1625950/>, 12. März 1993.

∞ Verfaßt 2024

Sonderlich viele Frauen dürften dem Ruf der kämpfenden spanischen Republik kaum gefolgt sein. Deshalb hätte ich **Gerda Taro** (1910–37) durchaus in den *Brockhaus* aufgenommen. Während sich zum Beispiel Eileen O'Shaughnessy, Orwells erste Gattin, an den Schreibmaschinen und Telefonen der *POUM* nützlich machte, betätigte Gerda Taro ihre Kamera – sogar an der Front. Die Tochter eines jüdischen schwäbischen Kaufmanns hatte ab 1929 die nichtstaatliche *Gaudigschule* in Leipzig besucht, der es um die Förderung der Selbsttätigkeit ihrer Schützlinge ging. Nach kurzer Haft wegen antifaschistischer Umtriebe traf Taro im Herbst 1933 gemeinsam mit ihrer Freundin Ruth Cerf in Paris ein. Sie fand Arbeit in einer Bildagentur, nachdem sie den ungarischen Fotografen Robert Capa kennengelernt hatte, der ihr Lehrer und Geliebter wurde. Von da an arbeiteten sie zusammen. Capa, weitaus bekannter als sie, kam »erst« 1954 mit 40 als Kriegsberichterstatter in Indochina um, wo er auf eine Landmine trat. Zwei Jahre darauf folgte ihm sein Freund und Mitgründer der Pariser *Magnum*-Agentur David Seymour ins Grab. Der knapp 45jährige wurde beim Beobachten eines Gefangenenaustausches im Krieg um den Suez-Kanal erschossen.

Taro hatte ihren ersten Presseausweis im Februar 1936 erhalten. Schon im Sommer traf sie mit Capa im republikanischen Barcelona ein. Das Gespann besuchte die Fronten.

Die »geschossenen« Fotos gingen im Rahmen verschiedener Zeitschriften um die Welt. Selbstverständlich bildete Taro, neben den Greueln des Krieges, auch gerne unerschrockene Kämpferinnen ab. Auch ihr selber hat es laut Alfred Kantorowicz' Kriegstagebuch nicht an Mut gefehlt. An der Cordoba-Front sei die »anmutige Reporterin« 1937 mit »Baskenmütze über dem schönen rotblonden Haar« und einem »zierlichen Revolver« im Gürtel aufgetaucht, um zu einer polnischen Kompanie vorzudringen. Sie hatte ursprünglich gleichfalls einen polnischen Nachnamen getragen, Pohorylle. Zu ihren fototechnischen Eigenheiten gehörte die Untersicht, durch die sich der Himmel weitete. Davon abgesehen, war die »lässige Schönheit« aus Schwaben, laut Irme Schaber*, der erste weibliche Frontfotograf überhaupt.

Allerdings kam sie schon nach einem knappen Jahr unter die Erde. Zu Taros letzten Arbeiten zählt ein Foto des Ortsschildes von Brunete (bei Madrid) mit bewaffneten Kämpfern davor. Am 25. Juli 1937 erlebt sie an der Brunete-Front einen anhaltenden Luftangriff der berüchtigten faschistischen, wenn auch nicht gekennzeichneten deutschen *Legion Condor*. Sie hockt in einer Art Fuchsbau, fotografiert – und bleibt unversehrt. In der Nacht jedoch, beim Rückzug der RepublikanerInnen, verunglückt sie. Nach der bevorzugten Darstellung geriet sie unter einen eigenen Panzer, weil sie vom Trittbrett eines Lastwagens abgerutscht war. Der Panzerfahrer habe das gar nicht bemerkt. Die knapp 27jährige erlag anderntags ihren Verletzungen.

Als Taro am 1. August auf dem Pariser Friedhof *Père Lachaise* bestattet wurde, folgten Tausende dem von Pablo Neruda und Louis Aragon angeführten Trauerzug, der sich in eine Demonstration gegen die heuchlerische »Nichteinmischungspolitik« der westlichen Demokratien verwandelte. Unter der Hand lieferten sie Franco Waffen und »dämmten«, im Falle Frankreichs und Portugals, die Flüchtlingsströme ein. Was den Einsatz der *Legion Condor* angeht, sollte Hermann Göring später in Nürnberg schwärmen, er sei »ein ausgezeichnetes Training für Mensch und Material« gewesen. Gefeierte Bomberpiloten wie Johannes Trautloft wurden, nach 1945, nicht etwa aufgeknüpft oder mit 20 Stockhieben bedacht; sie wurden Stellvertretender Luftwaffeninspekteur der Bundeswehr und gingen (1970) als Generalleutnant in den Ruhestand.

Alberto Giacometti schuf für die verunglückte Fotografin ein Grabmal, das allerdings nicht mehr erhalten sein soll. In Stuttgart gibt es seit 2008 einen *Gerda-Taro-Platz*. Schaber behauptet, viele Aufnahmen von Taro seien nach dem Zweiten Weltkrieg dem berühmteren Capa zugeschrieben worden – vor allem aus kommerziellen Gründen, weil sie sich auf diese Art besser verkaufen ließen. Zudem habe Capa eingeräumt, wegen der unter anderem geschäftsschädigenden Kommunistenhatz in den USA habe es sich für

ihn angeboten, eine nachträgliche Arbeitsteilung einzurichten: »Ich war der Fotograf und Gerda die Kommunistin.« Sie war ja tot.

∞ Verfaßt 2022

* Irme Schaber: Gespräch mit der *Deutschen Welle*, 24. Juli 2012: <https://www.dw.com/de/gerda-taropionierin-der-kriegsfotografie/a-16109547>

Siehe auch → DDR, Ulbricht → Geschlechter, O'Shaughnessy → Hitler-Stalin-Pakt

Spezialisierung

Lieber KO, Ralph-Dieter, mein Mann, will dieses Jahr unbedingt Dahlien pflanzen, wieder so eine Grille. Vorsichtshalber habe ich gleich in seiner Brockhaus Enzyklopädie nachgeschlagen (Band 5 von 1989). Danach gibt es inzwischen, durch emsiges Kreuzen, immerhin schon »mehrere zehntausend Sorten« dieser um 1800 auf uns gekommenen mittelamerikanischen Korbblütlerin. Können Sie mir einmal verraten, wie ich 30- oder 40.000 Dahliensorten in unserem 28 Quadratmeter großen Vorgarten unterbringen soll? Mein Mann sagt natürlich: wählen! Ich finde jedoch, laut UNO wäre das Folter, an der man nur irre werden kann. Diese Dahlien sehen schließlich alle gleich bunt aus, und duften tut keine einzige von ihnen. In der Politik stinken sie wenigstens nach Eigennutz oder Vetternwirtschaft. Ergebenst Ihre Laura B., Ziegenrück.

Liebe Frau B., täuscht mich meine Nase nicht, haben Sie hier, mit den Dahlien, das viel zu selten gewürdigte Phänomen der **Arbeitsteilung und Spezialisierung** angeschnitten. Es scheint rein menschlicher Natur zu sein. Oder können Sie mir beispielsweise Schimpansinnen nennen, die die Volkswirtschaft ihres 30köpfigen Rudels mit 77 Waschmittelmarken, 77 philosophischen Systemen oder 77 verschiedenen Methoden der Haarspalterei belasten würden? Arthur Koestler erwähnt in seinem Buch *Die Armut der Psychologie* eher am Rande die Bananenwaschfrage, das schon. Sie hatte sich unter bestimmten japanischen Affen erhoben. Die Hälfte der Population hatte sich eines Tages aus unerfindlichen Gründen darauf verlegt, ihre Bananen vor dem Schälen und Verzehren im Fluß zu waschen. Die anderen rieben sich die Augen, hielten aber an ihrer bewährten Methode des Nichtwaschens eisern fest. Es kam nur deshalb nicht zu einem erbitterten Konkurrenzkampf oder Weltkrieg – behauptet Koestler – weil die Affen keine Sprache

besaßen, in der sie den je eigenen Umgang mit Bananen als alleinseligmachend, den fremden Umgang dagegen als höchst verderblich hätten ausgeben können.

Für die neuzeitlichen Marktwirtschaften wirkte es anfänglich sicherlich belebend und segensreich, immer neue Waren und Berufe zu erfinden. Einem über alle Backen strahlenden deutschen Schrebergärtner den ersten persönlichen, rotgrün karierten Rasenmähtraktor anzudrehen, muß die reinste Lust gewesen sein. Die Hausfrau bekam endlich einen atomar angetriebenen Korkenzieher, und ihren drei halbwüchsigen Söhnen verordnete sie Schuhe mit automatisch nachwachsenden, biodynamisch einwandfreien Absätzen. Auch die Fernsehanstalten und deren Werbeprogramme vermehrten sich wie die Affen. Allerdings stiegen die Gebühren. Kurz und schlecht, auf seiten des Kleinen Mannes vermehrte sich dummerweise das Geld mitnichten im flotten Tempo der Waren, Berufe und Fernsehprogramme. Ergo blieben die paar großen, reichen Leute zunehmend auf dem von ihnen hergestellten Schund sitzen. Sie schrien nach staatlichen Ankäufen, aber die Ministerinnen wollten die atomar angetriebenen Korkenzieher auch nicht haben. Jetzt wird erwogen, die Weltwirtschaft vollends aufs ökologisch orientierte Entsorgungsgeschäft umzustellen. Die einen UnternehmerInnen kippen den Schund in die Weltmeere, die anderen holen ihn wieder raus.

Man hat bereits ein paar Experten angeheuert, die das Wahlvolk auf die Umstellung vorbereiten sollen. Der deutsche *Präsentationstrainer und Autor* Peter Mohr (* 1964) wird die Kernidee heraus Schälen. Karin-Simone Fuhs (* 1968), *Professorin für Nachhaltiges Design* in Bonn, übernimmt insbesondere die Gestaltung der Transportlinien zu den Meeren hin und von den Meeren weg. Die deutsche *Humortrainerin, Keynote-Speakerin und Suggestopädin* Margit Hertlein (* 1953) will die Leichtigkeit und Sozialverträglichkeit der großen Aufgabe unterstreichen. Bianca Wittmann (* 1978), eine Gießener Professorin für *Biopsychologie*, bindet die Säcke, die gefüllt oder ausgeschüttet werden, ökologisch unanfechtbar zu. Hilft alles nichts, wird uns der niederländische *Alternativmediziner und Reinkarnationstherapeut* Rob Bontenbal (1945–2015) zeigen, wie es später anders besser geht.

Vielleicht noch ein Wort zu den von Koestler erwähnten Wörtern, liebe Frau B. Sie glauben ja gar nicht, wieviele um Haaresbreiten voneinander abweichende typografische Möglichkeiten es gibt, beispielsweise das Wort *Ziegenrück* zu schreiben. Das Internet sträubt sich, mir die Anzahl zu nennen, ich schätze sie freilich ungefähr auf Dahlienniveau. Zum Glück haben die meisten postmodernen Schriftarten aber einen Generalnenner, der sie wiederum gut handhabbar macht. Das ist ihre Unlesbarkeit.

Siehe auch → DDR, Tuchscheerer (Forschung) → Go, Shūsaku (Vervollkommnung und Vermarktung) → Musik, Afrikanische (Marimba-Akrobaten) → Psychologie, Karl Duncker

Spiel

Kuhlotterie Der Zufall lenkt meine Wanderschuhe zum Sportplatz der *TSG Hinterschwänzingen*. Laute Blechmusik lockte mich an. Wie ich sehe, feiert der glorreiche Spielmannszug des Sportvereins sein 75jähriges Bestehen. Aber was im Augenblick gespielt wird, ist mir nicht ganz klar.

Soweit sie nicht dem Bratwurst- und Bierstand oder umliegenden Gebüsch zuströben, umlagern die Musikanten und ihre zahlreichen Gäste ein Spielfeld von doppelter Tennisplatzgröße, das mit Stäben und rotweiß schraffiertem Plastikband abgesteckt worden ist. Die Leute schmatzen, schwatzen, lachen, trinken sich zu, haben freilich stets ein Auge auf die Kuh. Diese strahlt wenig Begeisterung aus. Stakt sie ein paar Schritte, um den dürftigen Sportplatzrasen zu untersuchen, wirkt sie umso verstörter, wenn sie dann wieder ins Publikum äugt.

Wie mir freundlicherweise ein schon grauhaariger Einheimischer mit Goldenem Sportabzeichen am Revers erläutert, bestreitet Kuh Alma das Spiel gewissermaßen allein – ohne sich allerdings über ihre Rolle im Klaren zu sein. Die VeranstalterInnen unterteilen das Spielfeld in 200 gleich große Quadrate. Die gedachten Linien, die jederzeit durch Schnurschlag nachvollzogen werden können, sind durch Pflöcke am Spielfeldrand markiert. Zwischen diesen Pflöcken stecken kleine Tafeln mit Buchstaben oder Zahlen, die es gestatten, jedes Quadrat – wie bei einem Schachbrett – genau zu bestimmen. Gegen fünf Euro Einsatz wurden sämtliche Quadrate vor der Ziehung unter die Einheimischen gebracht. Man bediente sich dabei der Form der Verlosung, weil die äußeren Quadrate ohne Zweifel benachteiligt sind. Dort drängelt sich das Publikum. Es würde nur einen Volltreffer geben, so ist es vereinbart worden. Dabei soll der Gewinn zu gleichen Teilen an den von Alma auserwählten Quadratbesitzer und den glorreichen Spielmannszug gehen, jeweils 500 Euro.

Ich habe Glück. Wie mir mein Gewährsmann versichert, hat sich die Ziehung dieser *Kuhlotterie* schon über anderthalb Stunden hingezogen, doch kaum bin ich ins Bild gesetzt worden, spritzt der Segen. Die Leute johlen bereits, bevor er sich als Fladen auf dem siegreichen Quadrat ausgebreitet hat. Es ist P-7! Nun prasselt der Beifall. Er gilt genauso

dem Glückspilz, der auf die Schultern gehoben wird, wie der schwarzweiß gefleckten Glücksfee Alma, die für mein Empfinden allerdings nicht sonderlich erleichtert wirkt. Gäbe sie heute abend saure Milch, könnte es ihr wohl keiner verübeln.

Die Möglichkeiten, sich als ZweibeinerIn auf vergleichsweise billigem Wege etwas Vergnügen zu verschaffen, scheinen unbegrenzt zu sein, sage ich mir, während mich die Posaunen und Piccoloflöten wieder Richtung Wald blasen. Ich schreibe eben.

∞ Verfaßt um 2000

Der US-Spieleentwickler **Paul Randles** (1965–2003) aus dem Staat Washington erlag bereits mit 37 einem Krebsleiden. Soweit ich sehe, hat er hauptsächlich Brett- und Kartenspiele entwickelt und, zuletzt, auf eigene Rechnung verkauft. Einige Spiele aus seinem Stall, etwa *Piratenbucht*, sollen Renner sein. Wahrscheinlich verdiente er einen Haufen Geld. Den steckte er dann, vielleicht, in »Chemotherapien«, die ihn noch kränker machten. Laut einer Gedenk-Webseite* hatte er eine Gattin, zwei Katzen und eine ungewöhnliche Gabe zum Geben. Somit zehrte er vor allem davon, seine Freunde, ja die ganze Welt beschenken zu dürfen. Nebenbei war er Golfspieler, was übrigens auch eine Stange Geld kostet. Ein Brustbild zeigt ihn mit Golfkappe – und lachend.

Denkt man, mangels biografischen Stoffs, über das Wesen des Spiels nach, stößt man zunächst auf die landläufige Auffassung, es stehe dem »Ernst des Lebens« gegenüber. Wahrscheinlich ist sie falsch. Zwar weist F. G. Jünger in seiner betörend geschriebenen Untersuchung *Die Spiele* von 1953 darauf hin, der Nichtspielende sei nicht unbedingt immer ernst, während dem Spiel ein ihm eigener Ernst innewohnen könne, doch den wesentlichen Unterschied zwischen Spiel und Leben macht er meines Erachtens nicht deutlich genug: Kennzeichen des Spiels sei seine Selbstgenügsamkeit; es könne nicht an Zwecke gebunden werden, die über seine Grenzen und Regeln hinausreichen.

Danach handelt es sich um einen ganz bestimmten Ernst, der dem Spiel – in seinen gehüteten Formen – völlig fremd ist. Er liegt im Unwiderruflichen und Verketteten unseres Lebens. Im Leben vermehrt jeder Augenblick eine Last, die auf uns ruht. Wäre sie ein Tornister, könnten wir sie kurzerhand abwerfen, doch sie ist mit uns verwachsen – gleichsam unser ständig anschwellender Buckel. Hätte dieser zumindest einen Deckel, könnten wir vielleicht den einen oder anderen Augenblick wieder herausfischen, um ihn zu vernichten. Wer wüßte nicht ein Lied davon zu singen, sich jäh unter einer Beschämung zu ducken, die uns vor vielen Jahren traf, oder sich unter Reue zu winden, sobald wir an eine nicht ergriffene Chance erinnert werden, durch die wir vielleicht das Ruder unseres Lebens

herumgeworfen hätten? Wer wüßte nicht, daß der Spielraum, in dem wir uns noch verändern können, mit jedem Tag enger wird? Daß niemand sich selber entkommt?

Nur das Spiel gewährt uns diese Chance. Hier werden die Karten neu gemischt, die Steine vom Tisch gewischt, alles neu macht der Mai. Mit jeder neuen Partie steigt man wie Phönix aus der Asche. Im Gegensatz zum Leben ist das Spiel wiederholbar. Und da es bestimmten und es beschränkenden Regeln folgt, ist es auch ungleich überschaubarer als jeder kleinste Abschnitt unsres Lebens. Zumal am Kartenspieltisch hält sich das Unwäg-bare und Unvorhergesehene – es mag schrecklich oder entzückend sein – in wunderbar engen Grenzen. Da wird nach Regeln gekämpft, die sich jeder Trottel einprägen kann. Da gilt es lediglich, Tröten ins Feld zu werfen, die seit den Pharaonen und Mona Lisen keine Miene verziehen. Und so überall. Ob du mit deinen Freunden Schach, Snooker oder Fußball spielst, du betätigst dich nicht auf einem weiten Feld, das deine treuherzigen oder ausgefuchsten Erwägungen zu »Pappelblättern« herabstuft, die »jedem Anhauch der Welt« preisgegeben sind. Das gilt erst im Profisport, der von soundsovielen finsternen Mächten gesteuert wird.

Die »Pappelblätter« stammen vom französischen Denker Alain. In seinem Buch *Lebensalter und Anschauung* von 1927, Kapitel »Die Spiele«, hat er sich ausführlich im obigen Sinne geäußert. Er unterstreicht darin den folgenden Aspekt. »Spiel kennt kein Erinnern und kein Denkmal: das unterscheidet es von der Kunst. Spiel will durchaus nichts wissen von erreichter Stellung, von Zeugnissen, von Vorrechten, die vergangene Dienste ins Gedächtnis rufen: das unterscheidet es von der Arbeit.« Bringt Randles also nicht mit Waschmitteln oder Drohnensteuerungen, sondern eben mit Spielgeräten Geld ins Haus, hat es nichts zu bedeuten: Er verfolgt seine berufliche Laufbahn.

Bekanntlich kürzt die Arbeit gern ab – versuchen Sie das einmal in einem Snookersalon! Sobald sie die 15 Roten mit einem Rutsch ihres Armes kurzerhand in die Ecktaschen schieben, wird ein gestrenger Mensch mit weißen Handschuhen aus dem Schatten treten und Sie am Schlawittchen packen, um Sie an den nächsten Garderobenhaken zu hängen. Im Spiel werden Fouls *geahndet*; im Leben belohnt.

∞ Verfaßt um 2010 • * <https://www.celestis.com/participants-testimonials/paul-j-randles/>

Siehe auch → Go → Schach → Snooker → Verwandlung

Vergleichen wir die Undurchsichtigkeit der üblichen Marionettendemokratie mit dem abgegriffenen *Eisberg*, stellt das Heer der **Spitzel**, Agenten und Provokateure, die sich bei jeder *Gipfelkonferenz* und den sie begleitenden Demonstrationen auf die Füße treten, in der Tat nur dessen *Spitze* dar. Aber schon in dieser finden seit dem Altertum erstaunlich viele Arbeitsplätze Platz. Selbst Jesus wurde bekanntlich nicht aus doktrinären, vielmehr pekuniären Gründen verraten. Wie Bernt Engelmann erwähnt, hielten es deutsche Obrigkeiten insbesondere nach den Bauernerhebungen um 1525 für angebracht, ihren jeweiligen Einflußbereich mit einem Netz aus Spitzeln zu überziehen. In Ilja Ehrenburgs lesenswertem **Babeuf**-Roman *Die Verschwörung der Gleichen* wimmelt es nur so von Spitzeln. Unter dem »Direktorium« kommt es (um 1800) sogar zu einem Streik der Pariser Spitzel, weil sie nicht mehr in wertlosem Papiergeld entlohnt werden möchten. Sie pokern sozusagen um Judas' Silberlinge.

Entscheidender ist jedoch, daß es sich bei der Demokratie von vorne bis hinten um ein Spiel mit gezinkten Karten handelt. Jeder Politiker muß vor allem erlernen, wie man im Stillen Fäden zieht, wie man erpreßt, Fehler vertuscht, Wahlversprechen bricht und sich ausschließlich auf Kosten des Gegners profiliert. Vor den Kulissen macht er der sogenannten Öffentlichkeit zuliebe den »Schöndünster« (E. G. Seeliger), während er hinter ihnen Kuhhandel treibt. Nach dem bewährten Spion und Schriftsteller Victor Serge stellten hier die Bolschewisten keine Ausnahme dar. Statt Räterepublik Verrätertum. Wären alle gemeinschaftlichen Belange und Vorgänge – etwa Einkünfte, politische Absprachen, berufliche und militärische Pläne – transparent, bräche jedes Herrschaftssystem auf der Stelle zusammen. Herrschaft braucht Dunkelheit, viele Grauzonen – und jede Menge Feinde. Nur mit deren Hilfe kann die Marionettendemokratie jede Geheimhaltung und jede Schweinerei rechtfertigen. Hätte sie's nur mit freundlichen Bürgern und Nachbarn zu tun, wäre sie überflüssig. Doch dann könnten *Heckler & Koch* ihre Sturmgewehre nicht mehr nach Afghanistan oder Georgien liefern – und wohin dann mit all den Neid und Haß schürenden Lobbyisten, Politikern und Spitzeln? Wie sich versteht, müssen die Feinde in den schwärzesten Farben gemalt werden. George Kennan galt nach 1945 als »größter Kreml-Experte« der US-Regierung. Auf diese Zeit des »Kalten Krieges« zurückblickend, stellte er laut Tim Weiner 1996 fest: »Aufgrund unserer Kriegserfahrungen hatten wir uns daran gewöhnt, einen großen Feind vor uns zu haben. Der Feind muß immer im Zentrum stehen. Er muß absolut böse sein.«

Zum 60. Jahrestag des ostdeutschen Ministeriums für Staatssicherheit bringt die *Junge Welt* ein Interview mit Werner Großmann und Wolfgang Schwanitz, den beiden letzten noch lebenden Stellvertretern des Ministers Erich Mielke. Ihre Äußerungen klingen

selbstverständlich etwas anders als beispielsweise ein Artikel aus der *Süddeutschen Zeitung* vom 26. April 2009, in dem der britische Historiker Tony Judt mit der Bemerkung zitiert wird, die DDR habe sich nicht vom mörderischen Hitlerfaschismus unterschieden, die Bezeichnung »Unrechtsregime« sei »verharmlosend«. Die Stasi habe »nicht nur die Funktion und Praxis der Gestapo, sondern viele ehemalige Gestapoleute und Informanten übernommen ... Politische Opfer des neuen Regimes [der späteren DDR] wurden von Ex-Polizisten verhaftet, von Ex-Nazirichtern verurteilt und in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, die der neue Staat en bloc übernommen hatte, von ehemaligen KZ-Wächtern bewacht.«

Großmann und Schwanitz begnügen sich damit, solche gemeingefährlichen Verharmlosungen des deutschen Faschismus, die von einem als seriös geltenden Blatt verbreitet würden, Schwachsinn zu nennen. Man kann dem Schwachsinn Antworten der Bundesregierung vom 29. Januar 2008 auf Fragen der *FDP*-Fraktion entgegenhalten, die Großmann und Schwanitz zu Beginn des Interviews erwähnen. »Nach den Einstellungsrichtlinien der Volkspolizei und des MfS war die Einstellung von *NSDAP*-Mitgliedern nicht gestattet.« Eine Stichprobenanalyse für den Mitgliederbestand des Jahres 1953 habe auch keine *NSDAP*-Mitglieder feststellen können. Auch die Beschäftigung von Polizisten und Geheimagenten des Dritten Reiches habe den Einstellungsrichtlinien widersprochen. »Daran hat sich die DDR-Staatssicherheit prinzipiell gehalten.« Gegenteilige Aussagen in älterer Forschungsliteratur seien anhand der BStU-Akten durchweg falsifiziert worden, mithin als »Irrtümer« oder Fälschungen erkannt. Laut Schwanitz gab es noch nicht einmal ehemalige Wehrmachtsoffiziere im MfS.

Doch all die bekannten, gebetsmühlenartig wiederholten Verleumdungen des »Unrechtstaats« DDR, seiner »maroden« Wirtschaft und so weiter reißen nicht ab. Sie folgen dem bewährten Muster *Haltet den Dieb!* Je schlechter ich die Gegenseite mache, umso besser stehe ich selber da, beispielsweise mit meinem von Nazis gegründeten BKA. Laut Schwanitz wurden nach der »Wende« im Rahmen eingehender Ermittlungen unsrer Justiz gegen mehr als 100.000 Ostdeutsche Verfahren eingeleitet. »Am Ende wurden 289 Personen verurteilt, davon 19 mit einer Freiheitsstrafe ohne Bewährung. Unter diesen Verurteilten waren ganze 20 beim MfS. Zwölf erhielten eine Geldstrafe, acht eine Freiheitsstrafe, wovon sieben zur Bewährung ausgesetzt wurden. Es gab nicht einen einzigen nachweisbaren Fall von Mord, Folter, Zwangsadoption oder Einweisung in die Psychiatrie – also kriminelle Vorfälle, von denen fortgesetzt behauptet wird, es habe sie gegeben.« Folgerichtig habe Oberstaatsanwalt Bernhard Brocher, einst bei der Berliner Sonderstaatsanwaltschaft II mit jenen Verfahren beschäftigt, unmißverständlich erklärt:

»Nach dem Stand der Ermittlungen ist eine Bewertung des MfS als kriminelle Organisation nicht mehr zu halten.« Die Summe von »Exzessen« sei nicht auffallend und nicht größer als in vergleichbaren Behörden der Bundesrepublik. Man stelle sich vor, *Bild* warte mit der Schlagzeile Mielke war in Wahrheit Waschlappen auf.

Gleichwohl räumen die beiden Stasi-Häuptlinge ein, ihre Behörde sei, vor allem nach innen gerichtet, oft falsch oder überzogen vorgegangen. »Das MfS wurde zum Vollstrecker einer verfehlten Sicherheitspolitik gemacht. Es hat objektiv dazu beigetragen, die Entfaltung der sozialistischen Demokratie und konstruktiver Kritik zu behindern.« Zuvielen Kritikern sei sofort die Feindschaft zum System unterstellt worden. Und eben diese Feindschaft konnte man sich nach den eigenen Worten der Häuptlinge nicht leisten. »Die meisten MfS-Angehörigen wollten einen anderen, einen besseren Sozialismus als den, den wir hatten.« Das kann man glauben oder nicht. »Aber das setzte voraus, daß der Sozialismus, den wir bereits geschaffen hatten, weiter existierte.« Ergo durfte am System nicht gerüttelt werden. Es durfte nicht in Frage gestellt werden. Warum eigentlich nicht?

Da es jedem System mißfällt – auch der Bonner oder Berliner Republik – in Frage gestellt zu werden, liegt meine Antwort auf der Hand. Es gab gar keinen Sozialismus. Vielmehr war das Motiv wie überall: Die Mächtigen möchten oben bleiben, die Steuer-männer wünschen recht zu behalten, alle NutznießerInnen bangen um ihre Vorrechte und Pfründe. Ein gutes oder reformierbares System hätte selbstverständlich gar keinen Anlaß, Angst vor Wühlarbeit und Umsturz zu haben. Es braucht nicht »geschützt« zu werden. Seine Sicherheit läge in der Dankbarkeit, der Offenheit, dem gegenseitigen Vertrauen aller, die es aufgebaut haben und tragen. Aber das räumen Großmann/Schwanitz lieber nicht ein. Vermutlich würden sie es noch nicht einmal begreifen. Deshalb stellen sie auch nie das »geheimdienstliche« Wirken ihrer Behörde nach außen in Frage. Dabei gilt doch für sämtliche Geheimniskrämerei, daß sie in offenen Gesellschaften oder Gruppen, in basisdemokratisch und durchschaubar organisierten also, völlig überflüssig, ja vergeblich wäre. Was will man da ausspionieren oder abschirmen? Wenn alles am Schwarzen Brett hängt und jeder einen Safeschlüssel hat wie etwa in anarchistischen Kommunen? Wenn die Buchführung der Republik lückenlos im Internet steht, wie beispielsweise in Konrätelust? Wenn nichts verborgen oder verschleiert werden muß, weil niemand den Vorwurf zu fürchten hat, sich zu bereichern oder anderen Unrecht zu tun? Nein, »infiltriert« werden können nur Geheimbünde wie Politbüros oder Bundeskabinette, ferner wie *RAF*, *Al Qaida*, *Autonome* – falls sie nicht sowieso von Agenten des kapitalistischen Staates *inspiriert* worden sind.

Die Ahnung, das weltweite geheimdienstliche Wirken brächte ungleich mehr Verderben als die bösen Umtriebe, die es (vorgeblich) einzudämmen suche, beschleicht einen nicht erst bei der Lektüre von Tim Weiners dickleibiger und belegreicher *CIA*-Geschichte, die nebenbei jedem Reformisten in Ersatz des dort befindlichen Brettes vor die Stirn genagelt werden müßte, damit er sie auch wirklich lese. Ein lediglich 60 Seiten starkes Kapitel aus dem 1995 erschienenen Sachbuch *Tod in Berlin* von Peter Niggel und Hari Winz genügt. Das Kapitel versucht den 1983 verübten Bombenanschlag auf das *Maison de France* und die Aktivitäten des berühmten »Topterroristen« *Carlos* und seiner MitstreiterInnen oder Konkurrenten zu beleuchten. Diese »schmutzigen« Aktivitäten blieben undurchsichtig genug, obwohl sie »offensichtlich unter den Augen fast aller Geheimdienste« des westlichen und östlichen Lagers stattfanden, wie Niggel und Winz belegen können. Auch das MfS war mit von der Partie. Es diente sogar als geduldetes Zwischenlager für die 24 Kilo Sprengstoff, die dann in dem Konsulatsgebäude am Kurfürstendamm explodierten (ein Toter, 23 zum Teil schwer Verletzte). Die »Abwehr« der ostdeutschen Kommunisten hatte lediglich taktische Bedenken – ansonsten war jedes Mittel im Kampf fürs gute Ziel gesegnet. Die anderen – *PFLP (Palästina)*, *Mossad (Israel)*, *ETA (Baskenland)*, *RAF*, *CIA* – hielten es selbstverständlich genauso. Man unterhält Geschäftsbeziehungen zu Waffenhändlern* mit *SS*-Vergangenheit, verdient im Drogenhandel, setzt Agentinnen als Verführerinnen ein, spielt dem Gegner »trojanische Pferde« zu, jubelt ihm »Maulwürfe« unter, dreht Agenten um, erpreßt oder übertölpelt Richter, lügt den verantwortlichen Politikern die Hucke voll und so weiter, grad wie es in Tausenden von unterhaltsamen Romanen zu lesen ist. Übrigens wimmelt Weiners Buch von Beispielen dafür, daß die PolitikerInnen, US-Präsidenten voran, in der Regel die ernüchternden Wahrheiten auch gar nicht hören möchten. Sie wünschen *ihr* Bild von der Welt bestätigt – und wenn diese Trugbilder dann zerstäuben, ob in Wüstenreichen oder nicht, setzt es auch in den »Diensten« Ohrfeigen oder Leichen.

Im Juli 2010 veröffentlichte die *Washington Post* eine Studie über die Lage an der US-Geheimdienstfront, die einem ebenfalls sowohl das Gruseln lehren wie Gelächter bescheren konnte. Danach hat das Land der unbegrenzten Möglichkeiten 1.271 staatliche Organisationen nebst 1.931 Privatfirmen zu bieten, die sich der Terrorbekämpfung, der Inneren Sicherheit und dem Sammeln von Geheimmaterial widmen. Sie beschäftigen 854.000 MitarbeiterInnen. Die Stadt Washington weist nur 602.000 EinwohnerInnen auf. Allein die 16 offiziellen Spionagebehörden verfügten nach Schätzungen über einen Jahresetat von mindestens 40 Milliarden Dollar. In diesem kostspieligen und undurchschaubaren Dschungel seien Verschwendung, Pannen, Pleiten, Chaos programmiert. Es handle

sich ohne Zweifel um einen Wildwuchs, der außer Kontrolle gerate, schlug das Blatt Alarm. Das hätte es eigentlich 2007 in seiner Rezension von Weiners *CIA*-Geschichte auch schon tun können. Aber wie sich versteht, verwahrte sich der gegenwärtige Geheimdienstchef David Gompert gegen solche unberechtigte Panikmache. Man erziele jeden Tag Erfolge – über die man nicht sprechen dürfe ...

Ein gutes Jahr später feiern wir das 10jährige Jubiläum von *9/11*.

∞ Verfaßt 2011

* Nach Patrik Baab / Robert E. Harkavy: *Im Spinnennetz der Geheimdienste*, Frankfurt/Main 2017, bes. S. 63 und 202–10, mischte die DDR-Führung in den 1980er Jahren leider auch unbedenklich bei heimlichen Waffenlieferungen an Regierungen oder Milizen mit, die sie offiziell als »volksfeindlich« zu brandmarken pflegte, etwa Iran, Südafrika, Contras. Heiliger Zweck der betrüblichen Übung: Geld. Es ging um Zigmillionen – für den Aufbau des heimischen Sozialismus ...

Für *Brockhaus* sind **Geheimdienste** → *Nachrichtendienste*. Das halte ich aber für ein mieses Hüllwort, sodaß ich gar nicht erst nachschlage. Jeder halbwegs kritische Kopf auf Erden weiß sowieso, daß unser Planet kaum ein übleres Krebsgeschwür als eben die Geheimdienste zu ertragen hat. Eine freie Presseagentur – ja, sie wäre vielleicht ein Nachrichtendienst. Solche Agenturen sind jedoch in den jüngsten Jahrzehnten seltener geworden als die Botenstoffe für Sozialverträglichkeit im Gehirn der gegenwärtigen bundesdeutschen Innenministerin. Sie plant zur Stunde schon wieder neue Knebelgesetze – die selbstverständlich auch wieder Hüllwörter bekommen werden.

Blicken wir schnell nach Dänemark. Leider steht es da auch nicht wesentlich besser. Ich greife den Fall des früheren Geheimdienstlers **Anders Koustrup Kærgaard** heraus, der sich zum Boten aller friedliebenden Menschen mauserte und dafür eine Menge Haß und Unbill auf den Hals zog. Er ist am 5. Februar (2024), mit erst 51, an alten Kriegsverletzungen und den folgenden Belastungen gestorben. Er war einst als Geheimdienstoffizier im Irak eingesetzt. Vor inzwischen 10 Jahren ging er mit einem ihm zugespielten Video, das quälende und entwürdigende Behandlung von irakischen, wohl sogar zivilen, vermutlich unschuldigen irakischen Gefangenen unter Beteiligung von dänischen Soldaten zeigte, nebst Berichten an die Öffentlichkeit. Das dokumentierte Geschehen hatte 2004 im Rahmen der »Operation *Green Desert*« stattgefunden, die Kærgaard vor Ort miterlebt hatte. Seine Enthüllungen führten einerseits zu einer breiten Erörterung der dänischen Kriegsteilnahme, andererseits zu einer Welle von Anfeindungen und Bedrohungen gegen den Boten, der die schlechte Nachricht überbracht hatte. Kærgaard stammte aus einem

militärischen Umfeld, das ihn nun mit Verachtung strafte. Er sah sich zielstrebig isoliert. Da er sich überdies weigerte, den Beschaffer des Videos zu verraten, hatte er schließlich »eine Geldstrafe zu entrichten, womit er der einzige war, der im Fall *Green Desert* verurteilt wurde«, wie eine dänische Dozentin für Journalismus schreibt.* Außer dem Boten gab es im Staate Dänemark keine Schurken.

Immerhin hatte Kærgaard auch vergleichsweise viel Zuspruch und Trost aus antimilitaristischen Kreisen erfahren. Zudem raffte sich Kopenhagen 2021 zu einem »Gesetz zum Schutz von Hinweisgebern« auf. Mir persönlich wäre die offizielle Abschaffung aller Geheimdienste lieber gewesen.

∞ Verfaßt 2024

* Freja Wedenborg, <https://www.jungewelt.de/artikel/469096.whistleblower-andenken-an-einen-gerechten.html>, 12. Februar 2024

Im *Brockhaus* kommen lediglich zwei Literaten namens Olson vor, also keine NaturwissenschaftlerInnen. Der Bakteriologe und Mitarbeiter der US-Armee und der *CIA* **Frank Olson** (1910–53) forschte an biologischen Waffen und wurde angeblich unwissentlich in ein Drogenprojekt der *CIA* eingespannt. Darauf habe er unerwartet depressiv reagiert und sich am 28. November 1953 durch ein Fenster des Hotels *Statler*, NYC, in die Tiefe gestürzt. Das war offensichtlich ein kleiner Wolkenkratzer. Je nach Quelle sprang Olson aus dem neunten bis dreizehnten Stockwerk. Ja, so einfach ist Geschichtsschreibung nicht.

Der üble Geruch der Angelegenheit wird von niemandem mehr bestritten. 1975 entschuldigten sich US-Präsident Ford und *CIA*-Chef William Colby bei Olsons Familie. Das Weiße Haus hatte die Drogenversuche inzwischen öffentlich eingeräumt und gewährte der Familie nun 750.000 Dollar Schadensersatz, um sie von einer Klage abzuhalten. Meine Herren! Das war kein Trostpreis. Laut englischer *Wikipedia* hätte es sich vielmehr, hochgerechnet, im Jahr 2021 um 3,8 Millionen Dollar gehandelt. Der Schmutz muß also meterdick gewesen sein. In der Tat hält Eric Olson, der Sohn, die Drogengeschichte für ein plattes Ablenkungsmanöver. Sein Vater habe Gewissensbisse wegen im Koreakrieg eingesetzter biologischer Waffen und auch wegen Folterpraktiken an Gefangenen der *CIA* bekommen. Also mußte er zum Schweigen gebracht – nämlich aus dem Hotelfenster gestürzt werden.

Hannes Stein* führt mehrere starke Anhaltspunkte an, die gegen Selbstmord sprechen, darunter eine vom Sohn bewirkte Obduktion. Danach zeigte die Leiche einen vor dem »Sprung« aus dem Fenster versetzten Schlag auf den Schädel, jedoch keine

Glassplitter. Und die Folterpraktiken bestätigt nicht nur Stein, übrigens in einem typisch kaltblütigen beiläufigen Satz. Sondern vor allem behandelt auch Tim Weiner sie. In den 1950er Jahren (Korea- und Kalter Krieg!) gab es ein umfangreiches *CIA*-Programm für »Übersee-Verhöre«, das auch Geheimgefängnisse einschloß, die in Wahrheit Folterkammern waren. Als Codenamen für die Versuche mit Drogen und Gehirnwäsche führt Weiner »Artichoke« an. Das ist doch ein geistreicher Kosenamen, der Stein bestimmt gefallen hätte. Die Sache mit den Folterkammern wurde meines Wissens spätestens nach dem willkommenen Anlaß 9/11 gerne wieder belebt. Persönlich verantwortlich für das gesamte Programm seien Allen Dulles, Frank Wisner und Richard Helms gewesen, durchweg hohe Geheimdienstbosse. Frank Olson wird von Weiner als ein mit Hilfe von Drogen (LSD) in den Tod Getriebener erwähnt.**

Weiner hütet sich demnach, von Mord und Totschlag zu sprechen, wie etwa der Sohn es tut. Stein gefällt es allerdings, Eric Olson als fanatischen Wirrkopf hinzustellen. Dessen juristischen Vorstöße wurden anscheinend wiederholt abgeschmettert. Eine Ausmistung des ganzen Saustalls wäre meines Erachtens sinnvoller, aber das dürfte Olsons Kräfte übersteigen. Weiner hält sowieso nichts von ihr. Es ist beinahe unglaublich, daß er diesem Saustall nach rund 800 Seiten belegreicher Studie noch immer die Stange halten kann.

William Colby, um 1975 Chef der *CIA*, starb 1996 als Pensionär auf höchst undurchsichtige Weise, wie ich schon früher ausführlich dargelegt habe. Dieser erfahrungsreiche Schlapphut (Vietnam!) wird von Weiner x-mal erwähnt. Nur sein Ende streift er merkwürdigerweise mit keinem Komma. Offiziell war es ein Unfall. Immerhin führt Weiner noch einen späten Versuch Colbys an, sich für ein »Bündnis für Demokratische Werte« als Friedensengel zu betätigen (S. 567). Das war 1992, also kurz vor seinem ungeklärten Tod. Dieser könnte sogar mit dem Fall Frank Olson zusammenhängen. Möglicherweise hat Zyniker Colby ähnlich wie Olson auf seine alten Tage noch Gewissensbisse bekommen, drohte unliebsam auszupacken und wurde deshalb recht ruppig aus dem Verkehr gezogen. Meinen Aufsatz über ihn können Sie jederzeit in meinem Blog nachschlagen.

Nebenbei behandelt Weiner die 9/11-Anschläge von 2001 in einer für ihn untypischen gerafften Art und Weise. Das bietet den Vorteil, alle handfesten störenden Anhaltspunkte, etwa die Aushebelung der US-Flugabwehr und den Einsturz von WTC 7, kurzerhand unter den Tisch fallen zu lassen. Denn Weiner hängt der amtlichen Version des Anschlages an, wird sich somit hüten, deren Bezweifeln Munition zu liefern. Für mich hat Weiner mit seinem Wälzer das sehr wahrscheinlich wichtigste und beste Sachbuch des

ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts vorgelegt. Aber nach jener Raffung kann es nur ein Trottel verfaßt haben.

∞ Verfaßt 2024

* Hannes Stein, <https://www.welt.de/vermischtes/article173524612/Netflix-Serie-Wormwood-Was-die-CIA-mit-dem-Fenstersturz-eines-Biologen-zu-tun-hatte.html>, 13. Februar 2018

** Tim Weiner, *CIA-Geschichte*, deutsche Ausgabe 2007, bes. S. 103–5 + 708/9

Spitznamen, aufgespießt Ein selbstgestrickter köstlicher Spitzname wird leider nie ans Ohr der Welt dringen, weil er in meinen 2012 verfaßten Erzählungen *Zeder Zamir* steht, die ich inzwischen zurückgezogen habe. Überwiegend in der kroatischen Küstenstadt Zamir spielend, ranken sich diese drei Erzählungen um den jungen Kriminalkommissar Danilo Matavulj aus dem dortigen Polizeipräsidium am Ziegenmarkt. Im Rahmen einer Fahndung stößt er auf den Snookersalon *Haus der Weißen*, erwärmt sich für das Spiel und wird bald aktives Mitglied in dem vielversprechenden Club, der eben *Zeder Zamir* heißt. Man kämpft bereits in der Zweiten Nationalliga – und ist wild entschlossen, auch in die Erste zu gelangen. Chef des Salons und Mannschaftsführer im Club ist der verschmitzte, rundliche Erih, den freilich keiner so ruft. Als »Einpeitscher« beim »Durchmarsch« von der Bezirksliga zur Zweiten Nationalliga hatte Erih nämlich jeden gelungenen Ball, jeden Neuling und jeden Sportreporter mit der Versicherung begrüßt: »Zamir steigt auf!« Deshalb hieß er schließlich überall so: *Zamirsteigtauf* ... Das ist die verheißene Köstlichkeit.

Nebenbei nutzte ich das Werk zu einem Seitenhieb auf Simo Matavulj. Das ist ein angeblich bedeutender heimischer Dichter, der nun »zufällig« ein Namensvetter meines Kriminalkommissars geworden war. Als sein Hauptwerk, Pflichtlektüre in jeder höheren Lehranstalt, gilt der 1892 verzapfte Roman *Bakonja Fra-Brne*, dt. Seine Herrlichkeit Frater Brne. Dieser Roman spielt just in dem Küstenstrich von Zamir und dort vorwiegend in einem auf einer Flußinsel gelegenen katholischen Kloster. Danilos aus Deutschland stammender Clubkamerad Fritz hat ihn sogar gelesen. Beim Forellenessen unter einem Olivenbaum poltert der lange, blonde Deutsche plötzlich los:

»Das Werk ist eine Katastrophe! Die Lexika behaupten, es sei angenehm volkstümlich, es sei knapp, es sei humorvoll. Aber nichts davon stimmt. Es langweilt durch ausführliche Schilderungen banaler Ereignisse und auch banaler Streiche, wie du dich vielleicht noch erinnern wirst. Ausgeprägte Merkmale des Volkscharakters wie etwa

Hinterhältigkeit, Doppelmoral, Frömmigkeit, mit Bauernschläue gepaarte Strohdummheit stellt das Werk nie in Frage. So sind die Leute eben. Ihre Schlechtigkeiten werden tausendmal von ihrer Kunstfertigkeit im Reden, Prahlen, Lügen aufgewogen, vor der Lehrer Matavulj wiederholt seinen Hut zieht. Natürlich stellt er auch die alles beherrschende Kirche, ob katholisch oder orthodox, nie in Frage. Im Gegenteil, sie ist die große Wohltäterin des Landes. Matavulj verleiht den mehr oder weniger feisten Schmarotzern, die sich in ihren Klosterzellen bedienen lassen und im Nebenberuf allesamt Wucherer sind, ausgefallene Spitznamen wie *Backtrog*, *Wedelschwanz*, *Latte*, und schon hat er sie liebenswert gemacht. Über Politik redet sein Werk schon gar nicht. Ich will Matavulj eine gewisse literarische Begabung nicht absprechen, aber sein Horizont scheint mir doch recht begrenzt. Gegen Claude Tilliers Landarzt *Onkel Benjamin* gehalten würden Matavuljs Mönche und Popen, so dick sie auch sind, in der Tat zu einer bedeutungslosen Zaunlatte schrumpfen. Aber irgendein Zaunkönig hat seinen Roman zur *Weltliteratur* erklärt – und jetzt müssen sich sogar Deutsche und Franzosen damit abmühen. Bist du eigentlich mit diesem Matavulj verwandt?« Nein, Danilo war es Gottseidank nicht.

Der uralte, bis heute weltweit beliebte Gebrauch von Spitznamen dürfte vor allem die Stumpfheit unserer Normalnamen bezeugen. Diese treffen das Wesen oder zumindest die eine oder andere hervorstechende Eigenschaft des Benannten so gut wie nie. Nicht selten beleidigen sie ihn sogar. Das Übel verwundert wenig, werden die Normalnamen doch in der Regel Säuglingen verpaßt. Das Entsetzen stellt sich mit 13 oder 16 ein, wenn ein junger Mensch begreift, er habe sich im ungünstigen Falle noch für etliche Jahrzehnte Luise oder Dieter, womöglich sogar Dieter Müller rufen zu lassen. Dem trug man in meinem *Rhein-Oder-Bund (ROB)* durch die Bestimmung Rechnung, jedes ältere Kind könne sich bei dringendem Wunsche eigenhändig umtaufen. Der neue Name wird einfach in die Mitgliederliste der GO (Grundorganisation) des Kindes eingetragen – fertig.

Allerdings steht zu fürchten, damit hätten wir auch schon den einzigen Zug herausgestellt, den alle Spitznamen teilen. Die Grenzen zum Schimpf- und Kosenamen sind so fließend wie zum *Pseudonym* und zum *Künstlernamen*. Selbst der bekannte Umstand, daß Spitznamen in der Regel nicht gewählt, vielmehr verpaßt werden, gilt nicht in jedem Fall. *Vera Sprosse* hätte sich wahrscheinlich nur ungern selber auf diesen gesichtshaften Namen getauft, entsproß er doch ihren Sommersprossen. Ihre Mitstreiterin *Vera die Lerche* dagegen hatte den ornithologischen Namen nach den ersten Proben des Kommunechors mit Vorbedacht als Versuchsballon steigen lassen, denn sie wußte durchaus, was sie an ihrer betörenden Sopranstimme hatte. In der Tat kam der Name auf Anhieb an und bürgerte sich in der kurzen Zeit ein, die eine Feldlerche dazu benötigt, vier

oder fünf Eier zu legen. Für die andere Vera im neuen Chor blieb dann sozusagen nur noch ein Plätzchen in der Leiter. Damit waren die beiden Veras zukünftig unverwechselbar.

Wahrscheinlich stellt die Vielfalt unter den Spitznamen sogar das Chaos im Vogelreich in den Schatten. Und ein Rundblick beweist, so gut wie nichts ist vor ihnen sicher. Ein Krieg um die bayerische Erbfolge, der 1778/79 zwischen den traditionell rauflustigen Preußen und Österreichern ausgetragen wurde, ist in vielen Büchern als *Kartoffelkrieg* bekannt. Um 1600 gingen im Raum Köln »schlechte« Münzen um, die aufgrund ihres geringen Silber-, dafür hohen Kupfergehalts rasch dunkel anliefen. Von lat. *maurus* = Mohr abgeleitet, pflegte sie der Volksmund *Möhrchen* zu nennen. Viele andere handfeste Gegenstände, von Musikinstrumenten über Automobile bis zu Gebäuden, müssen sich beispielsweise Spitznamen wie *Schifferklavier*, *Drahtesel*, *Käfer*, *Ente*, *Langer Eugen*, *Bonnies Ranch* gefallen lassen. Mit der zuletzt genannten Bezeichnung ist eine seit Jahrzehnten in Berlin-Reinickendorf angesiedelte Einrichtung gemeint, die offiziell und vornehm Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik heißt. Um 1980 war sie in Westberliner *Sponti*-Kreisen bekannter und gefürchteter als Helmut Kohl, für dessen mächtiges Haupt Hans Traxler und das Satireblatt *Titanic* just zur selben Zeit die Abbildung einer *Birne* bemühten. Trotz zahlreicher Ganovenstreiche durfte Kohl dieselbe nicht nur behalten; der Spitzname ging sogar rasch auf die ganze Person des beliebten beleibten Bundeskanzlers über und somit, wie dieser selbst, in die Geschichte ein. Übrigens war auch Traxler kein Unschuldengel, vielmehr Dieb, hatte doch bereits der Franzose Charles Philipon seinen König Louis-Philippe ab 1830 in der Zeitschrift *La Caricatur* als Birne ausgegeben.

Spitznamen sollen möglichst treffend *und* möglichst ausgefallen sein. Die Spitznamen der beiden Veras reißen vielleicht nicht vom Hocker, aber von *Sprosse* zu *Lerche* liegt immerhin schon ein gewisser qualitativer Anstieg vor. Allerdings kann man sich über die Gesangsqualitäten unserer heimischen Feldlerchen streiten. Mancher Naturfreund sagt sich bei seinen sommerlichen Streifzügen, sie behielten ihr hastig hervorgequetschtes Zeug besser für sich. Der rundliche italienische Tenor Giuseppe Fancelli, 1872 bei der Mailänder *Aida*-Erstaufführung dabei, zählte zu den gebeutelsten Vertretern seines Fachs. Verdi bescheinigte ihm: »Eine schöne Stimme, aber eine Nudel!« In einer anderen Oper soll Fancelli nach Dutzenden von Aufführungen gefragt haben, ob er eigentlich den Geliebten, Nebenbuhler oder Bruder gebe? Er hatte den Ehemann zu singen. Massenet hatte den Eindruck, Fancellis gesamtes dramatisches Ausdrucksvermögen beschränke sich auf die Geste, seine beiden Hände mit gespreizten Fingern

vorzustrecken – weshalb er ihm den Spitznamen *Fünf und fünf ist Zehn* verlieh. Das ist eigentlich noch besser als *Zamirsteigtauf*.

Bei einem Mann, der um 1000 als Herzog von Bayern, später auch Kärnten, seinen Reichtum und Einfluß gut zu mehren verstand, konnte man sich schon eher einen Reim auf seinen Spitznamen machen: *Heinrich der Zänker*. Das gilt auch für die Königin von Kastilien und Aragón *Johanna die Wahnsinnige* (um 1500), die täglich den Sarg ihres früh verstorbenen Gatten geöffnet haben soll um nachzusehen, ob seine Leiche noch da sei. Ein anderer deutscher Herzog könnte zu mehreren Mißverständnissen Anlaß geben. Er tut es auch. So wird *Ernst der Fromme*, der um 1650 Sachsen-Gotha regierte, unter Historikern und Lexikonschreibern gern als reformfreudiger Freigeist gehandelt, obwohl er, wie sich Sigmar Löfflers mehrbändiger Stadtgeschichte von Waltershausen entnehmen läßt, an Hexen glaubte und nicht dagegen einschritt, daß während seiner Regierungszeit »Dutzende von Frauen, nachdem man sie eingekerkert und gefoltert hatte, auf dem Scheiterhaufen« landeten.

Das heißt leider keineswegs, wir dürften Ernsts Spitznamen ironisch verstehen. Der Herrscher duldete die Ketzerverfolgung *bona fide*, in gutem Glauben. Er war nicht »wahn-sinnig«, vielmehr fromm. Womit wir bei der gar nicht so seltenen Methode angelangt wären, einen Menschen treffend *und* ausgefallen zu benennen, indem man ihn nach dem Gegenteil seiner gemeinten Eigenschaft bezeichnet. Wenn ich mich nochmals selbst anführen darf: In meinem *Bott*-Buch wird ein hervorragender Baßgitarrist von hünenhafter und weichlicher Statur *Baby Schwalenhöfer*, in meinem Roman *Konrätelust* ein Felsbrocken von Bauer mit Händen wie Schaufeln *Hämmerchen* gerufen. Beide empfinden diese Spitz- durchaus als Kosenamen. Daneben ist es auch nicht der schlechteste Kniff, einen Spitznamen durch Bezug auf einen Normalnamen zu schaffen. So werden die im 19. beziehungsweise 20. Jahrhundert recht einflußreichen Biologen Thomas Huxley und Richard Dawkins gern als *Darwins Bulldogge* und *Darwins Rottweiler* bezeichnet. Da beide Briten waren oder sind, gleich noch einen dritten: den vorzüglichen Snookerspieler Paul Hunter, der leider 2006 mit knapp 28 Jahren starb. Profi war der blonde, meist glänzend frisierte Junge bereits mit 17 geworden. Seinen Spitznamen bezog man auf einen Fußballer, indem man Hunter den *Beckham of the Baize* taufte, den Beckham des grünen Snookertuches also.

Die eleganteste Lösung ist es sicherlich, einen Spitznamen maßschneidernd neu zu erfinden. Das gelang der Wiener Bevölkerung um 1930 sogar in einer Verknüpfung mit der eben genannten Methode. Den Erinnerungen des ungarischen Dramatikers Julius Hay zufolge war der reaktionäre Kanzler Engelbert Dollfuß (kein Spitzname!) »ein politischer

Intrigant von seelisch und körperlich kleinstem Format« gewesen. Wien taufte ihn *Millimetternich*. Nach derselben Quelle soll Hays Kollege und Genosse Johannes R. Becher seinen Spitznamen von wiederum einem dritten Kollegen und Genossen, dem dänischen Schriftsteller Martin Andersen Nexö, empfangen haben: *Johannes Erbrecher*, wie ich schon andernorts mit Genuß erwähnt habe. Hier lassen Wortspiel und Kalauer grüßen. Eine völlige Neuschöpfung gelang dagegen, wem auch immer, im Falle der Kasseler Originale *Ephesus & Kupille*. Das Gespann aus zwei mehr oder weniger großen arbeitsscheuen Schlawinern hatte seine Hochzeit in den 1920er Jahren. Während der gelernte Bäcker Johann Georg Jäger seinen Spitznamen seinem Lieblingspruch verdanken soll »Groß ist Diana, die Göttin der Epheser!«, bezog ihn sein Eckensteherkumpel Heinrich Adam Ernst, Sohn eines Drehorgelspielers, von einem angeblichen Augenleiden, das er der Musterungskommission mit der Versicherung »Ich honn was an der Kupille!« aufband.

Kommen wir mit einem anderen Polit-Ekel zum Schluß dieser Betrachtung, ehe sie sich zu einer stumpfsinnigen Doktorarbeit auswächst. Laut Ewald Grothe zählte Ludwig Hassenpflug (1794–1862) zu den markantesten und unbeliebtesten deutschen Politikern des 19. Jahrhunderts. 1832 ist der studierte Jurist bereits kurhessischer Innen- und Justizminister und damit de facto Ministerpräsident. Da er es als seine Hauptaufgabe betrachtet, die noch junge liberale Landesverfassung auszuhebeln, hat er viel Streit mit der kurhessischen Ständeversammlung. Er zieht sich allein vier *Ministeranklagen* zu, ein Novum in der bis dahin geschriebenen deutschen Verfassungsgeschichte. Als Meinungsverschiedenheiten mit dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm hinzukommen, weicht Hassenpflug vorübergehend auf Posten in umliegenden Kleinstaaten aus, so Sigmaringen und Luxemburg. 1840 kann er, wie ersehnt, in preußischen Dienst treten, allerdings zieht er sich als Präsident des Greifswalder Oberappellationsgerichts Verfahren wegen Urkundenfälschung und Veruntreuung von Staatsgeldern zu. Zunächst mit 14 Tagen Gefängnis bestraft, wird er in dritter Instanz freigesprochen und tritt 1850 erneut in kurhessische Dienste. Ein schlesischer Weber soll dazu bemerkt haben, die Kleinen hingen man – und so weiter. Unsere pandemiebesessenen Gesundheitsminister Spahn und Lauterbach werden ihren pfiffigen Schädel bestimmt noch aus der Schlinge ziehen, die im paradiesischen Apfelbaum von der berüchtigten Schlange gebildet wird.

Als Regierungschef des nunmehrigen Kurfürsten Friedrich Wilhelm (von *Hessen-Kassel*, wie der Staat auch oft genannt wird) wiederholt Hassenpflug seine Attacken auf alle, inzwischen von 1848 beflügelten revolutionären Errungenschaften. Selbst die *Prügelstrafe* führt er wieder ein. Die Ständeversammlung setzt ihm mit einer Steuer-

verweigerung zu. Als er versucht, die Verfassung durch Kriegsrecht und landesherrliche Dekrete zu unterlaufen, provoziert Hassenpflug einen bis heute in der deutschen Geschichte einmaligen »Generalstreik« des Offizierskorps: 241 von 277 kurhessischen Offizieren reichen im Oktober 1850 ihr Entlassungsgesuch ein. Daraufhin gehen der Fürst und sein oberster Büttel die Bundesversammlung um Besatzungstruppen an, darunter neben Österreichern die berüchtigten »Strafbayern«, was das Ansehen der Obrigkeit im Lande auf einen Tiefpunkt sinken läßt. Hassenpflug war ohnehin schon vorher landesweit verhaßt. Zudem entsteht dadurch eine echte Kriegsgefahr.

Allerdings haben Wilhelm und Hassenpflug – beide mit ähnlicher Arroganz und Selbstüberschätzung gesegnet – auch wieder ihre Differenzen, so in Finanz- und Kirchenfragen. Minister Hassenpflug dankt im Oktober 1855 ab und zieht sich als Pensionär (aus Kassel) nach Marburg zurück. Er schmiedet im Ruhestand vor allem an seinen autobiografischen Rechtfertigungen. So spricht er in der »Textwüste« (Harald Stockert) seiner *Denkwürdigkeiten* von seinem unerläßlichen Kampf gegen »die Frechheit der Bewohner des Landes«. Als er nach einigen Schlaganfällen mit 68 das Zeitliche segnet, atmen die Frechdachse auf: der *Hessenfluch* ist von ihnen genommen.

∞ Verfaßt um 2015, überarbeitet 2023

Sport

Jeder kennt ihn von der einen oder anderen Ballsportart her, voran Fußball: den **Linienrichter**. Laut *Brockhaus* handelt es sich um den Assistenten eines → Schiedsrichters. Aha, also weiter in Band 19. Danach überwacht der Linienrichter vornehmlich die Spielfeldbegrenzung. Er kann seinen Boß, den Schiedsrichter, auch auf andere Regelverstöße aufmerksam machen. Im professionellen Fußball hat der Boß sogar zwei Assistenten, auf jeder Längsseite des Sportplatzes einen. Dafür hat der Assistent Flagge, während sich der herkömmliche Schiedsrichter mit einer Trillerpfeife und ein paar bunten Karten begnügen muß. Hat der Assistent Glück, zieht ihn der Boß auch von sich aus in heiklen Fällen heran, bittet ihn also um sachdienliche Beobachtungen und Ratschläge. Diese Blitzkonferenzen müssen mit Grenzverletzungen gar nichts zu tun haben, etwa wenn es um unzulässige »Abseits«-Positionen oder versteckte »Fouls« auf dem Platz geht. In jüngeren Quellen lese ich, inzwischen hätte der Boß auch schon häufig zusätzliche, ihrerseits im Tribünengebäude versteckte »Video-Assistenten«, die mit ihm, dem »Schiri«, in Funkverbindung

stehen. Sie drehen den Film zurück und schalten die Zeitlupe ein. Denen entgeht gar nichts. Mein Gott, das erinnert ja alles offenkundig an das »normale« Geschehen, das wir von Geschäfts- und Schlachtfeldern her kennen. Überwachung, Spionage und Bürokratie ohne Ende.

Geht man noch einen *Brockhaus*-Band weiter (Nr. 20), lernt man einen längeren Eintrag über *Sport* kennen. Die dortigen Ausführungen sind durchaus genießbar, sogar recht kritisch. Der Eintrag eröffnet treffend mit der Feststellung, »Sport« komme von *disport/desport* her, nämlich von *Vergnügen*. Jetzt schauen Sie sich einmal in der Stadt oder im Wald nach den Joggerinnen, ShopingerInnen und TalkrundendreherInnen um und verraten Sie mir, wo das Vergnügen denn geblieben sei? Es liegt in den allerletzten Zügen. Das Marktgeschehen wird von der Verbissenheit und der Effekthascherei beherrscht. Das einzige Vergnügen, das der Marktteilnehmer kennt, ist die Vernichtung seiner GegnerInnen, und das sind so gut wie alle, die ihm begegnen. *Brockhaus* meint ausblickend, angesichts der gewollten Kommerzialisierung und Professionalisierung des Sportgeschehens könne man schon fast von einer »Versportung der Gesellschaft« sprechen. Ich halte es aber für angemessener, eher umgekehrt von einer Militarisierung auch des Sportgeschehens zu sprechen. Das Umfassende und Allesdurchdringende ist die Militarisierung. Die erwähnte Joggerin keucht sich der rotgrüngelben »Kriegsertüchtigung« zuliebe ab.

Mit jener »Versportung der Gesellschaft« könnte eine Phase erreicht sein, »in der die Frage nach den ethischen und sinnhaften Grundlagen des Sportes neu gestellt« werden müsse, beschließt das Lexikon seine Ausführungen. Wie man sich denken kann, ist mir das viel zu zahm. Der Sport muß *weg*. Die Militarisierung muß *weg*. Wünschenswert sind kleine, überschaubare Republiken, in denen mit vielen anderen Klüften auch die unselige Trennung zwischen Arbeit und Vergnügen aufgehoben wird. Sagen Sie nicht, das sei utopisch. Ich habe in zwei anarchistischen Kommunen gelebt und kann mich nicht erinnern, daß dort irgendjemand Sport getrieben hätte. Ein lustiges Fußballspiel in einem Monat war schon viel. Ein paar Leute haben Yoga gemacht, aber das ist ja wohl das Gegenteil von Militarisierung. »Bewegung« hatte jeder in Mengen, eben durch die gemeinsame Arbeit, den Küchen- und Kloputzdienst eingeschlossen. Allerdings hatte man auch einigen Ärger aneinander, und wer ihn um des lieben Hausfriedens willen hinunterzuschlucken versuchte, lebte nicht gerade gesund. Das Auf-den-Tisch-hauen war dann wieder der Durchblutung förderlich.

Sprache

Falls Ihnen der Arzt zu einem Training Ihres Sammeltriebes geraten hat: es müssen nicht unbedingt Briefmarken, Bücher, Bierdeckel oder Belobigungsschreiben bereits anerkannter SchriftstellerInnen sein. Versuchen Sie's einmal mit Wörtern. Ich führe zu diesem Zweck seit über 20 Jahren eine Art **Vokabelheft**. Zwar hat es zuweilen die materielle Gestalt gewechselt, nie aber seinen Sinn verfehlt, nämlich meinen Wortschatz zu bereichern.

Der Gedanke kam mir um 1985 beim U Bahnfahren in Westberlin. Als Künstlermodell hatte ich fast täglich woanders anzutreten, darunter in den entlegensten Bezirken. So nutzte ich diese vielen unersprießlichen Fahrten in Gesellschaft von *B.Z.*-Lesern, Currywurst-Mampfern, Kopfhörer-Trägern zur Lektüre meines Vokabelheftes aus. Dabei brachte ich auch so manchen Fahrgast, der in mein Heftchen linste, zum Grübeln. Warum hat es nur eine Spalte? Warum liest er diese untereinander geschriebenen deutschen Wörter, die keinen Zusammenhang erkennen lassen? Da folgen sich etwa: *verpönt / kein Ruhmesblatt / beherzt / das Handwerk legen ...* Ist er vielleicht Agent?

Sie ahnen es bereits: in mein Vokabelheft trug ich sämtliche Wörter oder Redewendungen meiner Muttersprache ein, die mir noch nicht geläufig – die mir noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen waren. Ich stolperte über sie, nahm sie entzückt zur Kenntnis, verleibte sie auf der Stelle meinem Vokabelheft ein. Und so verfare ich noch heute. Als veredelte Leseratte werde ich vor allem in vorzüglichen Büchern fündig. Doch auch der Alltag schenkt mir zuweilen ein Kleinod. So schnappte ich einmal in einem Biergarten vom Nachbartisch her die nüchterne Gegenfrage auf: »Was sollte daran ehrenrührig sein?«

Solche Entdeckungen versuche ich mir durch die beständige Lektüre meines Vokabelheftes einzuprägen. Bin ich hinten angelangt, fange ich wieder von vorn an. Einfaches Runterlesen hilft allerdings wenig. Jedes Wort ist durchzuspielen wie eine Etüde auf dem Klavier. Bilde mindestens drei Sätze, in denen dieses Wort den jeweiligen Glanzpunkt abgibt. Nehmen wir verstümmelt. Während wir in der U-Bahn, in einem Wartezimmer, im ICE nach Zürich sitzen, formulieren wir in Gedanken folgende Sätze. Aus dem Krieg kehrte ihr Vater verstümmelt zurück. Manche Leute verstümmeln ihre Sätze bis sie uns weismachen können, es scheine ein Rätsel darin auf. Die Verstümme-

lungen, die uns das Fernsehen beibringt, entziehen sich dem Tastsinn. Zugabe: Man predigt jedoch in taube Ohren.

Von Zeit zu Zeit, vorzugsweise an Weihnachten, pflege ich mein Vokabelheft neu anzulegen. Das heißt, ich übertrage nur solche Wörter, von denen ich das Gefühl habe, ich hätte sie noch nicht genug gelernt. Zahlreiche andere Wörter kann ich unter den Tisch fallen lassen – ich kann sie sozusagen auswendig. Der Vorteil dieses Verfahrens liegt auf der Hand. Zum einen zwingt mich die Übertragung hinsichtlich meines gewußten Wortschatzes zur Rechenschaftslegung. Auf der anderen Seite schwillt mein Vokabelheft nie zu einer unlesbaren Schwarte an. Es ist im Gegenteil allmählich dünner geworden. Doch habe ich »objektiv« sicherlich eine Menge hübscher Wörter im Sack. Man könnte sich deshalb fragen, ob ich so nicht große Gefahr liefe, meine Mitmenschen damit zu überhäufen, sie mundtot zu machen, gar zu erschlagen?

Sie wissen es längst: Der Sinn eines umfangreichen Wortschatzes liegt in der großen Auswahl, die er uns bietet. Von 15 verwandten Wörtern gibt es nur ein Wort, das in der gegebenen Situation angemessen und überaus treffend ist. Damit hält uns paradoxerweise gerade der umfangreiche, schillernde Wortschatz zum Abwägen, Haushalten, Sparen an. Wahrscheinlich sah das auch Erhart Kästner so, der gegen Ende seines Buches *Aufstand der Dinge* von 1973 bemerkt: »Ich wünschte, es würde sich nicht wie die Äußerung eines Verrückten anhören, wenn Einer (ich wäre auf seiner Seite) sagen würde: Es komme ihm nicht darauf an, möglichst viel, sondern möglichst wenig zu schreiben.«

∞ Verfaßt um 2005

Die Spaltung der literarischen Welt in Dichter und Schriftsteller ist fast so übel wie die in Geimpfte und Ungeimpfte. Dabei sind die vergleichsweise seltenen »Dichter« selbstverständlich die Erlauchteren, da nur sie von den Musen eine musikalische Bluttransfusion empfangen. Der Mönch **Abbo von Saint-Germain** (um 900) war, laut *Brockhaus*, auch so einer. Er »dichtete« auf mittellateinisch, und zwar hauptsächlich ein überaus wichtiges »Epos«, das eine Belagerung von Paris durch die Normannen behandelt, außerdem 37 hinterlassene Predigten. Da »Episches« stets *erzählt*, einerlei, ob in Gedicht-, Dramen- oder Romanform, deutet sich schon dadurch die Willkür und Aberwitzigkeit jener äußerst beliebten Spaltung an. Wer sich schließlich durch sämtliche 24 Bände des *Brockhaus* gekämpft hat, wird sich verzweifelt und vergeblich fragen, wie nun Fehler beim Verlesen nach »DichterInnen« und »SchriftstellerInnen« zu vermeiden wären. Es bleibt lediglich das dumpfe Gefühl, wer »dichte«, sei eben viel musikalischer als alle anderen Leute, die

einfach nur schreiben. Während die Abbos und Klopstocks mit Zeilen malen, liefern Leute wie Thoreau oder Orwell lediglich Jägerzäune ab, bei denen auch das Anstreichen nicht verfängt. Ihre Sätze bleiben hölzern.

Das ist selbstverständlich grober Unfug. *Brockhaus* macht uns auf derselben Lexikonseite mit dem Herren- und Wohnsitz **Abbotsford** »des Dichters« Walter Scott (um 1800) bekannt – da lacht man sich wirklich tot. Wenn der schottische gelehrte Rechtsanwalt, meist zu den Gipfeln romantischer Weltliteratur gezählt, musikalisch war, gehört der Mops der Waltershäuser Witwe Ursula Z. dem Kader der *Mailänder Scala* an. Lesen Sie einmal Scotts bekannten Ritterroman *Ivenhoe*, Sie werden in keiner Folterkammer eine wirkungsvollere Streckbank finden. Er ist langatmig und blutleer. Nebenbei sind Scott wiederholt grammatische Stolpersteine aus dem poetischen Füllhorn gefallen. Für viele Gemüter, ob Laie oder Kapazität, entspricht die Spaltung zwischen Dichtern und Schriftstellern einer nicht minder hirnrissigen Unterscheidung zwischen Texten, die angeblich mehr vom *Gefühl*, und Texten, die angeblich mehr von *Gedanken* geprägt sind. Das jedoch habe ich neulich im Aufsatz »Weiße Rappen oder Den freien Versfüßen auf den Fersen« einigermaßen überzeugend zurückgewiesen, wie ich hoffe.

Jedenfalls scheint die »Lyrik« als hilfreicher Anhaltspunkt beim Verlesen der Schreiberlinge selbst für *Brockhaus* nicht viel zu taugen, stellt er doch zum Beispiel Karl Krolow (Band 12) und Manfred Peter Hein (Band 9), die beide vor allem durch (postmoderne) Gedichte berühmt wurden, als »Schriftsteller« vor. Fast salomonisch, wenn nicht tautologisch, behandelt er übrigens, schon im ersten Band, den Fall des Libanesen **Ibrahim Ahdab** (1826–91), der »Dichter und Schriftsteller« zugleich war. Dann wieder, im zweiten Band, hören wir vom Griechen **Archilochos** (um 650 v.Chr.), er sei ein »lyrischer Dichter« gewesen. Demnach gibt es auch unlyrische VertreterInnen seines Fachs. Vielleicht hilft Band 5, wo uns *Brockhaus*, unter dem Stichwort »Dichtung«, die verwaschene und fruchtlose Unterscheidung zwischen irgendwie »gesteigerten« und die Wirklichkeit »überhöhenden« Texten einerseits und sämtlicher restlichen Literatur andererseits empfiehlt. Ich nehme an, Telefonbücher und die meisten Bundestagsreden hält er nicht für gesteigert und überhöht. Doch wie mißt man das, und wo läge die Grenze?

Für mich gibt es gar keine. Für mich haben sich, übrigens just mit Orwell, alle SchriftstellerInnen um Texte möglichst anschaulicher, möglichst treffender und möglichst persönlicher Kragenweite zu bemühen. Gelingt ihnen das beträchtlich, sind sie gute, gelingt ihnen das kaum oder nie, sind sie schlechte SchriftstellerInnen. Ich gehe noch weiter, indem ich feststelle: nach dieser Bestimmung sind so gut wie alle Menschen SchriftstellerInnen. Das geht von Ursula Z.s Einkaufszetteln und (bei ihren Verflossenen)

sorgfältig abgehefteten Liebesbriefen über Artikel oder Parlamentsreden von Sahara Wagenknecht bis zu meinen jüngst verfaßten *BAM*- und *RUD*-Manifesten. Das Schreiben gehört zum Leben. Es verhilft vor allem dazu, mehr Klarheit zu gewinnen. Jeder sollte sich darin zu vervollkommen suchen, soweit es seine Begabung und seine Alltagsbedingungen zulassen. Professionelle SchriftstellerInnen lehne ich genauso ab wie BerufspolitikerInnen. Das heißt genauer, ich bekämpfe Spezialisierung, Vertretung, Entfremdung.

∞ Verfaßt 2023

In seinem lehrreichen Buch *Das Wunder der Sprache* erwähnt Walter Porzig einen Bauern, der einen astronomischen Vortrag besucht. Daß man die Bahnen der Sterne berechnen könne, begreife er ja, sagt der Bauer in der Diskussion; wie man jedoch ihre Namen herausbekommen habe?

Ich hoffe, Sie lachen. Die meist im Gebirge anzutreffende gelb blühende Primel **Aurikel** wurde von dem einen oder anderen Zweibeiner nach lat. auricula = Ohrchen benannt, angeblich wegen der Form ihrer rosettig angeordneten, immergrünen und etwas fleischigen Blätter. Eine hübsche Pflanze, wenn auch giftig. Allerdings werden die Bestandteile der Natur selten auf Anhieb endgültig benannt. Einer läßt einen Versuchsballon steigen – und entweder folgen ihm Scharen oder kein Schwanz. Die Namen müssen sich also in der Regel erst durchsetzen. Zu den großen Ausnahmen zählen vor allem die Namen, die von Päpsten in den sogenannten Kanon gedrückt werden, etwa Goethe oder Georg Baselitz, aber das betrifft ja nur den kulturellen Bereich.

Hat die Natur Glück, kommt der sogenannte Volksmund auf die reizendsten Dinge. Die Sträucher des *Pfaffenhütchens* (Früchte kaltrot mit einem Maiskorn statt einer menschlichen Birne drin) stehen fast in jedem Auwald, sogar in meiner Gartenwildnis. Dagegen habe ich die kleine Blume *Katzenpfötchen* erst einmal in meinem Leben getroffen, und zwar bei Trendelburg oberhalb der Diemel an einem sonnigen Hang. Sie reckt ihren rosig-haarigen Blütenstand in der Tat wie eine auf dem Rücken liegende einbeinige Katze empor. Sehenswert auch die Pilze *Ziegenbart* (alternativ: Goldgelbe Koralle) und *Specht-Tintling*. Dieser meist schlanke Pilz erinnert, schwarz-weiß, an das Gefieder von einigen Spechten oder der Elstern.

Damit bietet sich noch ein Blick auf ein paar Vögel an. *Bienenfresser*, *Neuntöter* und *Zaunkönig* sind ohne Zweifel überzeugend benannt. Etwas ärgerlich stößt mir stets die *Wasseramsel* auf. Diesen sich hin und wieder behaglich auf einem Stein im Bach wiegenden Wirbelwind nur wegen der Nähe in Kleid (vorwiegend braun) und Größe Amsel

zu nennen, war ja wohl ein schlechter Scherz. Im Gesang liegen geradezu Welten zwischen den beiden. Und beobachten Sie einmal die Jagd des Wirbelwindes nach verschiedenem Wassergeziefer. Oft scheint der Vogel im Wasser um sich zu schlagen oder vom Bachgrund wie ein Korken wieder empor zu schnellen. Eine Freundin schlug deshalb einmal treffend vor, künftig vom *Wasserboxer* oder *Wasserkorken* zu sprechen – aber sie war keine Päpstin, ihr Vorschlag bürgerte sich nicht ein.

Ein wahrer Skandal ist der Name *Mittelspecht*. Möchten Sie, falls sie von Berufs wegen Häuser entwerfen, gern als Herr Mittelarchitekt angeredet werden? Ich habe ihn insgeheim *Bartlosenquäker* getauft, wegen seinem angeblichen Gesang, der zum Weglaufen ist. Es gibt also mehrere Sorten Spechte. Folglich werden Familien oder Gattungen ausgerufen, beispielsweise ähnlich einfallslos: die *Meisen* = die Schwächlichen. Und da sie nun alle winzig sind, fängt der Ornithologe an, sie nach Blau-, Kohl-, Weiden-, Hauben-, Beutel- und Pepitameisen zu verlesen. Genauso armselig wäre es, alle führenden PolitikerInnen **Banditen** zu nennen. Laut *Brockhaus* sind das »gewerbsmäßige Verbrecher«, die sich oft in »förmlichen Genossenschaften« zusammenschließen. Aber das greift dem Stichwort *Kriminelle Vereinigung* vor.

Ich hätte fast meine Rosen vergessen. Als ich vor rund 15 Jahren hier einzog, fand ich drei VertreterInnen vor, die ich vom Häuschen aus stets im Blick habe. Es geht ihnen gut, obwohl ich sie keineswegs, durch Gießen und Düngen etwa, verhätschele. Am größten ist die zart rosa blühende Heckenrose, ein üppiger Busch. Versäumt man es zwei oder drei Jahre, sie zurückzuschneiden, benötigt man für den Durchgang eine Machete. Dieser Busch wird von zwei Zuchtrosenstöcken flankiert. Der rechte Stock blüht flammend rot, geradezu revolutionär. Der linke dagegen weiß, wobei er vor allem im Oktober an den Blüten einen Anflug von Rosa zeigt. Er blüht nämlich zweimal im Jahr, kaum zu glauben. Leere ich morgens einen Eimer mit Schmutzwasser oder meinen Aschekasten aus, versäume ich es nie, meinen Zuchtrosen zuzunicken und ein paar freundliche Worte mit ihnen zu wechseln. Das Problem ist nur, daß ich bislang die korrekte Anrede umgehen muß, weil ich mich nie entscheiden konnte, welche Zuchtrose nun *Sanja Milenkovic* und welche *Pauline Groß* sei.

Beide Mädchen bissen mit ungefähr 15 Jahren ins Gras. Sanja, sonst Gymnasiastin in Belgrad, erwischte es am 30. Mai 1999 in ihrem mittelserbischen Heimatstädtchen auf der inzwischen traurig berühmten *Brücke von Varvarin*. Ein *Tornado*-Kampfflugzeug der Nato hatte die Moravabrücke jenseits allen Kriegsgeschehens am hellichten Sonntag zerschossen. Es hinterließ im ganzen 10 Tote und 17 Schwerverletzte, alles harmlose

PfingstmarktbesucherInnen. Sanja war jedoch das jüngste Todesopfer, nur deshalb meine Heraushebung. Ihr Tod brachte ihre Mutter Vesna an den Rand des Wahnsinns.

Das Sinti-Mädchen Pauline war ab 1940 mit ihren Eltern und Geschwistern in verschiedene »Zigeunerlager« der Stadt Frankfurt/Main gesteckt worden. Das Internet kennt diese Pauline nicht. Im ganzen werden die Todesopfer des deutschen Faschismus aus den Reihen der Roma & Sinti, je nach Quelle, auf 200.000 bis 500.000 geschätzt. Viele davon kamen in einem KZ um. Viele wurden auch zuletzt noch in den »Zigeunerlagern« ermordet. Was Pauline angeht, soll sie 1945 im Lager Kruppstraße noch kurz vor Kriegsende an Unterernährung gestorben sein.*

Das angeführte schmale Buch bringt ein Porträt-Foto, das die dunkelhaarige Pauline Groß, mit Schleife im Haar, wohl als ungefähr 10jährige zeigt. Der Gesichtsausdruck kann nur erschütternd genannt werden. Dabei spricht keineswegs nackte Angst, ja noch nicht einmal Eingeschüchtertheit aus ihm. Man blickt der Hoffnungslosigkeit und unheilbarem Mißtrauen in die leicht verkniffenen dunklen Augen. Man mache sich einmal die elende Kindheit solcher Mädchen und Jungen klar. Man fahre einmal über Weihnachten nicht nach Mallorca, sondern nach Gaza.

∞ Verfaßt Anfang Dezember 2024

* Barbara Bromberger / Katja Mausbach, *Frauen und Frankfurt. Spuren vergessener Geschichte*, Verlag VAS in Ffm, 1987, S. 72/73

Mit der Lennestädter Schriftstellerin und Malerin **Josefa Berens-Totenoehl** (1891–1969), nach Fotos andernorts eine stämmige, bäuerlich wirkende Frau, legt sich *Brockhaus* lieber nicht an. Für ihn war sie »Lyrikerin und Erzählerin ihrer sauerländischen Heimat« – und nicht etwa für Lesungen umworbene Nazitante und Zuarbeiterin der damaligen Berliner *Blut- und Boden*-Politik. 1956 wünschte ihr der westfälische sozialdemokratische Ministerpräsident Fritz Steinhoff zum 65. Geburtstag alles Gute. Ich will mich aber nicht mehr näher mit ihr beschäftigen. Stattdessen schwebt mir eine Bemerkung zu ihrem auffälligen Nachnamenszusatz *Totenoehl* vor – was zur Stunde freilich noch auf gewisse Schwierigkeiten stößt. Frau Berens hatte ihn gewählt, um sich unverkennbarer zu machen. Dabei hielt sie sich anscheinend an einen Ort oder Landschaftsteil ihrer Gegend, zu dem ich jedoch in keiner Quelle eine Erläuterung finde. Ich vermute lediglich, es handle sich um eine feuchte Wiese in Gewässernähe oder gar um einen richtigen Sumpf, denn eben so etwas wird in besagter Gegend »Ohl« oder »Aul« genannt. Meine entsprechende Nachfrage an das Lennestädter Stadtarchiv hatte allerdings unter unerwarteter Höherer

Gewalt zu leiden. Mitarbeiterin B. erklärte mir nach gewisser Verzögerung am 18. Dezember freundlicherweise, mit zahlreichen anderen Kommunen Südwestfalens sei Lennestadt Ende Oktober »von einem Cyber-Angriff« heimgesucht worden. Deshalb stünden ihr die gewohnten, digitalen Recherchemittel nicht zur Verfügung und die Bearbeitung meiner Anfrage nehme etwas mehr Zeit in Anspruch. Auch könne sie Dokumente einstweilen nur als Kopie auf dem herkömmlichen Postweg verschicken. Darauf lauere ich also jetzt, im Neuen Jahr.

Wenn man an die schrecklichen Zeiten noch um 1800 denkt, wo es nur unter mühsamem Aufwand möglich war, etwa die eine oder andere Stadtverwaltung lahmzulegen! Man mußte zum Beispiel nächtens ins Rathaus einbrechen und durfte um Gottes Willen kein Baumwolltaschentuch mit eingesticktem Monogramm verlieren. Oder man hatte alternativ mindestens drei Bedienstete der Stadt zu bestechen, den Nachtwächter eingeschlossen, und konnte dann nur beten, von denen nicht verpiffen zu werden. Heute dagegen geht man einfach über ein paar schützende Umwege ins Internet, ruft die fragliche Webseite der Stadtverwaltung auf und setzt sein bewährtes Hacker-Programm zur Änderung des Paßwortes ein, das allen Bediensteten anvertraut worden ist, damit sie auch schön »Home-Office« machen können. Jetzt geben diese Tröpfe wie die Verrückten ihr vertrautes »Sauerkraut« ein, während *ich* dafür gesorgt habe, daß die Webseite nur noch auf »Powerfrau« reagiert.

Übrigens muß *Totenohl* keineswegs unbedingt etwas mit Leichen zu tun haben. Aus dem Studium der Stadtgeschichten von Waltershausen, Zierenberg, Wolfhagen weiß ich nur zu gut, wie oft bei Personen- oder Flurnamen schon in wenigen Jahrhunderten die aberwitzigsten Verschiebungen vorgekommen sind, dabei aus den unterschiedlichsten Gründen, und seien es versehentliche Schreibfehler beim Kopieren von Urkunden. Zwischen den nordhessischen Dörfern Kirchberg und Gleichen (bei Gudensberg) liegt zum Beispiel ein hübscher, bewaldeter Hügel, den die Wanderkarten »Leichenkopf« nennen. Es ist mir bislang nicht gelungen herauszufinden, warum. Aber die Mutmaßung, dort habe eben mal ein Chatte einen anderen Chatten erschlagen, ist doch ziemlich abenteuerlich. Vielleicht gab es auf der Gudensberger Burg einfach mal einen Trottel von Schreiber, der von dem gültigen Namen »Gleichenkopf« das G vergaß, und schon war die Mordgeschichte festgestampft. Allerdings ist auch der Bezug auf das Dorf Gleichen abenteuerlich. Erstmals 850 als »Gilihha« beim Fuldaer Mönch Eberhard erwähnt, machte auch dieser Dorfname, wie schon angedeutet, zahlreiche Verwandlungen durch. Vermutlich hat er mit Leichen durchaus viel, mit Gleichheit dagegen sehr wenig zu tun. Das hinderte mich freilich um 2010 nicht daran, am Fuß des Leichenkopfs die anarchistisch gestimmte

Landkommune *Emsmühle* anzusiedeln. Das dort dienstbare Fließchen Ems mündet südlich von Gudensberg in der Eder.

Nachtrag 1. Februar 2024 Das Stadtarchiv von Lennestadt hat Wort gehalten. Es schickte mir mehrere Quellen-Auszüge. Nach einer Prüfungsarbeit von Maria Schöttelndreier (Osnabrück 2004) zog die Malerin und Schriftstellerin Josefa Berens 1925 »nach Gleierbrück an der Lenne, das früher Totenohl genannt wurde. Mit dem Erscheinen ihres ersten Romans gibt sich Josefa Berens den Namenszusatz *Totenohl*, um die Verbundenheit mit ihrer Heimat auszudrücken.«

Zur Herkunft des seltsamen Ortsnamens führt Schöttelndreier mit einigen anderen Autoren die rastenden Begräbniszüge an. Denen liegt laut Heimatforschern eine Sage oder Legende zugrunde, nach der sich ein Siedler namens Irmingam zum Christentum bekehrt und an besagter, im Urwald gerodeten Stelle ein Gehöft erbaut hatte. Ebendort, bei dem neuen Gehöft am Gleierbach, hätten künftig die Leichenzüge von Adeligen, die einen christlichen Friedhof in Wormbach anliefen, Zwischenstation gemacht. Daher »Totenohl«. Allerdings weisen die ForscherInnen auf Ungereimtheiten hin, die solche Begräbniszüge eher unwahrscheinlich machen. Vielleicht entsprang die Legende späterem christlichem Wunschdenken, wonach man den »Heiden« schon früh den Schneid abgekauft haben wollte.

Eher trifft der landschaftliche Ursprung zu. Nach Namenskundlern meinte »ol« oder »aul«, später »ohl«, in der Regel einen feuchten Landstrich, vielleicht von einem Bach umflossen. Wir befinden uns ja in der Tat im Lennetal. Überdies mündet der Gleierbach just beim Dörfchen Gleierbrück in die Lenne. Was nun den vorderen Namensteil betrifft, bezeichnete »toyt« oder »teut« eine Spitze, wohl meist einen ins Auge stechenden Hügel oder Berg. Trifft dies in unserem Fall zu, sind die »Toten« eine nachträgliche Erfindung.

Nebenbei stoße ich im Internet auf eine 2021 verfaßte bebilderte Betrachtung* des Essener Heimatkundlers Dieter Bonnekamp, wonach das ansehnliche, »1938 in Gleierbrück-Totenohl« errichtete Fachwerkgehöft unserer Dichterin zumindest in den 1990er Jahren Wanderer mit einem Hakenkreuz im Giebel grüßte. Oder vorbeigekarrte Leichen. Bonnekamp zeigt Berens-Totenohl auch von uniformierten Nazirecken flankiert.

∞ Verfaßt 2024

* <https://vor-ort.kolping.de/kolpingsfamilie-essen-burgaltendorf/wp-content/uploads/sites/2417/2021-1-josefa-berens.pdf>

Nun halten Sie doch solchen trockenen Langweilern wie *Hans, Fritz, Dieter* einmal ein paar slawische Vornamen entgegen. Schon **Boleslaw**, laut *Brockhaus* »mehr Ruhm«, schüttet alle drei auf einmal mit Klangfülle zu. Ich führe ferner, aus dem Stegreif, *Bolek, Milutin, Mirko* an. Jener Boleslaw hat allerdings den Nachteil, massenhaft Herrscher unter seinem Dach zu versammeln. Liest man überdies deren Beinamen, etwa *der Grausame, der Fromme, das Schiefmaul*, vergeht einem der Neid auf diesen klingvollen Vornamen.

Heinrich ist leider nicht viel besser. Nach verschiedenen Herleitungen hat der Name stets mit Macht, Reichtum, Hohem Rang zu tun. Was Wunder, wenn er im Spätmittelalter zu den Spitzenreitern der Jungen-Taufe zählte. Auch mein Großvater hieß noch Heinrich, obwohl er mit den genannten Eigenschaften wenig am Hut hatte. *Henner* ist eine Verkleinerungs- oder Koseform, die zu meiner Zeit in Hessen durchaus beliebt war. In humorigen Sendungen des *Hessischen Rundfunks* hieß immer mindestens einer Henner. Heute wäre ich schon auf Knien dankbar, brächte der *HR* auch nur einen einzigen Titel von unserer Platte *Leon* unter die Leute, meinetwegen die Nummer 3 *Kleiner Bahnhof*. Da besingt einer ein verrammeltes stillgelegtes Dorfbahnhofsgebäude und träumt von einem großen Empfang.

∞ Verfaßt 2024

Sehe ich grammatische oder stilistische Unarten, die er eigentlich liebt, im *Brockhaus* hier und dort außer Kraft gesetzt, breche ich schon fast in Begeisterung aus. So teilt er vom griechischen Politiker **Theodoros Delijannis** (1826–1905) mit, er sei »wiederholt« Minister und »viermal« Ministerpräsident gewesen. Der betreffende Autor war demnach kein Anhänger jenes *Mehrfachens*, das ich bereits mehrmals gerügt habe. Mit dem sich unmittelbar anschließenden Eintrag über den Berufskollegen **Epameinondas Delijeorjis** (1829–79) wird mir die Begeisterung allerdings gleich wieder in den Hals gerammt. Der Mann war »mehrfach« Minister und Ministerpräsident, ein vielköpfiger Supermann also. Vielleicht mußte hier krankheitshalber ein Gastautor einspringen. Oder der Lektor des Bandes 5 war jäh von dem **Delirium** befallen worden, das auf der nächsten Seite (220) behandelt wird.

Hier ist vielleicht auch ein Lobeswort über Stig Dagerman nachzutragen, von dem ich neulich das 1947 veröffentlichte Buch mit Reportagen *Deutscher Herbst* streifte. Bezüglich der auf den Buchmärkten weltweit gehätschelten *daß*-Seuche ist dieser schmale Band eine seltene, wohltuende Ausnahme, und das bei so einem jungen Autor! Vielleicht liegt es am Schwedischen, da bin ich überfragt. Jedenfalls umschifft Dagerman die *daß*-

Klippe in mindestens 7 von 10 Fällen. Ich greife willkürlich heraus: »Weil die Zustände in den Kellern waren, wie sie sind, ist es falsch zu sagen, die Wahlergebnisse deuteten auf einen politischen Instinkt des deutschen Volkes hin, aber richtig, die Angst sei offenbar größer als der Hunger.« (S. 18)

In den 1960er Jahren gab es in Mitteleuropa leider keinen Lektor, der das prominente französische Krimiautorengespann Boileau/Narcejac daran gehindert hätte, ihre Studie *Der Detektivroman* auf den Markt zu werfen. Ich sage jedoch der Fairneß halber, hier und dort glänzt das Gespann erstaunlicherweise mit rühmlichen *daß*-Vermeidungen: »Häufig hat man den Eindruck, er suche die Selbstverbrennung, die Auflösung.« (S. 117) Nur verärgert es auch mindestens genauso oft durch entsprechende Häßlichkeiten: »Wenn man zugibt, daß zwischen der Lösung des Problems und der Affektivität des Lesers eine gewisse Übereinkunft besteht, erkennt man implizite an, daß der Detektivroman nicht durchaus ein Problem ist. Man anerkennt unausgesprochen, daß es zwischen Rätsel und Ermittlung eine Proportion, eine geheime Harmonie gibt und daß die Literatur, die man zu eliminieren suchte, sich in dem Detektivroman aufs neue einstellt.« (S. 100)

Mit diesem Zitat deuten sich gleich noch ein paar andere sprachliche Laster des Gespanns an, etwa die Vorliebe für einschüchternde Fremdwörter sowie für Schachtelsätze, die nur verwirren können. Aber die Klarheit haben sich diese Intellektuellen sowieso nicht auf die Druckfahnen geschrieben. Wahrscheinlich wüßten sie an vielen Stellen oft selber nicht zu sagen, was sie da eigentlich gerade gesagt hätten. Sie sind die leider typischen Feuilletonisten, denen das Klingeln mit Wörtern viel wichtiger als die Vermittlung ihrer aufklärerischen Anliegen ist. Sie sind Nebel- und Weihrauchwerfer, die E. G. Seeliger jede Wette *Schöndünster* genannt hätte. Entsprechend dürftig ist ihr denkerischer Ertrag, soweit ich das in dem Nebel und Weihrauch erkennen konnte. Lesen Sie das Buch selber einmal. Aber kaufen Sie es nicht. Stehlen Sie es in irgendeiner Öffentlichen Bibliothek; viele NutzerInnen der Einrichtung nach Ihnen werden Ihnen dankbar sein.

∞ Verfaßt 2024

Teilt *Brockhaus* mit, der südafrikanische Schriftsteller niederländischer Herkunft **Johannes van Melle** (1887–1953) hätte die Wahrheit gesucht und sich dabei sogar auf Ironie und Humor verstanden, könnte ich mir vielleicht überlegen, mich einmal näher mit ihm zu befassen. Aber ein abschließender Hinweis schreckt mich wieder ab. Er habe wiederholt »die Unfähigkeit der Sprache« beklagt, »eine Brücke der Verständigung

zwischen den Menschen zu schlagen.« Das kenne ich leider schon von vielen anderen modernen Schriftstellern, mich selber eingeschlossen. Erfreulicherweise hing ich dieser Klage aber nur in meiner jugendlichen Weltschmerzphase an. Später dämmerte mir, in der Sprache wahrscheinlich das beste Verständigungsmittel zu haben, das der Menschheit überhaupt zur Verfügung steht. Das soll nicht heißen, sie würde es auch erfolgreich benutzen. Ganz im Gegenteil, wie der heillose Verlauf der Weltgeschichte beweist. Das darf man aber nicht der Sprache anlasten. Das Übel liegt im falschen Umgang mit ihr. Gerade durch ihren erstaunlichen Reichtum bietet die Sprache eine Möglichkeit der Klarstellung, die etwa gestischen, vor allem jedoch gefühligen Verständigungsmitteln der religiös gepolten ZweibeinerInnen weit überlegen ist. Was erleben wir aber? Die Aussagen werden verwaschen, bis man durch ein nebelverhangenes Neandertal zu torkeln hat. Sie werden undurchdringlich aufgetürmt. Es wird gelogen, daß sich die Balken biegen. Statt der Wahrheit ans Licht zu helfen, wird alles getan, um sie zu verbergen. In vielen Fällen dürfte hier noch nicht einmal böse Absicht im Spiel sein. Ein Hauptgebrehen der Moderne ist die Flüchtigkeit. Man liest und schreibt gleichermaßen hastig, oberflächlich, ohne jedes Verantwortungsbewußtsein. Die von Van Melle gesuchten Brücken müßte man pflegen, doch meine Zeitgenossen lassen sie verrotten. Sie bilden sich kurzerhand ein, sie flögen über sie, mit dem Smartphone vor der Nase.

∞ Verfaßt 2024

Zum **Schönbär** gibt *Brockhaus* keine Abbildung, sonst hätten ihm vielleicht PelztierschützerInnen die Hölle heiß gemacht. Scherz beiseite, soll es sich um eine bis fünf Zentimeter spannende Art der *Bärenspinner*-Schmetterlinge handeln, die sogar bei uns heimisch ist – falls man das Glück* hat, sie zu treffen. Wie das Internet verrät, heißen die Bärenspinner nach ihren behaarten Raupen so. Angeblich hilft denen die dichte Behaarung gegen Freßfeinde. Diese könnten die Raupe so nur schwer fassen. Das sind natürlich wieder sonderbare Ausklügelungen, von wem auch immer. Ähnlich merkwürdig finde ich freilich die Idee, Insekten nach Bären zu taufen. Im Grunde schlägt das sicherlich auf unser Benennungswesen überhaupt zurück. Gehen Sie einmal ein paar Dutzend Namen durch und Sie werden finden, fast alles ist üppig aufeinander bezogen: Nebelkrähe, Apfelschimmel, Bunsenbrenner, Pulverschnee, Alphorn, Düsenjäger und so weiter. Warum hat nicht jedes Ding einen Namen für sich, wie der Bürger im Staate schließlich auch? Die Antwort liegt auf der Hand: So viele Eigennamen wie es Dinge gibt könnte einer weder erfinden noch behalten. Und wenn doch, würde der Mensch schnell verrückt. Das spinnennetz-

artige, bezugreiche System Sprache erleichtert ihm also das Ordnen und Überschauen. Jedenfalls theoretisch ist es so.

∞ Verfaßt 2024

* <https://de.wikipedia.org/wiki/Sch%C3%B6nb%C3%A4r#/media/Datei:Callimorpha.dominula.jpg>

Siehe auch → Dienstboten (für Autoren) → Erkenntnis, Mandelkern (Herausbildung) → Gewalt, Keulenwörter + Schlagwörter → Grammatik → Horten (Schreiben, Weglassen) → Inseln, Grönland (Lawrence, Schreiben) → Krieg, Zamenhof (Plansprachen, Schreiben) → Literaturbetrieb → Lyrik → Musik, Remler (Herausbildung) → Rechtschreibung, bes. Jazz richtig (Fremdwörter) → Spezialisierung (Bananen waschen) → Blog R.: *Düster* 2 Kap. 3 (Ortsnamen) sowie Aufsatz *Namenforschung*

Staat

Bei den *Pereiras* im *Brockhaus* fehlt ein wichtiges, mahnendes Todesopfer: **Fernando Pereira** (1950–85), Fotograf und Umweltschützer. Im Juli 1985 lag das *Greenpeace*-Schiff *Rainbow Warrior* in Aukland, Neuseeland, vor Anker – ein Dorn im Auge Frankreichs, das im Südpazifik seit Jahren Atomwaffenversuche zu Lasten einheimischer InselbewohnerInnen durchführte. In der Nacht gab es zwei Explosionen, und das mit 12 Leuten besetzte Schiff sank. Dafür hatten Sprengstoffexperten und Taucher des französischen Auslandsgeheimdienstes gesorgt. Der 35jährige niederländisch-portugiesische *Greenpeace*-Fotograf, Vater von zwei Kindern, war das Todesopfer des Tages beziehungsweise der Nacht. Pereira ertrank im Bauch des Schiffes, als er versuchte, seine Kamera zu retten.

Neuseeland tobte, jedenfalls offiziell. Als die üblichen Ausflüchte nicht mehr zündeten, räumte die französische Regierung das Verbrechen ein. Geheimdienstchef Pierre Lacoste, als Marineoffizier »Admiral«, und »Verteidigungsminister« Charles Hernu verloren ihre Posten. Später verkündete Lacoste sogar, der damalige Präsident François Mitterrand sei über die Aktion im Bilde gewesen und habe sie gebilligt.* Ich wüßte allerdings nicht, daß die drei Herren jemals strafrechtlich belangt oder wenigstens regreßpflichtig gemacht worden wären. Die fetten Entschädigungssummen waren aus dem Steuertopf geflossen. Es ist demnach so: ein französischer Agentenboß, ein US-Präsident, ein Berliner Impfpapst können mit ihrer wahrlich »kriminellen Energie« anstellen, was sie wollen – sie bleiben straflos und lassen die Wahlschafe noch dafür zahlen.

2005 soll Admiral Lacoste öffentlich versichert haben, Pereiras Tod laste schwer auf seinem Gewissen. Nimmt man ihm diese Erklärung ab, war seine interne Abwehr erstaunlich fit. Er starb nämlich erst im Januar 2020 – mit knapp 96 Jahren.

∞ Verfaßt 2022

* WDR: <https://www1.wdr.de/stichtag/stichtag-franzoesischer-geheimdienst-versenkung-greenpeace-schiff-100.html>, Stand 10. Juli 2020

Siehe auch → Autorität, Kette → Demokratie, Gewaltmonopol des Staates → Imperialismus

Städte

Auf der ersten Seite des Bandes 13 verblüfft *Brockhaus* gleich durch ein Wunder. Die hessische Stadt **Lahn**, am 1. Januar 1977 durch Zusammenschluß der Städte Gießen und Wetzlar sowie 14 weiterer Gemeinden gebildet, sei im Sommer 1979 aufgrund starker Proteste schon wieder aufgelöst worden. Das sorgte für viel Spott und noch mehr Kosten, aber immerhin, der gute Wille hatte sich einmal gezeigt. Seitdem gibt es also wie vorher die Ortschaften Gießen, Wetzlar, Heuchelheim, Lahnau, Wetttenberg und so weiter. Eine beträchtliche Steigerung dieses antizentralistischen Rückschritts bahnte sich dann 2021 an, als ich (in der Erzählung »Der Sturz des Herkules«) den *Rhein-Oder-Bund (ROB)* ins Leben rief. Während sich die Räteregierung des neuen Bundeslandes Hessen just Gießen zum Amtssitz erkor, entstand im benachbarten Wetzlar eine Metallfabrik, die den GO's des Landes die Bleche und Stempel (Druckformen) für ihre *Hundemarken* genannten GO-Ausweise liefert. Wie sich versteht, wurden Gießen und Wetzlar im Lauf der folgenden Jahre noch einmal zielstrebig ausgedünnt. Auf sogenannte Wettbewerbs-, also Kapital-, Konsum-, Befehls- und Gleichschaltungsinteressen mußte schließlich keine Rücksicht mehr genommen werden. Die meisten RepublikanerInnen leben sowieso lieber auf dem Land. Die ehemaligen Großstädte werden durch Abrisse und Gärten entschieden gelichtet und ähneln früher oder später den herkömmlichen dörflichen Gegenden. Näheres können Sie auch in meinen restlichen utopischen Erzählungen erfahren.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Anarchismus, Mahmud (Asien) → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (Mammutisierung, Manifest) → Größe, Hochhaus → Krieg, Montevideo → Mammutisierung, Prachtorchis → Spanienkrieg, Iberien (Madrid) → Blog R.: Erzählung *Schnitzeljagd* (Altstadt-Sanierung)

Stierkampf

Die stechende Sonne treibt mich unter die Obstbäume am Hang. Im nächsten Dornengestrüpp jammert der Neuntöter, weil ich seinen Unterricht störe. Er bringt seinen flüggen Sprößlingen bei, »Schlachtbänke« anzulegen, behauptet die vogelkundliche Literatur. Die erbeuteten Hummeln oder Laubfrösche werden zwecks bequemer Zubereitung, manchmal auch aus Gründen der Vorratshaltung, zwischen die Dornen geklemmt oder auf sie gespießt ... und sorgsam mit Pökelsalz eingerieben.

Die Weidenröschenstauden am Bachufer jenseits der Viehweide erinnern stark an Himbeereis – leider nur im Fernglas. Mit den rotbraunen Milchkühen, die gemächlich grasen, schiebt sich ein auffallend wuchtiges, euterloses Exemplar an meinem Himbeerhorizont vorbei. Ich vermute den »freilaufenden Bullen« in ihm, vor dem die Schilder am Elektrozaun warnen. Er schleppt sich freilich besorgniserregend schwankend dahin; gleich wird er vor lauter Kraft auf seinen blitzenden Nasenring fallen. Ab und zu beschnüffelt er die Schwanzwurzel einer Kuh, dann rupft er wieder lustlos ein paar Grashalme.

Im Gegensatz zu sämtlichen Kühen zeigt der Koloß kein Gehörn, dafür aber einen gewaltigen Kehllappen. Nimmt man seinen berstend prallen Hodensack hinzu, der ihm bald auf den Hinterhufen schleift, ist der Taumelgang des Bullen schon erklärt. In einer Stierkampfarena dürften solche Wesensmerkmale ein echtes Handicap darstellen. Spanien sieht jährlich rund 2.000 Stierkämpfe, bei denen rund 40.000 Stiere daran glauben müssen – an was? An die Gerechtigkeit bestimmt nicht. Doch F. G. Jünger behauptet in *Die Spiele*, zwischen Stier und Matador herrsche Gleichheit. Strenge Spielregeln hielten Riesenstärke und Zwergenscharfsinn in der Waage. Auch sei ja dieses bewegende Schauspiel ohne den Stier gar nicht denkbar. Am Ende, Degen im Schlund, werde er sogar eins mit dem siegreichen Matador.

Wäre aber vielleicht eine Welt ohne Matadoren denkbar? Dergleichen Fragen umgeht Jünger so elegant und vollständig wie die Qualen des Stiers. Selbst die Sozialistin Simone de Beauvoir bricht in *Der Lauf der Dinge* eine Lanze für den Stierkampf. Sie hat die Stirn zu betonen, allerdings dürfe kein Mensch zu diesem waghalsigen Kräftemessen gezwungen werden – etwa aus materieller Not oder angestacheltem Ehrgefühl. Demnach

begibt sich der Stier aus freien Stücken in die Arena. Er kann es kaum erwarten – wie Jünger schreibt – des Kampfes »ruhender Pol« zu werden.

Der zeitweilige Spanienberichterstatter Ilja Ehrenburg bringt die Sache (in seinen Memoiren) auf den Punkt. »Der Stierkampf war mir stets zuwider. Wie oft habe ich darüber mit **Hemingway** gestritten! Die aufgeschlitzten Bäuche alter, ausgedienter Pferde, die Pfeile im Nacken kopfscheu gewordener Stiere, das Blut auf dem Sand der Arena – all diesen Dingen konnte ich überhaupt nichts abgewinnen. Ich fand sie schlichtweg abscheulich. Am allerabscheulichsten jedoch fand ich den Betrug: Der Stier kennt die Spielregeln ja gar nicht. Er läuft direkt auf den Feind zu, während dieser rechtzeitig um ein wenig zur Seite weicht.«

Der Mensch die Krone der Schöpfung? – Ja, als Verkörperung der Hinterhältigkeit.

∞ Verfaßt um 2015

Stifter, Adalbert

Der prominente Name ist zunächst nur ein Aufhänger. Mir geht es hier um Adolf, Juliane, Lili, sämtlich früh verstorben. **Adolf Grillparzer**, geboren um 1800, war ein nahezu unbekannter Bruder des berühmten Wiener Dramatikers Franz Grillparzer. Angeblich war Adolf eher »kleptomatisch« als dramatisch begabt. 1817, wohl noch keine 18, ertränkte er sich in der Donau. Zwei Jahre darauf erhängte sich die Mutter der Brüder. Über den lieben Franz sind wir »natürlich« gut im Bilde. Folgt man der Berliner Germanistin Dagmar Fischer*, hatte der künftige Wortkünstler ein fast eheliches Verhältnis zu seiner schwermütigen Mutter, die mit Sorgen, dann Krankheit und Geistesverwirrung geschlagen wurde. Der Vater, ein der Aufklärung verpflichteter und anscheinend hochverschuldeter Wiener Advokat, war bereits 1809 gestorben. Franz bringt es bis zum Hofkammerarchiv-Direktor und schon zu Lebzeiten gefeierten Dramatiker. Trotz Neigung zu Neurasthenie und Melancholie wird er 81.

Über Adolf ist im Internet so gut wie nichts zu finden, Fischer eingeschlossen. Immerhin zitiert Fischer aber die auf einen Zettel gekritzelten »ergreifenden« Abschiedsworte des jüngeren, 17jährigen Bruders. *Lieber Franz oder Mama wer es findet, da ich immer mehr in das Stehlen hineingekommen wäre, so habe ich den Entschluß gefaßt, mir selbst das Leben zu nehmen. Viel belogen habe ich die Mama und den Franz, doch ich bitte um Verzeihung, und mir nicht zu fluchen [...]*. Bruder Franz streift in seiner

1853 verfaßten *Selbstbiographie* zunächst die »gute Stimme« Adolfs – und beläßt es kaltblütig dabei, wenn ich nichts übersehen habe!**) Auch für ihn ist Adolfs frühes Verstummen demnach nicht der Rede wert. Laut Franz erhielt der Bruder zumindest zeitweise Gesangsunterricht, um vielleicht als Hofsängerknabe aufs Kaiserliche Konvikt zu gelangen. Ob er noch anders (erwerbs-)tätig war und warum er »ins Stehlen kam«, scheint niemanden zu interessieren. Aus Bemerkungen Fischers schließe ich, Franz hielt den Bruder für schuldig und mißraten und weinte ihm keine Tränen nach. Die Wiener *Grillparzer-Gesellschaft* macht mich freundlicherweise, auf Anfrage, auf drei Anmerkungen in der »historisch-kritischen« Werkausgabe von 1913 aufmerksam. Eine Stelle gibt getreulich den ganzen Wortlaut des Abschiedsbriefes wieder. Eine andere***) spricht in der Tat von »Mißhelligkeiten zwischen den Brüdern«, die wohl als »ein Vorspiel der Selbstmordkatastrophe« aufgefaßt werden könnten. Nur wird dies alles leider nicht erläutert und nicht weiter kommentiert.

In Gerhard Scheits *Rowohlt-Monografie*****) über Franz G. wird dessen jüngster Bruder (laut Register) mit knapp drei mitleidlosen Zeilen gestreift. Er war eben vergleichsweise unwichtig. Aber er dürfte denselben gefühlskalten, abweisenden Vater (von insgesamt vier Söhnen) gehabt haben, und es wäre doch interessant zu wissen, warum er dann nicht auch einen ähnlich erfolgreichen Weg wie Franz einschlagen konnte. Ein knappes Jahr vor Adolfs Gang in die Donau war Franz, 26, durch die Uraufführung seines Stücks *Die Ahnfrau* schlagartig berühmt geworden. Wer weiß, ob das für den »Taugenichts« nicht ein zusätzlicher Stachel gewesen war. Diese Vermutung legt auch der Wiener Musikwissenschaftler Max Graf nahe, wenn er (1910) behauptet, Adolf habe sich ebenfalls als Stückeschreiber versucht, sei damit jedoch, »weniger dichterisch begabt als sein Bruder«, gescheitert.*****

Demnach könnte sich eine Variante der langbärtigen Geschichte von Kain & Abel zwischen den Brüdern abgespielt haben. Das ist schließlich ein wichtiger Grundton der Musik, die auf diesem Planeten gespielt wird: Konkurrenz. Doch wie immer auch, die nahezu vollständige Funkstille in der Adolf-Grillparzer-Forschung ist schlicht niederschmetternd. Da setzt man seit Jahrzehnten wahre Heere von Studenten, Doktoranden und Professoren auf Franz Grillparzers schaurigen Schinken *Die Ahnfrau* oder auf Franz Grillparzers Magengeschwüre an – das Elend eines unbedeutenden 17jährigen lockt keinen müden Hund hinter den Kachelöfen hervor.

* Dagmar Fischer, *Franz Kafka, der tyrannische Sohn*, Ffm 2010, S. 123–26

** <http://www.zeno.org/Literatur/M/Grillparzer,+Franz/Autobiographisches/Selbstbiographie>

*** <http://www.literature.at/viewer.alo?objid=372&viewmode=fullscreen&scale=3.33&rotate=&page=418>

**** Gerhard Scheit, *Franz Grillparzer*, Reinbek 1989, in der 4. Auflage von 2008 auf S. 48

***** Max Graf, »Die innere Werkstatt des Musikers«, in: Bernd Oberhoff (Hrsg): *Psychoanalyse und Musik*, Gießen 2002, S. 31

Wer sich mit **Juliane Mohaupt** befassen will, kommt leider auch nicht ganz an Adalbert Stifter (1805–68) vorbei. Der dicke österreichische Pädagoge, Maler und Schriftsteller war auf beiden zuletzt genannten Gebieten vornehmlich Landschaftler. Dabei zog er dem Ungewöhnlichen oder auch nur Lautstarken erklärtermaßen das Unscheinbare vor. Wäre er damals nicht erst 12 gewesen, hätte er den Tod seines Vaters Johann trotzdem nicht gemalt. Der böhmische Leinweber und Flachshändler geriet am 21. November 1817 bei Windstille unfallweise auf einer Schotterstraße bei Wels in Oberösterreich unter sein mit Flachs beladenes Pferdefuhrwerk, sodaß er erschlagen wurde oder erstickte. Der Wagen war umgekippt. Warum, ob zum Beispiel die Pferde scheuten, etwa wegen Eisglätte oder Schneeballbeschuß, soll den spärlichen zeitgenössischen Angaben nicht zu entnehmen sein. Das war also schon einmal ein schlechter Start für den Knaben Adalbert. Immerhin durfte er sich bilden und eine Hochschule besuchen. Mit Amalia Mohaupt heiratete er die hübsche, ziemlich ungebildete Tochter eines verarmten Offiziers im Ruhestand. Sie war Putzmacherin und wollte offensichtlich noch mehr hermachen. Zum Leidwesen Stifters schenkte sie ihm, anscheinend aus unklaren Gründen, keine Kinder. So nahm das Ehepaar (1847) eine angeblich halb verwilderte, sechs Jahre alte Nichte Amalias auf, eben Juliane Mohaupt.

Um Julianes Herkunft und Kindheit aufzuhellen, haben sich Stifters Biografen Roedl und Matz*, soweit ich sehe, nicht gerade ein Bein ausgerissen. Sie stammte aus dem Festungsstädtchen Peterwardein im österreichisch-ungarisch-serbischen Grenzgebiet. Ihr Vater Philipp, Amalias Bruder, war offenbar Unteroffizier, machte jedoch als Kriegsverwehrt nur noch in einem Pulvermagazin Dienst. Bei vier Kindern lebte die Familie überaus ärmlich. Dann, im Herbst 1845, starb auch noch die Mutter. Woran oder warum, ist nirgends zu lesen. Möglicherweise an ihrem Gatten, dem herabgesunkenen Soldaten? Wir wissen es nicht. Man teilt uns noch nicht einmal ihren Vornamen mit. Aber Gatte Philipp lebt auch nicht mehr lang. Rund ein Jahr nach Julianes Übersiedelung zu den Stiftern nach Linz stirbt der 41jährige in einem Wiener Invalidenhaus. Ob und wie dies alles Juliane berührte, erfahren wir erst recht nicht.

Dafür lassen die Biografen kaum einen Zweifel daran, daß Juliane so gut wie keine Pflegeelternliebe erfuhr. Sie war, neben anderen Lakaien, etwa einer Köchin, vor allem ein preiswertes Dienstmädchen. Was Wunder, wenn sie mindestens zweimal ausreißt. Die Stiftern wohnen in Linz an der Donau, wo der Alte zu allem Unglück (Julianes) auch noch

Schulrat ist, reicht sein Kunstschaffen doch nicht zur Deckung der gehobenen bürgerlichen Lebensführung aus. In der Erscheinung wird die »zigeunerhafte« Ziehtochter als blond und braunhäutig beschrieben. Von ihren Begabungen und Wünschen erfährt man dagegen rein gar nichts. Sehr wahrscheinlich wurde sie von der Stiefmutter auch wiederholt geschlagen. 1859, inzwischen 18, ist die Herumtreiberin schon vier Wochen überfällig. In der Wohnung hatte sie den als »rätselhaft« empfundenen Zettel hinterlassen: *Ich gehe zu meiner Mutter in den großen Dienst*. Dann wird sie tot am Donauufer gefunden, wohl ertrunken. Die meisten Quellen nehmen einen Selbstmord an.

Stifter hatte diese Vermutung immerhin selber, wie Thomas Ettl (2014) in einer ausführlichen Betrachtung** belegt. In einem Brief an seinen Verleger gibt Stifter sogar ein paar (angebliche) Wesenszüge Julianes preis. Die üppige, oft als schön empfundene Juliane sei zuletzt grundsätzlich gesund und fröhlich gewesen. Sie tanzte und sang im ganzen Haus. Ettl merkt freilich an, sonst sei sie eher schweigsam oder gar verstockt gewesen. Außerdem wurde sie leicht rot. War sie vielleicht verliebt? In der Tat führt Roedl Stifters Mutmaßung auf jähnes »heftig gestörtes Geschlechtsleben« an, also Liebeskummer. Belege dafür hat offensichtlich niemand. Die Mutmaßung klingt auch stark nach einer heute so genannten Schutzbehauptung. Jedenfalls teilt Stifter in dem erwähnten Brief mit, kleinere Störungen vor Julianes Abtauchen hätte das Ehepaar nicht ernst genommen, was immer das gewesen sein soll. Möglicherweise zählte die Nachricht vom Tod Josephines dazu, einer älteren Schwester Julianes, zuletzt Dienstmädchen in Wien. Dort war Josephine, im selben Jahr 1859, an Typhus gestorben. Ob sich die Schwestern sahen und vielleicht Trost gespendet hatten, ist nirgends zu erfahren.

Irre ich mich nicht, ist oder war Autor Thomas Ettl, geboren 1942, als Psychoanalytiker in Frankfurt/Main tätig. Der eine wird seine Studie vielleicht gewohnt spitzfindig und abenteuerlich, der andere anregend klug nennen. Etwas weitschweifig ist sie bestimmt. Ettl merkt an, bei solchen Selbstmorden seien oft entweder Liebesnöte oder Mißbrauch des Mädchens im Spiel. Er verweist ferner auf Züge von Zorn und Gewalttätigkeit bei dem Knaben Adalbert, die auch Matz streift. Der gesetzte Stifter selber dementiert keineswegs, denn laut Ettl verkündet er: »Wir alle haben eine tigerartige Anlage.« Der Ziehvater habe jedoch Juliane gegenüber kein Schuldgefühl gehabt, nimmt Ettl an. Der Vorfall sei Stifter »lediglich« überaus peinlich gewesen. Sein Ruf, sein hohes Selbstbild (auch als Pädagoge) und sein Frauen- und Idyllenideal drohten Schaden zu nehmen. Selber schon unehelich gezeugt, brachte es Stifter ja nie zu eigenen Kindern. Auch in vielem anderen dürfte er sich als gescheitert vorgekommen sein, die literarische Karriere eingeschlossen.

Gewiß behauptet Ettl nicht, Stifter habe die Ziehtochter eines schlechten Tages zu Boden geworfen und ihr die Kleider vom Leib gerissen. Der Psychologe weist aber auf die explosive Familienlage hin, und das vermeiden sowohl Roedl wie Matz. Dem Verleger gegenüber schwärmt Stifter von Juliane als einer »blühenden Rose« – und die sitzt ihm nun Tag für Tag an der häuslichen Tafel gegenüber, ohne daß er mehr als an ihrem Duft hätte schnuppern dürfen. Amalia dagegen wurde, wie er selbst, immer aufgeschwemmter. Für Ettl hat Stifter das reizvolle, knackige Mädchen, neben dem Sauerbraten, mindestens unaufhörlich mit den Augen verschlungen, wenn auch zähneknirschend, kam er doch wahrscheinlich nie so richtig an es heran. Vermutlich kränkelte Stifter auch deshalb zunehmend. Um 1854 entfaltet sich, parallel zur pubertierenden Rose, Stifters vielerörtertes »Nervenleiden«. Dann kommt auch noch eine hartnäckige Augenlidentzündung hinzu, für Ettl natürlich ein gefundenes Fressen. 1859 endet die Rose, die Stifter so begehrt betrachtet hatte, in der Donau.

Fehlt noch das immer bedrohlichere Leberleiden Stifters. Dessen Prosaerzeugnisse sind mir persönlich entschieden zu langweilig, aber auf dem Gebiet der Eß- und Trinkkultur war er anscheinend ausgesprochen stark. Als sich zu seiner zermürbten Leber auch noch ein Grippevirus gesellte, hielt es der 62jährige nicht mehr aus und brachte sich am 26. Januar 1868 auf dem Krankenlager mit einem Rasiermesser eine Wunde an der Halsschlagader bei. Er starb zwei Tage darauf, ohne noch einmal zu Bewußtsein zu kommen. Der witzig benannte Hausarzt des Völlerers und Säufers, Carl Essenwein, schrieb »Zehrfieber infolge chronischer Leberatrophie« in den Totenschein, wofür er wahrscheinlich*** zwei Gründe hatte: Erstens wäre Stifters Tod vermutlich auch ohne den nicht gerade mörderischen Schnitt in Kürze eingetreten; zweitens bestand in Linz die ungeschriebene Übereinkunft, Selbstmorde prominenter und katholischer Mitbürger sowieso nach Kräften zu vertuschen.

Ich muß noch einen Umstand berühren, der mir bei Roedl ganz übel aufgestoßen ist. Schon 1860, rund ein Jahr nach Julianes Tod, schaffen die Stifters, wieder aus Ungarn, eine andere Nichte heran, Katharina Mohaupt. Sie sei »so häßlich wie ihre Schwester hübsch gewesen [...], dafür eignete sie sich besser als diese für die Hausarbeit. Sie blieb als Dienstmädchen bei dem freudlosen Ehepaar.« (S. 120)

Immerhin nennt Roedl, der mit dem ehrenvollen Prädikat »häßlich« so freigiebig ist, Stifters Gattin Amalia unverblümt »geistlos« und »engherzig«. Vermutlich hätte auch noch »hartherzig« und »böartig« gepaßt. Matz schreibt dafür wenig Schmeichelhaftes zum Gatten. »Auffallend ist, welche minimale Rolle das Mädchen in den zahlreichen Briefen spielt, wie ihre Existenz geradezu übergangen wurde.« Juliane habe ohne Zweifel

gespürt, den Stiefeltern nur ein »unzureichender Ersatz« für das ihnen versagte eigene Kind zu sein (S. 269). Wenn Sie also mich fragen, waren mindestens zwei Waisenkinder der Familie Mohaupt aus Peterwardein mit dem respekterheischenden Linzer Erzieher und Künstler Adalbert Stifter echt geschlagen.

* Urban Roedl, *Adalbert Stifter*, Rowohlt-Monographie, ursprünglich 1965, hier 17. Aufl. 2005, sowie: Wolfgang Matz, *Adalbert Stifter*, Göttingen 2016

** »Die Juliana und der Stifter-Bertl«, Juni 2014: <http://docplayer.org/51632112-Thomas-ettl-die-juliana-und-der-stifter-bertl-adalbert-stifter-als-heilpaedagoge-und-tigerartiger-ziehvater-mit-spinnwebe-auf-dem-kopf.html>.

*** Elisabeth Buxbaum (Hrsg): *Adalbert Stifter: Wien und die Wiener in Bildern aus dem Leben (1844)*, Wien 2005, Kommentar S. 346–49

Lili Cappellini (1909–28) hieß neuerdings so fremdländisch, weil sie entgegen dem Wunsch ihres liberal gestimmten Vaters Arthur Schnitzler – ein Wiener Arzt und Schriftsteller, der viel auf Psychoanalyse hielt – einen schönen, strammen italienischen Faschisten geheiratet hatte. Ob sie bald darauf nach einer Pistole griff, weil die Kälte des Gatten sie entsetzte oder aber aufgrund angeborener Melancholie, Magersucht, Exentrik und dergleichen mehr, ist unter Biografen und Romanschreibern, die sich nur zu gern mit ihr oder ihrem berühmten Vater beschäftigten, umstritten. Übrigens erschoss die 18jährige (in Venedig) nicht Arnaldo, den Gatten, vielmehr sich selbst.

∞ Verfaßt 2023

Stolz

*Lieber KO, jedesmal, wenn ich auf dem Grab meiner alten Mutter die **Petunien** gieße, muß ich an dem wuchtigen Granitstein irgendeines Herrenreiters vorbei, der die Inschrift wie folgt krönen ließ: »Lebe frei, sterbe stolz« ... Also, wissen Sie, gegen die Freiheit hätte ich ja gar nichts einzuwenden. Aber Stolz ..? Vor einigen Jahrzehnten wurde ich bereits dazu angehalten, auf die DDR stolz zu sein, doch just meine Mutter meinte, wenn nicht der liebe Gott, dann hätte sie uns ja wohl das Moskauer Politbüro in den Schoß geworfen – die DDR, meine ich. Oder was meinen Sie? Ergebenst Ihre Almut F., Stendal.*

Liebe Frau F., ein Hoch auf Ihre verblichene Frau Mutter! Mit dem Schimpfwort Herrenreiter haben Sie ja selber schon angedeutet: Stolz hat stets einen herrischen, oft auch einen hochmütigen Zug. Der Mann ist auf seine Herkunft, seinen Grundbesitz, sein rassiges Pferd, seinen Schnauzbart und seine Siegesserie im Schachspiel stolz – alles *seins*, aber nichts davon hat er sich *frei* erworben. Schließlich hat er sich seine Herkunft und die Hormone, die seinen Bart sprießen lassen, so wenig erwähnt wie Ihre in Stendal aufgewachsene Frau Mutter die DDR. Somit ist er auf Geschenke des Zufalls stolz, hält sie freilich immer für sein Verdienst. Mitleid, etwa mit zerlumpten Tagelöhnern oder mit Zeitgenossen, die das sogenannte Schicksal mit hübschen Gesichtszügen auszustatten vergaß, kennt er nicht. Hat seine Gattin einen steilen Busen, rühmt er diesen bei den Clubabenden, als hätte sie ihn einst in der Gebärmutter eigenhändig gedrechselt. Aber was soll ich Sie noch länger langweilen, Sie wissen dies alles ja längst. Das Gesündeste wäre es ohne Zweifel, dem überheblichen Geschehen, das die ZweibeinerInnen »hinterher Geschichte nennen« (Ernst Kreuder), einfach durch sogenannten Freitod zu entgehen. Nur droht dann die Auferstehung! Um 1990 besuchte ich, von Kreuzberg aus, hin und wieder eine Freundin, die unweit jenes Friedhofs wohnte, der im Winkel Soldiner-/Wollankstraße liegt, heute wohl Wedding oder Mitte. Eben dort führte sie mich einmal zu einem bestimmten Grab. Als wir uns diesem näherten, legte sie bereits einen Zeigefinger an ihre küssenswerten Lippen. Dann hielt sie an und nickte schmunzelnd auf die Inschrift. »Geht leise / ich schlafe nur«, war da am Kopf des Sandsteins eingemeißelt.

∞ Verfaßt 2023, für Blog-Rubrik *Kummerkastenonkel*

Siehe auch → Bevölkerungsfrage, Johnston → DDR, Tuchscheerer → Inseln, Lawrence → Krieg, Oliver Paine

Als der berühmte, wie Mehrfruchteis schillernde Fürst von Pückler-Muskau erst fünf gewesen war, Anfang 1790, hatte ihn seine Mutter dem neu eingestellten Hofmeister **Andreas Tamm** (1767–95) anvertraut. Ihr Vertrauen schwand jedoch rasch. Schon im Oktober mußte der junge Jurist aus Leipzig und Zeitz, Sohn eines Merseburger Pastors, seinen Dreispitz nehmen. Die gnädige Frau schob ihn auf den Stuhl des »Rektors« der Muskauer Stadtschule ab, der ihn und seine Familie (Heirat 1792) allerdings kaum ernähren konnte. Das kursächsische Städtchen Muskau hatte damals lediglich um 700 EinwohnerInnen. In der Schule waren weit über 100 Kinder aller Altersstufen in derselben Stube zusammengepfercht. Der einzige Lehrer war der »Rektor«. Damit kam Tamms

Posten einer schäbig bezahlten Sisyphosarbeit auf Kosten seiner Würde und seiner Gesundheit gleich. Dennoch verfaßte er in dieser Zeit einige wichtige sozialkritische Arbeiten. 1794 warf Tamm das Handtuch und kehrte in seinen ursprünglichen Beruf zurück, Jurist. Er ließ sich in Görlitz, rund 50 Kilometer weiter südlich gelegen, am Untermarkt als Advokat nieder. Aber es war zu spät. Bereits im nächsten Jahr, mit 28, zogen ihn Krankheit und Entkräftung ins Grab.

Was sollte nun aus seiner Frau und den inzwischen drei Kindern werden? Nichts Erfreuliches, wie sich einer lehrreichen Pionierarbeit* über Tamm von Bernd-Ingo Friedrich aus Weißwasser entnehmen läßt. Bar aller Unterstützung, flüchtet sich **Charlotte Tamm geb. Streng** in ihr Heimatstädtchen Muskau zurück. Sie war eine Tochter des dortigen Stadtrichters, bei dem sie vermutlich nun Unterschlupf fand. Dort erlitt sie 1797, erst 23, einen haarsträubenden häuslichen Unfall. Als sie mit einem »Licht« in die Küche ging und es auf dem Herd absetzte, um einen Topf mit heißem Wasser aus dem Ofen zu nehmen, fing ihr Halstuch an der Kerze Feuer. In ihrem Schreck lief sie aus der Küche um Hilfe. Durch den Luftzug wurde sie freilich sofort in eine lodernde Fackel verwandelt und zog sich schwerste Verbrennungen zu, bis man ihr die Kleider vom Leib gerissen hatte. Nach qualvollen drei Wochen war sie tot. Die Kinder kamen in die Obhut der Großeltern.

Friedrich zeigt Tamm als einen für seine Zeit und seine Provinz ungewöhnlich kritischen und freisinnigen Geist, ein echter Aufklärer. Mit dieser Haltung hatte er sich sicherlich auch bei der Gräfin auf dem Muskauer Schloß unbeliebt gemacht – von all den anderen Grundherren ringsum nicht zu schweigen. *Noch Etwas über Leibeigenschaft, Erbuntertänigkeit und Laßgüter in der Lausitz* heißt eine wichtige Arbeit Tamms, die er 1792 in der *Lausitzischen Monatsschrift* veröffentlichen konnte. Die ihm berufsfremde Pädagogik übte er, im Geiste Rousseaus, trotz vieler Widrigkeiten mit Begabung und Geschick aus. Pückler versicherte seinem Vater später (1803) in einem Brief, »hätte ich den braven Tamm behalten können, vieles wäre jetzt anders; der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen was er dachte; Damen wollen lieber geschmeichelt sein, meine Mutter konnte sich nicht mit ihm vertragen, und er – ging.«

Einen kleinen Sprung nach Dresden werden Sie vielleicht noch verkraften. Überall steht, die sächsische Schwimmerin **Helga Voigt**, geboren 1940, sei bereits in sehr jungen Jahren eine erfolgreiche Leistungssportlerin gewesen. In der DDR! Ihre Eltern waren Wirtsleute. Sie betrieben die spätere Dresdener HO-Gaststätte *Luisenhof*, wo sie auch wohnten. Dadurch entgingen dem dunkelschopfigen, hübschen Mädels die vielen olympischen Medaillen, die es noch errungen hätte – wie überall versichert wird. Denn in der Nacht des 27./28. September 1956 bricht in dem beliebten, weiläufigen Ausflugslokal

am Hang ein Feuer aus, das sich rasch ausbreitet. Wahrscheinlich hatte in einem hölzernen Abfallkasten des Geschirrspülraums ein Zigarettenstummel geglimmt. Der Restaurantchef und der Pförtner entdecken den Brand und klingeln bei der Familie Voigt im Obergeschoß Sturm. Während die Löschzüge anrücken, können sich die Voigts und andere Angestellte ins Freie retten – nur Helga nicht. Sie kämpft vergeblich mit dem Rauch, der zumindest teilweise durch den Schacht des Speiseaufzugs nach oben stieg.** Ein Feuerwehrmann findet die wohl schon bewußtlose knapp 16jährige, aber im Krankenhaus ist sie nicht mehr zu retten. Ihre Schwester Eva überlebt.

∞ Verfaßt 2018

* Bernd-Ingo Friedrich: *Johann Andreas Tamm*, Cottbus 2007

** Lars Kühl, <https://www.saechsische.de/plus/toedliches-feuer-im-luisenhof-3501072.html>, 23. September 2016

Technik

Der freigeverkaufte surinamische Sklave **Jan Ernst Matzeliger** (1852–89), Kind gemischter Eltern, zeigte sich früh in mechanischen Dingen geschickt und erlernte zusätzlich das Handwerk des Schuhmachens. Dadurch stieg er sogar noch weiter auf. Das ergab sich ab 1877 in Lynn, Massachusetts, USA. In dieser Küstenstadt, damals um 35.000 EinwohnerInnen, hatte sich die Schuhfabrikation geballt. Zunächst Assistent eines kleineren Fabrikanten, entwickelte Matzeliger eine spezielle Nähmaschine, die Schuhschäfte und Sohlen miteinander verband. Um mit der deutschen *Wikipedia* zu sprechen: »Durch diese *Zwickmaschine* wurde die Herstellung von Schuhen mechanisiert und sie konnten dadurch wesentlich kostengünstiger und schneller produziert werden. Am 20. März 1883 ließ sich Matzeliger diese Maschine patentieren.« Seither galt er als Erfinder der bedeutenden »Innovation«, wie man heute fremdworteln würde. Allzuviel hatte Matzeliger, mit einem zeitgenössischen Schimpfwort auch der »Dutch nigger« gerufen, allerdings nicht mehr davon: sechs Jahre darauf erlag er, mit knapp 37, der Tuberkulose.

Leider bindet uns *Wikipedia* hier einen Schuh auf, der, ich will nicht sagen, falsch ist, aber zumindest sehr schief. Die Mammut-Enzyklopädie befördert eine ungemein beliebte Verengung des Blickwinkels auf betriebswirtschaftlichen Nutzen. Diese Verengung ging mir bereits vor Jahren auf, als ich im Berliner Technikmuseum am Gleisdreieck ehrfürchtig vor einer gewaltigen, blitzenden Dampfmaschine stand, die einmal in England

eine Kornmühle angetrieben hatte. Hier nun war sie über etliche Treibräder und -riemen mit allerlei Zahnradmaschinen verbunden, so mit einer Drehbank gleichen Baujahrs (1860), die aus der Drechselbank hervorging. Ein Schild klärte mich auf: »Nun konnten Metallteile für Maschinen, Lokomotiven und andere Zwecke genauer, schneller und billiger als zuvor bearbeitet werden.«

Da dämmerte mir, manche Leute begreifen ihre eigenen Verknüpfungen nicht. Denn: genauer und schneller gewiß – aber niemals billiger. Bereits die Dampfmaschine besteht aus zahlreichen Metallteilen, die erst einmal hergestellt sein wollen. Welcher Aufwand, solche Schwungräder, Zylinder, Flansche haargenau zu gießen, schmieden, fräsen, feilen! Und diese Metallteile finden sich nun in den benachbarten Dreh-, Bohr- oder Stanzmaschinen, von denen sie hergestellt werden können, wieder. Angesichts eines derart komplexen Verzehrwerks wird die naheliegende Frage, ob das Huhn oder das Ei eher da war, ziemlich unerheblich. Dabei habe ich noch nicht von dem Aufwand gesprochen, mit dem der Rohstoff all dieser Maschinenteile gewonnen wird. Ein Erzbergwerk ist weder ein Sandkasten noch ein vergilbtes Kalenderblatt. In jeder automatischen Tür, die sich heute wie Sesam vor uns öffnet, stecken die Verluste, die in den Bergwerken des 18. Jahrhunderts gemacht wurden. Neben viel Energie und einigen beträchtlichen Laubwäldern zählen dazu die Schinderei, das Hungern und eine Menge Tote. Diese fallen bis heute an: in China etwa kamen allein 2008 bei Unfällen 3.200 Bergleute ums Leben. Das wären bereits 10 Prozent der Einwohnerschaft von Lynn zu Matzeligers Zeit.

Ziehen Sie einmal lediglich die Verbrennungen zusammen, die Menschen bei der Stahlgewinnung erlitten, und Sie kommen bereits auf die Wüste Sahara. Sämtliche Opfer unserer »Mobilität« Fuß an Kopf gereiht, könnten wir sämtliche Verkehrsadern dieses Planeten nachzeichnen – rot. Ich schlage auch vor, die Schlachtfelder aller Zeiten abzuwandern, denn nach Lewis Mumford (*Der Mythos der Maschine*) verdanken wir den Löwenanteil unserer technischen Errungenschaften dem Krieg. In der Ukraine wird gerade (2021) ein neues Versuchsfeld ausgerollt.

Das Gegenteil jenes verengten betriebswirtschaftlichen Blickwinkels ist die volkswirtschaftliche, historische und moralische Sicht.

Siehe auch → Behälter → Chargaff (Gene) → Fortschritt, Dampfmaschine → Gesundheit, Kandlbauer (Prothesen) → Handwerk → Norm, Fließband → Raumfahrt, Krieger

Der römische Maler **Pietro Testa** (1611–50) glänzte vor allem mit grafischen Arbeiten (Zeichnungen und Radierungen) zu religiösen/mythologischen Themen. Bei aller zeitüblichen Theatralik spricht aus diesen Arbeiten doch eine ungeschönte Bitterkeit, die möglicherweise beiläufig auf das vorzeitige Ende ihres Schöpfers vorausweist. Dazu sagt *Brockhaus* aber kein Wort. *Wikipedia* (deutsch) sagt das abgeleckte Trostwort »tragisch«. Testa stammte aus der Toskana, hatte sich freilich schon als Jüngling, zum Zwecke seiner Ausbildung, nach Rom begeben, wo er sich unter anderem mit Pier Francesco Mola und Nicolas Poussin anfreundete. Ebendort soll er, mit knapp 40 Jahren, im Tiber ertrunken sein. Warum, ist umstritten. Das stellt immerhin auch die englische *Wikipedia* fest.

Während sich die frühen Biografen beeilten, von einem bedauerlichen Unfall zu sprechen, um nicht an Testas Seelenheil und dem christlichen Begräbnis zu rütteln, das ihm der katholische Klerus bewilligt hatte, neigt Ann Sutherland Harris zu der Annahme, er habe sich umgebracht. Sie führt* zum einen jüngste Enttäuschungen in Testas Karriere ins Feld. So wurde ein üppiger Auftrag, die Apsis der Kirche San Martino auszumalen, nach einigem Hin und Her zurückgezogen. Dafür waren Testas Fresken in der Kapelle St. Lambert in Santa Maria dell'Anima, wenn nicht bereits beseitigt, so doch von Zerstörung bedroht. Nebenbei lag im zweiten Fall der liebe Kollege Jan Miel auf der Lauer, weil doch auch er sehr hübsche Fresken zu malen verstand. Zum anderen verweist die US-Kunsthistorikerin von der University of Pittsburgh, Pennsylvania, auf unheilschwangere Züge in Testas letzten Arbeiten. Neben »vielen pessimistischen Bemerkungen« in Testas nachgelassenen Schriften sei hier an seine Radierung *Il suicidio di Catone* von 1648 und seine unabgeschlossene Arbeit am Sujet *Selbstmord der Dido* zu erinnern.

Übrigens ist Testas nahezu nackter, blutverkrustet und bäuchlings aufs Bett gelagerte Recke Cato** von einer Schar ausgesprochen hämisch wirkender Überlebender umgeben, die meinen Satz von der »ungeschönten Bitterkeit« mitgeboren hat. Man wäre nicht erstaunt, wenn der Tod bringende Dolch nicht eigenhändig von Cato, vielmehr, zum Beispiel, von Jan Miel geführt worden wäre. An Mord verschwendet Sutherland allerdings keinen Gedanken. Sie vertraut Testas Zeitgenossen und Kollegen Passeri, demzufolge »Pietro was found drowned in the Tiber in the early spring of 1650, near the church of Santi Romualdo e Leonardo de' Camaldolesi«. Na und? Das ist schon als Beschreibung des Leichenfundes höchst ungenau und besagt darüber hinaus noch gar nichts über den Ort des Todes und nur wenig über die Umstände des (angeblichen) Ertrinkens dieses begabten Künstlers. Hier bietet sich das Projekt eines x-ten Historischen Romanes an – greifen Sie zu.

* Ann Sutherland Harris, »Notes on the Chronology and Death of Pietro Testa«, in: *Paragone* Nr. 213, Mailand November 1967, S. 35–70

** [https://www.meisterdrucke.it/stampe-d-arte/Pietro-Testa/926485/La-morte-di-Catone-il-Vecchio-\(Marco-Porcio-Catone\)-o-Catone-il-Censore-di-Pietro-Testa-1648---La-morte-di-Catone---1648,-di-Pietro-Testa,-incisione.html](https://www.meisterdrucke.it/stampe-d-arte/Pietro-Testa/926485/La-morte-di-Catone-il-Vecchio-(Marco-Porcio-Catone)-o-Catone-il-Censore-di-Pietro-Testa-1648---La-morte-di-Catone---1648,-di-Pietro-Testa,-incisione.html)

Der frühere Mitschüler Erich Kästners in Dresden **Hans Otto** (1900–33) wurde **Theaterschauspieler** und 1924 außerdem Mitglied der *KPD*. Er gefiel besonders in Rollen jugendlicher Helden und Liebhaber. Ende Januar 1933 stand er am Berliner Staatstheater bei der Premiere von *Faust II* noch an der Seite von Gustaf Gründgens und Werner Kauß. Im Februar 1933 hatte der »künstlerisch überragende Schauspieler« (Ulrich Liebe, *NDB* 19–1999) die Kündigung im Briefkasten. Statt nach Wien zu gehen, wie von Max Reinhardt empfohlen, tauchte er bald darauf zwecks Widerstandsarbeit unter, doch schon im November des Jahres ging er der Berliner *SA* in die Fänge. Wahrscheinlich stieß man den 33jährigen, nach einigen Folterungen, im 3. Stock der *SA*-Kaserne in der Voßstraße aus dem Fenster. Er starb erst im Krankenhaus, was vermutlich den Recherchen seines Mithäftlings Werner Hinze zugute kam, der nach dem Krieg von Ottos Ende berichtet haben soll. Die Behörden hatten den Vorfall selbstverständlich als Selbstmord gemeldet. Das 1952 in Potsdam eröffnete *Hans Otto Theater* überdauerte die »Wende«; 2006 bekam es sogar einen Neubau am Tiefen See.

Mit der Frage, ob eine salonfähige Schauspielkunst zur Steigerung menschlicher Glückseligkeit unerlässlich sei, wird man sich ja hoffentlich nicht Ottos Zorn zuziehen. Aber den meiner süddeutschen Freundin L. Sie rennt mindestens zweimal wöchentlich ins Theater. Hat sie im Sommer öfter schlechte Laune, sind die Theaterferien schuld. Ihre Schaulust mag verständlich sein, denn in ihrer Wohnung hat sie den Wolkenkratzer einer Bank vor der Nase, während sie sich das Fernsehen als Reminiszenz an Adorno-Vorlesungen nicht gestatten kann. Ohnehin eigne Bühnen eine ganz andere Präsenz, behauptet sie. Wenn sie dürfte, würde sie ihre Wohnung sofort mit einem Zelt im Orchestergraben vertauschen. In ihrer Besessenheit ähnelt sie dem jungen Carl Zuckmayer im Schützengraben des Ersten Weltkrieges. Jede feuerfreie Minute nutzt er zum Verschlingen von Romanen der Weltliteratur – später bekennt er jedoch, am liebsten hätte er sie alle gleich dramatisiert.

Merkwürdigerweise ergeht es mir genau umgekehrt. Habe ich mich gelegentlich durch Dramen zu quälen, drängt es mich jedesmal zu deren Episierung. In Konkurrenz

zum Gendarm Adam wirbt der vom Volk verehrte gute Räuber *Schinderhannes* (1927) um die Bänkelsängerin Julchen Blasius. Er gewinnt sie. Leider rückt ihm zunehmend auch das Militär auf die Pelle. Jetzt hat er die Nase voll und gedenkt im Hunsrück groß und gewaltsam aufzuräumen, doch Julchen ist dagegen und verläßt ihn. Die Bande des Schinderhannes wird geschlagen. Auf der Flucht kommt es zwar zur Wiedervereinigung mit der Bänkelsängerin, die inzwischen ein Kind gebar, doch auch zum Verrat. Dem gestellten und zum Tode verurteilten Volkshelden wird im Mainzer Gefangenenurm eine letzte Liebesnacht mit Julchen gewährt. Im Vertrauen, der Sprößling wird's schon richten, klettert er erhobenen Hauptes zum Scharfrichter aufs Podium. Die Hinrichtung ist das übliche Spectaculum. In dieser Hinsicht erlaube ich mir ein Detail, das meine Episierung ungebührlich verlängern wird. Während die Massen zum Podium strömen, gibt es Streit in einer schaulustigen Kleinbürgerfamilie. Mann und Frau werfen sich gegenseitig vor, sie hätten »die Butterbröter« zu Hause vergessen. Der Mann ist wütend, weil er der Hinrichtung nun ohne Butterbrotverzehr beiwohnen muß. Ähnliche Dramen dürften sich abspielen, wenn bei den Fernsehberichten von den Kriegsschauplätzen Bier und Pizza fehlen.

Man stelle sich vor: um uns die eben von mir gegebene 15-Zeilen-Geschichte mitzuteilen, mußte Zuckmayer einen ganzen Theaterabend verpulvern! Die Leute durch Handlungsarmut darben lassen und auch noch totreden – wahrlich ein starkes Stück. Sind uns beim Lesen jener 15 Zeilen alle in der Realität unvermeidlichen Anbahnungen nicht sowieso sonnenklar? Eben, weil wir sie als Muster, nicht als aufgewirbelten Staub, längst in uns tragen? Und weil uns an Nüssen der Kern ungleich mehr interessiert als die beträchtlich größere Oberfläche der Schale? Noch kürzer auf den Punkt gebracht: Theater ist 1. Umstandskrämerei, 2. Flüchtigkeit, 3. Anbiederung, nämlich an das Reale oder Leibhaftige.

Literatur ist etwas anderes. Sie hat geschriebener dichter Text zu sein und gefälltigst auch zu bleiben. Durch Dramatisierung, Verfilmung, Vertonung wird sie mindestens eingeengt, oft geradezu geschändet. Warum aber überhaupt einen Bühnenplunder servieren, der uns ohnehin Tag und Nacht in Schlafzimmern, Straßenbahnen, Büros, Parlamenten oder anarchistischen Kommunen zugemutet wird?

Literatur ist Ernst Kreuders *Schwebender Weg*. Sie ist jenes Theater, mit dem Richard Wagner selbstverständlich nur kokettierte, als er seufzte, nach dem unsichtbaren Orchester (verborgen im »Orchestergraben«) gedenke er nun das unsichtbare Theater zu erfinden.

Tierversuche

Wie ich höre (2025), ist Gisela bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Da ist es wohl gestattet, sich einmal über sie zu beschweren. Nicht etwa wegen dem Autounfall, nein. An diesem sei sie nicht schuld gewesen, heißt es, und für den allgemeinen Automobilisierungswahn könne sie ja sowieso nichts. Richtig! Wer kann sich schon den Zeichen seiner Zeit entziehen? Als Naturfreundin wohnte Gisela auf dem Dorf, aber sie hatte Tag für Tag in einem Gymnasium der Kreisstadt zu unterrichten. Sie fuhr nichts Protziges, nur einen kleinen *Fiat*.

Mein Ärgernis war die Sache mit ihrer Tochter. Elke hatte Tiermedizin studiert. Sie ließ sich dann in der Kreisstadt mit eigener Praxis nieder. Auf die Dauer war es ihr allerdings zu langweilig, immer nur fetten Hauskatzen und Dackeln auf die Beine zu verhelfen, und so griff sie zu, als eine Forschungsabteilung einer süddeutschen Universitätsklinik Verstärkung suchte. Schon ihr Anfangsgehalt war alles andere als mager. Bald war sie leitend tätig. Und um was ging es da? Ihre Abteilung befaßte sich ausschließlich mit Tierversuchen. Elke impfte die Tierchen; zog ihnen Elektroden ein; amputierte ihnen dies oder das, und dann guckte sie mal, wie sie darauf reagieren.

Als ich von diesem Schwenk in Elkes Laufbahn hörte, kratzte ich mich doch ziemlich heftig am Kopf. Ich machte mich vorsichtshalber noch etwas schlauer, bevor ich mich von Gisela zu Kaffee und Kuchen einladen ließ. Bis dahin hatte ich mich mit den beiden Spalten in meinem *Brockhaus* begnügt, Band 22 von 1993, S. 169. »Immer häufiger wird bezweifelt, ob es zulässig ist, ein Tier, das wie der Mensch schmerzempfindlich ist, stellvertretend für den Menschen leiden zu lassen. Umstritten ist auch, ob Tierversuche methodisch überhaupt geeignet sind, zum einen Mensch, Tier und Umwelt vor möglichen Schäden zu bewahren und zum anderen für den Menschen relevante Forschungsergebnisse zu liefern ...« Inzwischen bietet aber auch das Internet einiges an Horror und Kritik. Peter Carstens etwa behauptet in *GEO* vom 8. Oktober 2020, in Deutschland seien 2018 fast drei Millionen Tiere in Experimenten »verbraucht« worden. Es treffe vor allem Mäuse, Ratten und Fische, aber man schrecke auch nicht vor Affen oder Schafen zurück. »Fast 125.000 von ihnen waren dem höchsten Grad an Schmerzen, Leiden und Schäden ausgesetzt. Tendenz: steigend.«

Bestandteil des grausamen Vorgehens in dieser Forschungsbranche ist es anscheinend, Tieren Krankheiten oder Verletzungen beizubringen, um sie dann wieder davon heilen zu können. Das tut man »natürlich« nur, um Aufschlüsse für die Behandlung kranker oder verletzter Menschen zu gewinnen. Manche KritikerInnen bestreiten allerdings den Wert dieser Aufschlüsse. Menschen reagierten anders auf Schäden als Tiere, und dabei reagiere auch jeder einzelne Mensch anders. Es komme auf seine körperliche Verfassung, seine sozialen Umstände, vielleicht sogar auf seine Seele an. In der schrecklichen und stets gleichförmigen Laborsituation von Versuchstieren stecke er jedenfalls selten. Nebenbei behaupten die KritikerInnen, »tierversuchsfreie« Forschung, die es durchaus schon gebe, sei beträchtlich weniger kostspielig als die beklagte Horror-Forschung. Die scheint allein in Deutschland eher 30 als drei Millionen jährlich (in Euro) zu verschlingen.

Bei meinem Besuch wand sich Gisela wie ein Regenwurm in einem mit Schmieröl bestrichenen Kuchenteller. Sie habe ja anfänglich versucht, Elke den Wechsel auszureden. Dann habe Elke sie aber mit Argumenten bombardiert, die gar nicht so einfach von der Hand zu weisen seien. Ja, warf ich ein, die kenne ich. Sobald es und sooft es um Verteidigung skandalöser Einrichtungen und Maßnahmen geht, zieht die Rechtfertigungsmaschine stets dieselben wenigen Trümpfe hervor: Wir handeln nur auf Befehl von oben / Wir unterliegen unbeeinflussbaren Sachzwängen / Wir sind lediglich Diener des allgemeinen Wohls der Menschheit – und nicht etwa des Medizinisch-Militärischen Komplexes. Diese Karten stechen fast immer. Sie teilen den angeblich tierlieben Mediziner in eine hartherzige Hälfte fürs Labor und eine rührselige Hälfte für Dackel Waldi im häuslichen Körbchen.

»Aber was sollte ich denn machen?« jammerte Gisela. »Wenn sie meine Bedenken nicht teilt? Ich kann ihr schließlich keine Vorschriften machen!«

»Richtig. Du hättest jedoch mit ihr brechen können, liebe Gisela.«

Sie war entsetzt. »Was denn – ich soll mit ihr brechen? Mit meiner eigenen Tochter? Ist das dein Ernst?«

Das bestätigte ich. Bei der Beurteilung eines verwerflichen Tuns dürfe der Verwandtschaftsgrad keine Rolle spielen. Tue er es doch, hätten sich sachfremde Motive ins Urteil gemischt, und das sei immer schlecht.

Dieser Auffassung konnte Gisela nicht folgen. Die Stimmung in ihrer Küche sank so rasch, daß ich es für geraten hielt, meinen Besuch abzukürzen. Wir sahen uns nie wieder. Jetzt ist sie so zerschlagen und tot wie das mit Elektroden gespickte Frettchen im Universitätslabor.

Titel (Orden)

Hat man Sie elterlicherseits, statt zum *Mustafa* (»der Auserwählte«), nur zum kitzelnden Fritz oder Hanns gemacht, könnten Sie versuchen, früher oder später wenigstens zum *Präsidenten der Reichsschrifttumskammer* ernannt zu werden. Das gelang dem sächsischen Lehrersohn und Dramatiker Hanns Johst 1935. Erst dadurch war Johst, obwohl er mit Johanna Feder eine gut betuchte Dame geheiratet hatte, in die **Titelite** vorgedrungen, wie ich einmal kalauern möchte. Gemeint ist der bürgerliche Geistesadel. Während es Raubritter durch besonders umfangreiche Beuten (aus heidnischer Hand) zu Feldmarschällen, Bischöfen oder gar Kurfürsten bringen konnten, streben viele GeistesarbeiterInnen einen Dokortitel, einen sogenannten Lehrstuhl oder eben einen Präsidentensessel an, der sie erheblich erhöht. Es ficht sie nicht an, wenn sie gelegentlich bei Montaigne lesen, wo auch immer, sie säßen auf ihrem Arsch.

Bei »Johst« denkt man unwillkürlich an den Tierarzt Edzard Gerriets aus Schortens in Friesland. Ein Reporter hatte den damals 77jährigen 1997 im Zusammenhang mit der umstrittenen Ausstellung von Wehrmachtsfotos aufgesucht, weil Gerriets auf einem davon als 20jähriger Zaungast einer Erschießung serbischer Geiseln durch Wehrmachtskameraden beiwohnt. Der im Landkreis angesehene Tierarzt bestätigte sogar die Echtheit des Fotos. Die *Süddeutsche Zeitung* nannte er ein neomarxistisches Hetzblatt – schön wär‘ gewesen! Ansonsten fühlte er sich in seiner Ehre besudelt und betonte, das »Dritte Reich« habe auch seine guten Seiten gehabt. Unterschlug der Besucher einmal seinen Titel, herrschte Gerriets ihn an: »Sie Flegel – Doktor Gerriets bitteschön, Doktor!«

Einen früheren Vorgesetzten dieses geltungssüchtigen Heilkundigen führt sogar Arthur Koestler in seinen fesselnden Erinnerungen (*Als Zeuge der Zeit*) brav mit Titel an: Dr. Joseph Goebbels. Vor akademischen Würden versagte Koestlers Witz; im ganzen Buch unterschlägt er nicht einen Titel. Als Zahnarzt hätte ich einmal nach seinem Minderwertigkeitskomplex gebohrt. Nebenbei verdanken wir das ungewöhnlich strenge deutsche Titelrecht just den Nazis. Seitdem wird das unbefugte Führen eines Titels mit bis zu einem Jahr Gefängnis bestraft. Solche Anmaßung bringt Recht und Ordnung mehr ins Wanken als ein Jahr Kriegführen in Afghanistan, wie Karl-Theodor zu Guttenberg kürzlich erfahren mußte. Nach Vorwürfen, seine (juristische) Doktorarbeit gefälscht zu haben, dankte er 2011 als »Bundesverteidigungsminister« ab. Seinen Doktorgrad (Uni Bayreuth) verlor er ebenfalls.

Vera Sprosse, gelernte Raumausstatterin, hatte einmal einen Chef mit erlauchtem Kundenkreis. Hatte sie beispielsweise Fragen zum Biedermeiersofa des Herrn Soundso, das sie neu beziehen sollte, korrigierte sie der Chef auch in leergefegter Werkstatt unweigerlich: »Sie meinen das Biedermeiersofa von Herrn Professor Soundso!« Allerdings fährt bekanntlich auch jeder Aufruf unserer revolutionären Linken Legionen von Doktor- oder Professorentiteln auf. Bei Podiumsdiskussionen stehen diese in guter Kamerahöhe auf Schildern, die an gewisse Bretter vor Köpfen erinnern. So halten diese KämpferInnen für mehr Gleichheit beim Einschüchtern und Ausstechen mit, während ihre Schwerter als Pflugscharen dienen.*

Als man Vera Sprosse einmal »blanken Neid des Titellosen!« unterstellte, behauptete sie, ihr wäre ein Doktor- oder Professorentitel eher peinlich. Auf keinen Fall würde sie ihn auf ihren Briefbögen, Visitenkarten, Buchklappen hervorkehren. Denn für sie heiße so etwas nur: die oder der hat es nötig. Betrüberlicherweise hat sich selbst ein so bescheiden wirkender Schriftstellerkollege wie Walter Kappacher kürzlich (Dezember 2008) von der Universität Salzburg einen Ehrendoktorhut verpassen lassen. Aber womöglich ziehen nur solche Bekränzungen die prominenten Literaturpreise nach sich. Im Mai 2009 empfing Kappacher den *Georg-Büchner-Preis*. Sich zu fragen, warum ein unpolitischer Elfenbeintürmer wie Kappacher ausgerechnet einen nach einem Revolutionär getauften Preis erhält, führt nicht weiter – höchstens zurück, denn es ist nicht die erste Verwechslung, die der sogenannten *Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung* in Darmstadt unterlaufen ist. Sie hat derzeit knapp 180 Mitglieder, darunter just Kappacher (seit 2004). Dessen Landsmann Thomas Bernhard stieg 1979 aus, weil ihm diese Akademie gar zu sehr nach einer Anstalt für »Eigenbeweihräucherung« stank, wie er damals öffentlich erklärt haben soll.**

Ich will noch kurz erläutern, warum mir die Titelei gegen den Strich geht. Zunächst maßt sie sich an, die sogenannte geistige Leistung über alle anderen Leistungen zu stellen (die wahrscheinlich kopflos vollbracht werden). Wer aber wollte im Ernst behaupten, eine Glosse oder einen Roman zu schreiben sei schwieriger, als einen Kindergarten hochzumauern oder dessen Dachstuhl zu zimmern? Oder wichtiger? Glossen und Romane haben wir doch eigentlich schon eher zuviele, während wir durchaus noch ein paar Kindergärten gebrauchen könnten. Sollten Titel aber unverzichtbar sein, wäre zu erwägen, solche Leute mit ihnen zu bedenken, die sich darauf verstehen, Fußgängerzonen und Gewerbegebiete unsichtbar zu machen, das nächste Oder- oder Elbehochwasser in die Wolkenkratzer unserer Banken und Versicherungen zu leiten oder Hundekothaufen in Fangeisen zu verwandeln, die nur auf die Schweißfüße von Hundehaltern ansprechen.

Sodann ist es noch immer eine verbreitete, wenn auch überwiegend verhüllte Empfindung, einen Diplom-Ingenieur, einen Doktor Soundso oder sonst einen *Akademiker* für einen besseren Menschen zu halten als den Menschen ohne Titel. Durch den Titel wächst der Betreffende im Charakter; er schießt zur bedeutenden Persönlichkeit, zum Vorbild also auf. Das ist natürlich lachhaft. Dadurch werden bestimmte, begrenzte, oft durchaus fragwürdige »Leistungen« mit der ganzen Person verquickt, was immer falsch ist. Jeder einigermaßen beschlagene Schriftsteller, der sich nichts vormacht, weiß von seinen Texten, daß sie stets »besser« sind als jener leibhaftige Zeitgenosse, der sie ersonnen hat. Deshalb schreibt er sie übrigens. Im besten Fall gleichen sie das Erschrecken über die eigene Unzulänglichkeit aus, aber sie beseitigen sie nie.

∞ Verfaßt 2009

* Nachtrag Herbst 2025. In dem Rummel um die Bonner Politikwissenschaftlerin und Publizistin Ulrike Guérot, die sich jetzt auch vor Gericht gegen ihre Kündigung wehrt, fällt mir die Presseerklärung ihres Verlages auf, angeblich ein linkes Unternehmen:

<https://westendverlag.de/comment/detail/019a7cc29f2c73589108fcadf8903909>, 13. November 2025. Das Dokument wimmelt von *Frau Prof. Dr. Ulrike Guérot*.

** »Unheil und Brei. Einer Akademie zum 60.«, *Junge Welt* 29. August 2009, zitiert bei *Schrift & Rede* 2009: <https://www.sprachforschung.org/index.php?show=news&id=634>

Siehe auch → Anarchismus, Tauberbischofsheim (akad. Grade) → Briefe, Wenn die Post (Prof.Dr.) → Recht, Spitzfindigkeiten (Tucholsky)

Tod

Leichttourismus bedeutet nicht, beispielsweise den winzigen verwunschenen Waldfriedhof über Schnepfenthal zu besuchen. Ob Sophie Salzmänn – an den Eich-Vers *Was wären wir ohne den Trost der Bäume!* gelehnt – Trost von ihrer Buche erfährt, werden wir ohnehin nicht erfahren. Der schlanke Baum, um 15 Meter hoch, erwuchs genau dem Kopfteil ihres Grabes.

Im übrigen wird der ansehnliche aber verblichene Lehrkörper der berühmten Salzmannschule bei Waltershausen von trutzigen Eichen und Linden beschattet. Mit Förderung des Herzogs Ernst II. 1784 gegründet, genehmigte dieser der Schule später auch den eigenen Friedhof. Der Landrat in Gotha täte dies gegenwärtig nicht. Doch wie lange noch haben deutsche Friedhöfe, derzeit rund 32.000, Staat oder Kirche zu gehören? Für

Urnenbeisetzungen auf privatem Gelände lassen sich hier und dort schon Ausnahmegenehmigungen erwirken. Der gesetzliche »Friedhofszwang« war Hygiene und Gesundheitsvorsorge geschuldet, so dem Trinkwasserschutz. Dürfte ein jeder nach Belieben oder Platzvorteil »wild« bestatten, glühe Deutschland binnen weniger Jahre den verpesteten Vorstädten, die es lieber in Djakarta oder Kalkutta weiß. Der Erwanderer des Thüringer Waldes würde dann nicht nur über Fernsehgeräte, Autowracks und Müllsäcke mit nicht mehr ganz frischen Windeln stolpern.

Aber genau so wird es eintreffen, wenn dem um sich greifenden Privatisierungswahn keine Kollision der Milchstraße mit dem Andromedanebel zuvorkommt. Unsere BestatterInnen hauen sich bereits mit Dumpingpreisen. Um wenigstens ab und zu eine »Polizeileiche« zu ergattern, heißt es künftig Staatsbedienstete schmieren. Gemeint sind nicht etwa gefallene Kräfte, vielmehr paß- oder heimatlose tote Kunden der Polizei, die ins Kühlhaus müssen.

Ikea brütet neuerdings über der Idee, verstorbene Kunden gleich in Folie einzuschweißen und in die Tiefgarage rutschen zu lassen. Kostendämpfend wirkt dann vor allem der sogenannte Leichentourismus, bei dem des Bestatters Sattelschlepper preisgünstige Privatkrematorien auf dem Balkan anläuft. Wenn Kasseler SepulkralkulturwächterInnen in unfreiwilliger Komik beklagen, solche »unnützen« Rüttelfahrten widersprechen dem Grundsatz der Totenruhe, übersehen sie, wie quicklebendig dadurch das Kapital wird.

∞ Verfaßt um 2010

Aufgrund eines überzeugenden Sanierungskonzeptes konnte der Buchhändler vor einigen Jahren den denkmalgeschützten **Töpfersturm**, der vom Friedhof her die Waltershäuser Altstadt überragt, vergleichsweise billig erwerben. Ein über 500 Jahre alter doppelgeschossiger Ring aus Sand- und Kalksteinen (Innendurchmesser sieben Meter) trägt ein spitzbedachtes Achteck aus Fachwerk, das nochmals zwei Geschosse bietet. Auf einem hübschen Ölgemälde des jungen Friedrich Holbein von 1884 ist die Wetterseite mit roten Biberschwänzen verkleidet; heute sind es ringsum graue Schieferschindeln. Wasseranschluß und Kamin waren vorhanden, denn der Töpfersturm wird seit Jahrzehnten zum Wohnen benutzt. Nachdem er noch ein Mehrfaches des Kaufpreises und viel Arbeit in den Innenausbau steckte, wohnt der Buchhändler – ein gelernter Schlosser – nun selber mietfrei dort.

Als erwerbsloser Hüttenbewohner kann ich ihn nur beneiden. An solchem Gemäuer würden sich die Gothaer Fallbeilmanager der dortigen »Arbeitsagentur« die Birnen

einrennen oder zumindest anbrennen, ließe ich doch sofort eine Pechnase über der Vortreppe ein. Nach Südwesten genösse ich den Ausblick zum Schloß. Da es angestrahlt wird, könnte ich es die ganze Nacht hindurch kostenlos betrachten. Den Strom zahlt ja »die Stadt« – eine der tröstlichen kostenlosen Abstraktionen. Ins kupferfarbene Licht getaucht, wirkt das Schloß seltsam unbegreiflich: mal auf die Altstadt drückend, dann wieder unnahbar, wie entrückt. Als Buchhändler würde ich meiner Kundschaft weismachen, Kafkas Roman *Das Schloß* sei in der Waltershäuser Töpfersturmschreiberstube entstanden. Daher die Unzugänglichkeit, ja Ungenießbarkeit sowohl der darin geschilderten Residenz wie des ganzen Textes.

Gen Osten böte mir die Turmuhr der Stadtkirche kostenlos die Zeit. Schläge sie jäh die letzte Stunde, wäre es kein Grund zur Panik. Die Flügeltür der Friedhofskapelle, wo sich öfter silbern lackierte Kastenlimousinen beim Be- und Entladen beobachten lassen, liegt keine 20 Meter entfernt auf der anderen Straßenseite. Rechtzeitig ein Drahtseil gespannt, könnte ich von meiner Dachluke aus an einer Laufkatze in einer Kiste schaukelnd friedlicheren Zeiten entgegengleiten, ohne meine bestattungspflichtigen Anverwandten mit Taxe zu belasten.

∞ Verfaßt um 2010

Der zarte Mensch sollte **Friedhöfe** meiden. Die gellenden, sich beißenden Meuten einschlägiger Schnitt-, Topf- und Rabattenblumen brächten ihn sicherlich um. Keine paßt zur anderen. Dafür stecken die Leidensmienen bei jedem Begräbnis in dem gleichen öden schwarzen Tuch. Umgekehrt fände ich es besser.

Zwar liegt auch meine Großmutter Helene auf einem solchen Schreckensort. Sie hatte viel zu leiden, ehe sie aufgrund einer Krebserkrankung ihrem im Krieg gefallenen Ältesten unter die Erde folgte. Trotzdem weigere ich mich, besonders um sie zu trauern. Neulich bat mich Kommunardin M. bedrückt um Nachsicht, weil sie soeben erfahren habe, ihre Freundin E. liege für immer gelähmt im Krankenhaus. Jemand hatte E. ein Messer in den Rücken gestochen. Nach dieser Eröffnung wurde M. von Weinkrämpfen erschüttert. Ich hütete mich, sie darauf hinzuweisen, solche erschütternden Fälle stünden Tag für Tag in der Zeitung. Nur gehen sie uns dann nichts an.

Dagegen pochen Humanisten wie Alain oder auch dessen Sprach- und Zeitgenosse Victor Serge als Anarchist darauf, der Mensch werde in erster Linie durch die Menschheit ausgemacht, nicht durch Familie, Sippe oder linke Landkommune. Von daher wäre Gerechtigkeit, entweder um alle oder um keinen zu trauern. Zwar läßt sich nicht

bestreiten, daß solche männlichen Ideen wie Staat, Gesetz und leider auch Gerechtigkeit mit einer gewissen Hartherzigkeit einhergehen, doch das Allgemeingültige ist nun einmal hart. Eben das hat es mit dem Tod gemein.

Die Vielfalt der Namen und der Daten allein auf den Grabsteinen des Bettenhäuser Friedhofs ist schon ungeheuerlich. In der Tat, sie ist zu viel. Aber sie gibt mir immerhin die Idee ein, in dem schlichten Gedenkstein meines eigenen Grabes an Stelle der Namenstafel ein Viereck oder Loch aussparen zu lassen. Der Blick ins Nichts. Oder, falls man Pech hat, auf gelblila gestreifte Petunien.

∞ Verfaßt um 2010

Brockhaus hat zwei Zeilen für die *Überlebensrente* übrig. Das grundsätzliche, ziemlich breitgefächerte Problem des **Überlebens** ist ihm entgangen. Mir drängt es sich gerade auf, weil selbst Walterhausen eine größere Brücke vorzuweisen hat. Auf ihr quert die Regionalbahn eine Ausfallstraße. Sie steht noch. Ich hätte natürlich auch mit der Regionalbahn nach Fröttstädt und dann Dresden reisen können, das ich schon immer einmal kennenlernen wollte. Dort fiel dieser Woche, um drei Uhr früh des 11. Septembers (!), ein Teil der Carolabrücke in die Elbe. 18 Minuten vorher hatte es noch eine Straßenbahn über die Brücke gebracht.* Die günstige Nachtzeit der mutmaßlichen »Materialermüdung«, von der keiner eine Ahnung gehabt haben will, ist reiner, glücklicher Zufall. Es gab weder Tote noch auch nur Verletzte. Jetzt knobelt bereits ein Rudel von Experten an der Aufgabe, das Brückenmaterial schon bei der Errichtung einer Brücke so zu programmieren, daß es eben immer nur nachts müde wird.

Gibt es *doch* Unfallopfer, kämpfen empfindliche Gemüter gern mit der Gefahr sich zu schämen, weil *sie* aus schwer begreiflichen Gründen unbeschadet davon gekommen sind. Kürzlich zum Beispiel entschied ich mich dagegen, den Unfalltod einer jungen Alpenbewohnerin zu behandeln. In Begleitung einer guten Freundin hatte sie vor einigen Jahren den Hausberg ihres Heimatstädtchens bestiegen, der keineswegs hoch und ihr zudem vertraut war. Sie rutschte jedoch unvermutet vom Pfad ab und stürzte dadurch in den Tod. Die Freundin konnte ihr nicht mehr helfen. Man fragt sich freilich rasch, wer vielleicht der Freundin geholfen habe. Jeder Mensch ohne dickes Fell hätte sich ja sicherlich an deren Stelle bohrende Fragen gestellt, ja er hätte sich womöglich krankgegrämt und am Ende auch noch umgebracht. Warum gerade sie und nicht ich? Habe ich unter Umständen etwas versäumt oder falsch gemacht? Habe *ich* sie auf dem

Gewissen, weil ich das und das vorschlug, die und die Anspielung machte oder weiß der Teufel was? Hier lauern unzählige Stolpersteine.

Ich kenne weitere vergleichbare Fälle. Freilich kenne ich sie alle nur aus zweiter Hand, kann mich also kaum in das jeweilige mutmaßliche Opfer der Gewissensnot hineindenken. Die meisten Quellen umgehen das Problem sowieso. Dummerweise kann ich aber jene Überlebende aus den Alpen schlecht auf eigene Faust befragen, weil ich durch mein Stochern womöglich zusätzlichen Gram aufrühren würde. Schon die Frage, ob sie sich vielleicht um seelenärztliche Beratung bemüht hätte, könnte sie in den falschen Hals bekommen. Ich selber hätte mir wahrscheinlich eine gesucht. Nur: was soll der Berater schon sagen? »Das hätte jedem passieren können / Gottes Wege sind unerforschlich / Die Mißstimmung zwischen Ihnen und der Verunglückten bilden Sie sich doch nur ein / Und wenn schon, dann bitten Sie sie eben um Verzeihung, das gewährt sie Ihnen bestimmt ...«

Zu allem Unglück stammte die Verunglückte auch noch aus literarischem Hause und galt selber als künstlerische Begabung, die zu einigen Hoffnungen berechtigte. Ähnliches liest man im Hinblick auf die Freundin *nicht*. Ach, was sage ich: von der Freundin liest man *überhaupt* nichts, es ist ein Skandal. Wäre *sie* abgestürzt, hätte ihr vermutlich zumindest ein Heimatblättchen ein paar Zeilen und ein Foto gewidmet. Das »tragische Schicksal« der tatsächlich Verunglückten ging dagegen durch unsere bekannten sogenannten Leidmedien. Allerdings sollte man die Freundin vielleicht nicht völlig beleglos bedauern. In nicht einer Quelle ist von Augen- oder Ohrenzeugen des angeblichen Unfalls die Rede. Da dürften zumindest ein paar KriminalschriftstellerInnen die Brauen heben.

Grundsätzlich ist es natürlich immer wieder haarsträubend, wie wahllos und insofern unerklärlich der Unglückshammer zuschlägt. Hätte ich palästinensische Eltern gehabt, läge ich jetzt vielleicht angeschossen im Krankenhaus von Rafah und sähe die Betondecke des nächsten Stockwerkes auf mein Bett zukommen: christliche Bombardierung. Aber der Gazastreifen ist vergleichsweise weit weg. Das Problem des Überlebens setzt uns in der Regel umso mehr zu, je näher uns die Unglücksopfer stehen. Viele horchen überhaupt erst auf, wenn »mein eigenes Kind!« unter die Räder eines röhrenden *VW-Touaregs* kommt. Als Anarchist bin ich selbstverständlich dagegen, daß man Trauer gradweise je nach Verwandtschaft oder Vaterland verliert, jedenfalls theoretisch. Aber wer wollte das praktisch aushalten, täglich um die halbe Welt zu trauern?

Petra Kelly tat es, und Victor Serge hätte ihr darin wahrscheinlich zugestimmt. Der russisch-französische Revolutionär und Schriftsteller bringt gleich auf den ersten Seiten seiner 1951 veröffentlichten Erinnerungen eine Bemerkung, die ich mir schon vor Jahren

dick angestrichen habe. Ich erlaube mir, aus der deutschen Übersetzung von 1991, Seite 11/12, den ganzen betreffenden Absatz anzuführen, ist das Buch doch viel zu wenig verbreitet. Serge spricht gerade von seiner Knabenzeit in Brüssel:

>Daß Kummer vorübergehen kann und daß man danach weiterlebt, wunderte mich sehr. Überleben ist das Verwirrendste von allem, das glaube ich auch aus vielen anderen Gründen. Wozu überleben, wenn nicht um jener willen, die nicht überleben? Dieser unklare Gedanke rechtfertigte für mich das Glück, das ich hatte, und meine Ausdauer, indem er ihnen einen Sinn gab; und aus vielen anderen Gründen fühle ich mich noch heute mit vielen Menschen verbunden und durch sie gerechtfertigt, die ich überlebt habe. Die Toten sind für mich den Lebenden sehr nahe. Ich sehe nicht recht die Grenze, die sie voneinander trennt. Später, viel später mußte ich wieder daran denken, in den Gefängnissen, während der Kriege, als ich von den Schatten der Erschossenen umgeben lebte, ohne daß sich in mir im Grunde die dunklen inneren Ungewißheiten des Kindes, die kaum deutlich auszudrücken waren, merklich geändert hätten.<

∞ Verfaßt 2024

* <https://www.nachdenkseiten.de/?p=121192>, 12. September 2024

Siehe auch → Alter → Behälter, Zioncheck (Ungewißheit) → DDR, Tuchscheerer (Vergänglichkeit) → Gesundheit, Toshke (Todesursachen) → Größe, Proksch (Stehsarg) → Religion, Riesen (Bestattung) → Selbstmord → Blog R.: *Düster*, Freundschaftsdienst + Müllerkoog, Kap. 2 (T. als Erpressung)

Der Schriftsteller **Ernst Toller**, am 1. Dezember 1893 als Sohn jüdischer preußisch-polnischer Kaufmannsleute geboren und nach Ernüchterung im Ersten Weltkrieg zunächst auf führenden Posten der linksradikalen »Münchener Räterepublik« aktiv, wurde nicht eben alt. Er erhängte sich im Mai 1939 unmittelbar nach Francos Madrider Siegesfeier in seinem Hotelzimmer in New York City. Er war 45. Er hatte von seinem Exil aus (seit 1933 in der Schweiz, um 1937 Nordamerika) unermüdlich für antifaschistische Projekte gewirkt, voran zur Unterstützung des republikanischen Spanien. Toller habe sich »in völliger Verzweiflung über die Trägheit der demokratischen Welt und die Brutalität der faschistischen Führer« umgebracht, schreibt Berufs- und Gesinnungsgenosse Gustav Regler später in seinen Erinnerungen.* Aber das dürfte wieder einmal nur ein Viertel der Wahrheit gewesen sein. So war es Toller trotz seines Namens mißlungen, in England als Dramatiker, in Hollywood als Drehbuchautor Fuß zu fassen. Ferner hatte ihn (1938)

gerade seine erheblich jüngere Ehefrau verlassen, die Schauspielerin Christiane Grautoff, die ihm durch einige Jahre hinweg eine große Stütze gewesen war. Nun war ihr die Bürde »Toller« wohl zu schwer geworden; man kann es ihr schlecht verdenken. Toller kam nämlich kaum mehr aus seinen zunehmend von Schlaflosigkeit begleiteten »Depressionen« heraus. Laut Wolfgang Frühwald hatte er sich schon um 1935 in London in psychoanalytische Behandlung begeben, bis ihn diese »Krankheit« wenige Jahre später »überwältigt« habe. So dürfte der Madrider Fanfarenstoß Tollers ganzes Elend und seinen Griff zum noch zu musternden Strick »lediglich« beschleunigt haben.

Obwohl laut polizeilichem Steckbrief von 1919 eher schwächling und keine 1,70 groß, war Toller sicherlich ein anziehender Mann. Der Verleger Fritz H. Landshoff**, mit dem Toller auch befreundet war und streckenweise (in Berlin und Amsterdam) eine Wohnung teilte, bescheinigt ihm einerseits große Güte, Hilfsbereitschaft und neben einem »oft kindlichen Sinn für Humor« eine »leidenschaftliche Hoffnung auf eine bessere Welt«. Andererseits sei freilich auch Tollers Eitelkeit nicht zu übersehen gewesen, »deren er sich so durchaus bewußt war, daß sie beinahe rührend wirkte – seine gelegentliche Freude an der nie versagenden Wirkung seines besonders, nicht nur auf Frauen wirkenden Charmes, der zeitweise die Zweifel, die er an sich selbst hatte, beschwichtigen konnte –, und seine heimliche Liebe zum Luxus, deren er sich ein wenig schämte, weil er sie nie vor seinem Gewissen rechtfertigen konnte.«

Man will es kaum glauben, daß dieser Mann dereinst, bis 1924, geschlagene fünf Jahre in bayerischen Gefängnissen gesessen hatte, und das zu einem guten Teil auch noch freiwillig – falls er als Autobiograph nicht ein wenig schöngefärbt hat. Die fünfjährige Haftstrafe hätte sich sogar sehr leicht durch ein Todesurteil erübrigen können. Sie war eine Folge von Tollers »Rädelsführerschaften« in jener kurzlebigen Münchener Räterepublik, die er später klipp und klar als »Fehler« bezeichnete. In dieser Haftzeit erschrüb er sich seinen Ruhm als bekanntester, noch vor Kollegen wie Brecht, Kaiser, Sternheim gefeierter Dramatiker der Weimarer Republik. Jeder wird den einen oder anderen Titel schon einmal gehört haben, *Masse – Mensch* etwa, ein Stück, mit dem Toller seine Zelle hätte aufwischen können, so sehr trieft es von Pathos, oder *Hoppla, wir leben!* von 1927. Diese damals viel Aufsehen erregende Revue um eine gescheiterte Revolution und die Charakterruinen, die sofort von den Barrikaden auf die siegreiche Seite wechseln, ist ungleich genießbarer, weil sie sich aller Durchhalteparolen und eines »Happy Ends« enthält. Karl Thomas, der aus einer Irrenanstalt entlassene Ex-Revolutionär, läßt als Hilfskellner des Grand Hotels in letzter Sekunde seinen Plan fallen, den Arbeiterverräter und Minister Wilhelm Kilman zu erschießen – stattdessen geht aber das Licht aus und der

Schuß wird trotzdem abgegeben, nur von einem anderen, vaterländisch gestimmten Attentäter. Nun wird der Mord prompt Thomas angehängt, zumal er seine Absicht dazu beim Verhör nicht verhehlt. Selbst seine Ex-Genossen schenken seinen Beteuerungen, ein anderer habe geschossen, keinen Glauben. Im Gefängnis macht dann zwar noch die Nachricht die Runde, der wahre Täter sei gefaßt worden, Thomas somit unschuldig, aber da ist es zu spät, weil sich dieser in seiner Verstörtheit und Verzweiflung in seiner Zelle erhängt hat. Damit hätte mancher helllichtige Mensch erahnen können, wie es 12 Jahre später dem Dramatiker selber ergehen würde.

1933, schon auf dem Sprung ins US-Exil, legte Toller mit Hilfe seines Freundes Landshoff seine unbedingt empfehlenswerten Jugenderinnerungen vor.*** Darin behauptet er, in seiner Häftlingszeit habe er eine vielversprechende Fluchtmöglichkeit im Verein mit einem Freund und vermittels eines Zahnarztbesuches nach langen quälenden Abwägungen ausgeschlagen, weil er die Arbeit an seinem Drama *Hinkemann* nicht unterbrechen wollte. Der Freund nimmt die Möglichkeit wahr und entkommt. Darauf habe das Justizministerium Reisen zum Zahnarzt umgehend verboten. In diesem Zusammenhang äußert sich Toller auch zu der Begnadigung, die man ihm 1919 bereits nach sechs Monaten Haft angeboten hatte. »In Berlin wurde mein Drama *Die Wandlung* gespielt, mehr als hundertmal, der bayerische Justizminister wollte eine Geste der Großmut zeigen und mich freilassen. Ich verzichtete auf den Gnadenakt, ihn annehmen, hieß die Heuchelei der Regierung unterstützen, es widerstrebte mir hinauszugehen, während die Arbeiter weiter gefangen bleiben sollten.«

Vor dieser Weigerung muß man sicherlich den Hut ziehen, wenn auch der Vorfall mit dem Zahnarzt zeigt, daß sie wahrscheinlich kein Akt reiner Selbstlosigkeit war. Schließlich kam Toller jetzt zum nahezu ungestörten Schreiben. Und zudem hatte er vermutlich auch seinen Genuß an dem Ruf als unbeugsamer Freiheitskämpfer. Das sollte ihn freilich noch in die Zwickmühle führen, wie Landshoff erkannte. »Der Gefangene hielt ganz Deutschland in Atem – der Freigelassene war seiner Märtyrerkrone beraubt und einer strengen Kritik unterworfen.« Aus diesen Schattierungen machte Toller aber keinen Hehl. Nach meinem Eindruck war er ein ungewöhnlich ehrlicher und selbstkritischer Revolutionär und Schriftsteller, wie gerade auch sein gut geschriebenes Erinnerungsbuch bezeugt. Darin stellt er sogar einmal ausdrücklich heraus, wie oft die Motive eines Aufbegehrenden heillos vermischt und letztlich undurchschaubar seien, auch für diesen selbst. Eben deshalb, sage ich nur nebenbei, sind sie auch oft die Quellen des Umfallens oder Verrates. Beim Rebellen spielten »Gefühle, Begierden, Erinnerung, ja vielleicht die Sonne, der Sturm, eine Speise, ein Getränk, die Ahnen« mit, erläutert Toller. Dem Knaben

Ernst im posener Landstädtchen Samotschin legt er in den Mund: »Alle Erwachsenen sind schlecht, alle. Sie sind stärker als wir, aber man kann sie überlisten, wenn man schlau ist. Unsere Räuberbande ist schlau. Ich bin der Hauptmann.«

In der Münchener Räterevolte hat dann die Schlauheit versagt. Tollers Gegenspieler Genosse Eugen Leviné, gleichsam über Nacht aus Berlin angereist, führt bereits den kommunistischen Zickzackkurs vor, den die *KPD* während der gesamten Weimarer Republik an den Tag legen wird. Nicht der hehre Zweck bestimmt die Mittel, sondern das kaltblütige Pokern um die Macht. Gleichwohl beklagt Häftling Toller, in Freiheit noch Vorsitzender der Münchener *USPD*, die Hinrichtung Levinés, die er einen Justizmord nennt, ganz unmißverständlich. Die Grausamkeiten und Demütigungen seitens der siegreichen Gegenrevolution, die Toller ausbreitet, sind kaum zu fassen. Aber gegen Ende seines Buches kommt er auch noch einmal auf die Zwiespältigkeit der Haft zurück. Kurz vor der Entlassung stehend, habe ihn jäh die Angst vor der neuerlichen Freiheit angefallen. Er sei sogar nahe daran gewesen, sich umzubringen. Trotz vieler Schikanen, die er erdulden mußte, habe ihn das Gefängnis doch immerhin versorgt und geschützt. Jetzt drohten ihm neue Kämpfe; auch hätten Tausende Erwartungen an ihn, die er vielleicht nicht erfüllen könne. Diesen Anfall überwand er zunächst.

Was Tollers Exiljahre angeht, spricht Landshoff von einem »manisch-depressiven« Krankheitsbild. Das paßt ja recht gut zu den Schwankungen, die ich bereits gestreift habe. Es paßt auch zu der Sache mit dem Strick. Während die eine Quelle von Tollers Bademantelgürtel, die andere von der Seidenkordel seines Nachthemdes spricht, soll es nach Landshoff ein stinknormaler Strick gewesen sein. Toller habe Christiane ausdrücklich angewiesen, diesen Strick, »den er auf Reisen, besonders in den letzten Jahren, immer bei sich haben wollte«, beim Kofferpacken nie zu vergessen, teilt der Freund mit. Vielleicht wird die Frage des Selbstmordgerätes stets ungeklärt bleiben. Nur eins steht fest: Toller packte seinen Koffer offensichtlich nie eigenhändig. Dafür war er vielleicht schon zu zerrüttet.

∞ Verfaßt 2023

* *Das Ohr des Malchus*, Köln 1958, S. 509

** *Amsterdam, Keizersgracht 333*, Querido Verlag, Berlin 1991, S. 112–18 + 121

*** *Eine Jugend in Deutschland*, Amsterdam 1933, hier Stuttgart (Reclam) 2011, zur Haft bes. S. 220/21 + 234, mit umfang- und aufschlußreichem Anhang von Wolfgang Frühwald

Träume

Von Gittermasten und Maiskolben Mein Traumleben scheint, seit Jahrzehnten, recht rege zu sein. Erfreuliches und Bedrückendes hält sich ungefähr die Waage. Liebeswonnen sind nicht selten. Personen aus meiner Vergangenheit treten öfter auf, darunter leider mein letzter Chef, mit dem ich zunehmend Spannungen hatte. Auf solches Wiederaufleben könnte ich natürlich mit Handkuß verzichten – doch was will man machen? Wahrscheinlich wird man sein Gedächtnis, normalweise, frühestens beim Tod los.

Jugendliche Versuche, eigene Träume aufzuzeichnen, gab ich bald auf. Sie vertrugen sich nicht mit meiner rationalen und skeptischen Gesinnung. Erzählten mir Leute, etwa in der Kommune, herzergreifend von diesem oder jenem Traum, fragte ich mich jedesmal, woher sie bloß die Sicherheit nähmen, dies gerade so und nicht anders oder gar soeben geträumt zu haben. Für mich hing das alles völlig in der Luft – sie dagegen meinten mitunter, sie hätten jetzt einen starken Wink empfangen und folglich das Steuerruder ihres Lebens herumzureißen.

Kürzlich, im Mai, beging ich jedoch die Sünde, meinen (angeblich frischen) *Traum vom Gittermasten* aufzuzeichnen. Auf den so betitelten Zettel bin ich gerade gestoßen. Ich zitiere ihn auf die Gefahr hin, als Mächtetern-Phallokrat verhöhnt zu werden. »Ein Bezug auf aktuelle Erlebnisse, Nachrichten, Erwägungen ist nicht ersichtlich. Ich wohne in der Schlucht einer (Berliner?) Seitenstraße, vielleicht im 2. Stock. Es gilt, einen Gittermasten 'zu fällen', der von unserer Hausfassade störend emporragt, wohl schräg aus einem Sims, wie ein Kranausleger. Eine spezielle Pistole bringt ihn zum Absturz. Anscheinend ist er just nur so breit wie die Schlucht. Jetzt *hängt* er schräg in derselben, mit dem Ende am gegenüber liegenden Haussockel verhakt. Dort, am Rinnstein, hat er gerade noch eine schwarze *Mercedes*-Limousine verschont. Dann dämmert mir, welches Schwein ich hatte. Es hätte ja zum Beispiel ein Kind aus jenem Haus treten können. Aber ich muß erst einmal eine Besorgung machen, mit dem Fahrrad. Zurückgekehrt, lehne ich das Rad an mein Haus und denke, jetzt solltest du vielleicht mal aufräumen helfen. Der *Mercedes* wird gerade unter dem schräg schwebenden Gittermasten hervorgeschoben – gefahren nicht. Die Schiebenden fragen den Eigentümer, ob er jetzt wissen will, wer das war. Er erwidert, im Augenblick sei es ihm nicht wichtig, der Wagen sei ja noch heil. Mir dämmert meine bodenlose Fahrlässigkeit – aber da erwache ich auch schon, mit Schrecken. Ich erschauere: sollte ich wirklich zu einem derart groben Unfug fähig sein? Geträumt habe ich ihn jedenfalls.«

Nun ja, das wäre wohl noch die Frage ... Zwar beklagte Lewis Mumford in seinem vor über 50 Jahren erschienenen Werk *Mythos der Maschine*, unter anderem, die verbreitete Unterschätzung der »Traumzeit« des Menschen. Das bezog er sowohl auf die Frühgeschichte wie auf die Moderne. Gleichwohl sah er, entgegen neuer Forschungsbemühungen, keine Chance, jemals unmittelbare, gesicherte Informationen über Traumhalte zu erlangen. Könnten sie selbst »von einem Diagramm exakt abgelesen« werden, heißt es auf Seite 440 der einbändigen *Fischer*-Ausgabe von 1977, »müßte der Untersucher sich dennoch auf die Bestätigung des Träumers stützen, ob diese *objektive* Deutung richtig sei, und ohne diese subjektive Verifizierung – die selbst nicht verifizierbar ist! – bleiben seine eigenen Behauptungen zweifelhaft, wenn nicht wertlos.«

Hätte ich doch im Mai im Züricher »Schlaflabor« der beiden Wissenschaftlerinnen Inge Strauch und Barbara Meier gelegen!* Da hätte ich eine Menge Elektroden an meinem schnarchenden Kopf gehabt, die meine Hirnaktionsströme, meine Augenbewegungen und die Muskelspannungen an meinem Kinn gemessen hätten (S. 31). Auf diese Weise wären schöne Meßkurven entstanden, auf die Mumford schon angespielt hat. Sie hätten meine nächtliche Traumaktivität belegt. Nun muß ich den Damen oder ihren Assistenten nur noch erzählen, *was* ich geträumt hätte. Und da zahlreiche andere Laborkaninchen das gleiche tun, läßt sich, über die Jahre, ein ziemlich genaues Bild von Arten und Häufigkeiten verschiedener Träume gewinnen. Nur gesichert ist davon nichts.

Immerhin räumen Strauch/Meier die mehrfache Wackligkeit ihres (vermutlich durchaus honorarträchtigen) Forschungsfeldes ein. Schon auf Seite 15 ihres 2004 überarbeiteten Buches stellen sie fest, weder wüßten wir, wie Träume entstehen, noch, warum wir träumen. Unmittelbare Beobachtung fällt leider aus (27). Der einzige Schlüssel zum Tor der seltsamen, »chaotischen« Traumwelt sei die Traumerinnerung – die jedoch sei stets subjektiv gefärbt, sicherlich oft auswählend (79), im ganzen unberechenbar und flüchtig (246). Ziemlich gewiß scheint lediglich zu sein, daß nur das in einen Traum eingehen kann, was im Gedächtnis eines Träumers »in irgendeiner Form gespeichert« ist (153).

Damit sind wir wieder beim Gedächtnis. Das aber stellt nach meinen Kenntnissen bis zur Stunde ein nahezu unangenagtes Rätsel dar. Wie beim Träumen sind auch beim Sicherinnern oder beim Vergessen zahlreiche Nervenzellen, Synapsen und sogar Gehirnregionen beteiligt – nur weiß keiner, welcher Fahrplan dieser Vernetztheit zugrunde liegt. Vielleicht sollte man seufzen: Gottseidank! Sonst schritte die IT-, Medien- und Pharma-Branche schon morgen daran, uns mit Träumen zu impfen, die wir leider, wie sie findet, noch *nicht* gespeichert haben ...

Ich will Sie abschließende noch mit dem Traum der Freiluft-Malerin Mary Dryer beglücken. Er kam mir 2018, als ich an meiner Wild-West-Geschichte *Reise nach Fort Lashermink* saß [in meinem Blog inzwischen gekürzt]. Drei Musiker sind in der Prärie mit zwei Planwagen und einem Piano in geheimer Mission (Waffen!) zu einem Waldlager versprengter IndianerInnen unterwegs. Dabei treffen sie Mary an der Staffelei. Sie malt gerade einen von ihr erlegten Greifvogel ab.

>>Zum Leidwesen sämtlicher drei Männer war Mary ungefähr so musikalisch wie ein Truthahngerier. Sie konnte schießen, traf aber kaum einen Ton, wenn man sie einmal zum Singen genötigt hatte. Gleichwohl eröffnete sie ihnen eines morgens beim Frühstück, sie habe von einem Chor geträumt, wenn auch nur kurz. Zum Auftakt habe es geheißen, es sei doch eine günstige Gelegenheit, bei dem und dem Präriefest einen Auftritt des neuen Soundso-Chores einzuflechten, bei dem sie, Mary, anscheinend mitwirkte. Alle ChorsängerInnen waren aufgeregt, weil sie eigentlich noch gar nicht genug geübt hatten. Aber dann habe die Szene bereits gewechselt: es sei plötzlich um ein akrobatisches Wagenrennen gegangen, erzählte Mary. Sie stand mit den anderen Chorleuten oder sonstwelchen MitstreiterInnen auf einem von drei feurigen Rossen gezogenen Streitwagen, der unter den Augen des Publikums (vielleicht gab es Tribünen oder Hügel mit Zuschauern darauf, die wie Mary ein Fernrohr besaßen) auf ein langgestrecktes, schmales, bestenfalls 30 Meter breites Maisfeld zuraste. Aufgabe der Insassen sei es nun gewesen, sich in den Sekunden des Durchbruchs vom Wagen aus nach den Seiten hin in den Mais zu hechten, damit es dann so aussehe, als wären sie vom Erdboden verschluckt worden. Tatsächlich donnerten die Rosse nach dem Durchbruch mit wie leergefegtem Streitwagen in die Prärie, während von den Abgesprungenen nicht ein Hemdzipfel zu erblicken gewesen sei. Wahrscheinlich habe das Publikum »Ah« und »Hurra« geschrien und seine Hüte in die Luft geworfen, aber darüber sei sie sich schon nicht mehr sicher. Das war alles, was sie noch von diesem Traum wußte, behauptete sie jedenfalls.

Steve schrieb den Traum heimlich auf. 15 Jahre später kramte er das entsprechende Heft hervor und trug Marys Traum einem mit ihm befreundeten Psychologen vor, der sich gerade für eine Neuerscheinung aus Wien begeistert hatte, Freuds *Traumdeutung*. Der Experte zeigte sich von Marys Traum kaum weniger angetan. Marys Sehnsucht nach dem Kollektiv springe einen ja aus diesen Bildern geradezu an. Deshalb, ihrer Einsamkeit wegen, sei sie vermutlich auch Hundehalterin gewesen. Sie habe aber wohl selber geahnt, jene Sehnsucht werde, bei ihrer eigensinnigen Störrischkeit, nie zu stillen sein. Deshalb der Absprung. Allerdings – sie sei ja ins Maisfeld gehechtet, ins Verborgene und auf die Erde

zu, ins Mütterlich-Weibliche mithin. Ob die Malerin womöglich starke lesbische Neigungen besessen habe?

Steve kam diese Auslegung eigentlich ähnlich grotesk vor wie der Traum. Trotzdem sah er den Freund verblüfft an, denn dessen abschließende Frage war keineswegs aus der Luft gegriffen. Niemand von den drei Männern hatte Mary damals »bekommen«, wie es ja immer heißt. Vielmehr setzte sie sich nach einem Konzert in Sidney, dem wir uns aus anderen Gründen gleich widmen werden, wieder von ihnen ab, nachdem sie dabei eine dralle, braungelockte Schullehrerin kennengelernt hatte, die in ihrem Alter war. Als die Männer am nächsten Vormittag abzogen, konnten sie Marys Kutsche neben dem Schulhaus parken sehen, in dem die Dralle auch wohnte. Zwar war das Klappverdeck geschlossen, weil es am Vortag geregnet hatte, doch das Pferd war ausgespannt und mümmelte hinter dem Gartenzaun von der Petersilie. Es fehlte bestimmt nicht viel, und Sandy hätte das Kutschenverdeck, vom Sattel des Schecken aus, mit seinem Karabiner durchlöchert. Gleichwohl verzog er keine Miene.<<

∞ Verfaßt 2022

* Strauch/Meier, *Den Träumen auf der Spur. Zugang zur modernen Traumforschung*, 2. verbesserte Auflage Bern 2004

Siehe auch → Autorität, Mike bei Fuß → Blog R.: *Zora packt aus*, Kap. 13

USA

Die Yankees und ihre Geschenke Sie bewohnen einen erst um 1800 errichteten Staat, von dem es nach dem vielbeschworenen »Ende der Geschichte« sehr wahrscheinlich heißen wird, er habe dasselbe an vorderster Stelle mit herbeigeführt.

Leider hat sich die ursprüngliche abfällige Bedeutung des Spitznamens – den die abtrünnigen Südstaatler im sogenannten Sezessionskrieg (bis 1865) den Nordstaatlern verpaßten – nicht erhalten. Deshalb nannten sich später sogar populäre Sportclubs *Yankees*. Allen Yankees gemeinsam ist ein großer Betätigungsdrang. Deshalb haben sie seit ihrem bewundernswerten Abfall (keine »Sezession«!) vom Mutterland Großbritannien schon ungefähr 70 Vietnamkriege angezettelt. »Die Leute hier scheinen nicht schlafen zu können, wenn sie nicht anderen Menschen den Schlaf verderben«, knirschte der New Yorker Erwin Chargaff, Biochemiker und Essayist, im Mai 1999 in der *FAZ*. Die Nato hatte

soeben Jugoslawien überfallen. Altjungsoszialist Gerhard Schröder war dabei, weil ein Abfall der Provinz Kosovo voll auf der Linie des Selbstbestimmungsrechtes – der Westlichen Tauschwertgemeinschaft lag.

Aus Tim Weiners *CIA*-Geschichte geht unzweifelhaft hervor, daß die als Botschafter, Wissenschaftler und Geschäftsfreunde getarnten Tugendwächter der Freiheit das gähnende Loch nach der Auflösung der Sowjetunion vordringlich deshalb mit dem Gespenst des »Terrorismus« stopften, weil sie sonst keine Existenzberechtigung mehr besessen hätten. Auf den Gedanken, einmal ein Leben *ohne* Feinde auszuprobieren, würde ein waschechter Yankee niemals kommen. Aber man weiß es, die schnieke Regierung Schröder/Fischer empfand jede Kritik an diesen besessenen Revolverhelden als »Antiamerikanismus«. Wer NordamerikanerInnen pauschal verschiedener Ferkeleien bezichtige, sei ein Schwein. Also war auch der Yankee Ambrose Bierce ein Schwein, der in seinem 1906/1911 veröffentlichten *Wörterbuch des Teufels* das Stichwort »In der Fremde« mit dem Satz definierte: »Ein Franzose in der Fremde sein heißt leiden; ein Amerikaner in der Fremde sein heißt, andere leiden machen.«

Wie selbstverständlich jedem vernunftbegabten Menschen klar ist, finden sich in jedem Schafstall auch ein paar schwarze, rote oder ungewaschene Schafe, die sich genug darüber grämen, von einem scheinheiligen Pack umzingelt zu sein, dem der Colt recht locker sitzt. Überschlägt man allein die Zahl der Justizmorde in den USA, wird einem angst und bange. Der geistesgestörte enttäuschte Wahlhelfer Charles J. Guiteau, der 1881 auf Präsident Garfield schoß, war nicht das erste Opfer. Fünf Jahre später hängte man »Anarchisten« einen Bombenanschlag auf dem Chicagoer *Haymarket-Square* an – und knüpfte Viere von ihnen trotz weltweiter Proteste auf. Ähnlich bekannt wurden die Fälle Sacco/Vanzetti (1927) und der »Kommunisten« Ethel & Julius Rosenberg (1953). Prangert Bierce, wie erwähnt, das Treiben der Yankees in Übersee an, darf man nicht glauben, die damalige US-Heimatfront sei ein Sandkasten demokratischen Geplänkels gewesen. Diesen Glauben zerstört, nebenbei bemerkt, die lebenslänglich verfolgte anarchistisch gestimmte US-Bürgerin Emma Goldman (1869–1940) in ihren Erinnerungen *Living My Life* ziemlich gründlich, dazu unterhaltsam.*

Die randständigen Schafe, die noch ungeschoren blieben, haben offensichtlich nichts zu bestellen. Sonst wäre es unerklärlich, daß die Yankees neulich mit Barack Obama schon wieder auf einen John F. Kennedy hereingefallen sind. »Das Volk kann mit oder ohne Stimmrecht immer dazu gebracht werden, den Befehlen der Führer zu folgen. Das ist ganz einfach. Man braucht nichts zu tun, als dem Volk zu sagen, es würde angegriffen, und den Pazifisten ihren Mangel an Patriotismus vorzuwerfen und zu behaupten, sie brächten

das Land in Gefahr. Diese Methode funktioniert in jedem Land.« Der Ratschlag kam von Hermann Göring. Der Psychologe und Übersetzer Gustave M. Gilbert, ein US-Bürger, zitiert ihn in seinem *Nürnberger Tagebuch* von 1947. Gilberts Landsleute beherzigten ihn – zum Beispiel im Oktober 1962 just unter J. F. Kennedy, der ernsthaft erwog, als Antwort auf die im Gang befindliche Stationierung von sowjetischen nuklearen Raketen auf Kuba einen Atomkrieg zu riskieren. Nur mühsam, wie sich bei Weiner nachlesen läßt, konnten ihn seine BeraterInnen davon überzeugen, bei dem Phänomen der seit Jahren in der Türkei stationierten, auf die UdSSR gerichteten nuklearen Raketen handle es sich nicht um eine Fata Morgana. Schließlich ließ er sich dazu herbei Chruschtschows Vorschlag anzunehmen, *beide* Raketenbasen abzubauen und die Krise damit beizulegen – vorausgesetzt allerdings, der Öffentlichkeit werde diese tauschende Lösung verheimlicht. Nicht eingestellt wurden die von Kennedy ausdrücklich gebilligten endlosen Versuche, Fidel Castro zu ermorden. 46 Jahre später stationieren die Yankees Raketen in Polen. Die westliche Welt nimmt gelangweilt zur Kenntnis, daß die Russen darin nicht gerade eine Liebesbezeugung erblicken. Im Oktober 2009 stimmen die nun von Obama geführten USA zum achtzehnten Mal in Folge gegen die Aufhebung der verheerenden Blockade Cubas – lediglich im Verein mit ihrem Busenfreund Israel und dem Zwergstaat Palau, bei 187 Gegenstimmen.

Zu den randständigen nordamerikanischen Schafen zählt Robert Bowman, der als Kampfpilot der US-Streitkräfte während des Vietnamkrieges selbst Tod und Vernichtung vom Himmel schickte und später als Bischof der *Vereinigten Katholischen Kirche* in Melbourne Beach, Florida, wirkte. Im März 2003 schrieb er in einem Offenen Brief an Bush: »Anstatt unsere Söhne und Töchter durch die ganze Welt zu schicken, um Araber zu töten, damit wir das Erdöl unter ihren Wüsten ausbeuten können, sollten wir sie dorthin schicken, um deren Infrastruktur aufzubauen, sie mit Trinkwasser zu versorgen und die ausgehungerten Kinder zu ernähren ... Statt Rebellion, Destabilisierung und Mord zu unterstützen, sollten wir die CIA auflösen und das dafür verschwendete Geld Hilfsorganisationen zukommen lassen ... Zusammengefaßt heißt das: Wir sollten gut statt böse sein. Wer würde uns dann hassen? Wer wollte uns dann bombardieren? Dies ist die Wahrheit, Herr Präsident. Und es ist nötig, daß das amerikanische Volk sie hört.«

Offenbar möchte es die Wahrheit aber weder hören noch sehen. Als US-Außenminister Colin Powell einen Monat vorher daranschritt, die Entfesselung des jüngsten Irakkrieges mit einer Lügenstunde im Gebäude der Vereinten Nationen zu befördern, war die Kopie von Picassos *Guernica*-Gemälde in der Eingangshalle vorsorglich mit einer großen Stoffbahn verhängt. Laut *FAZ* erläuterte ein Diplomat, wenn über Krieg geredet

werde, stellten Picassos schreiende Frauen, Kinder und Tiere »keinen angemessenen Hintergrund« dar. Welches Novum in der Kunstgeschichte!

An dieser Stelle sollte man vielleicht an das bis heute einzigartige Schwerverbrechen von Hiroshima und Nagasaki erinnern. Zu den wenigen weißen Schafen, die damals öffentlich ihr Entsetzen bekundeten, gehörte der vermonter Schriftsteller und ökologisch orientierte Farmer Scott Nearing. Er schrieb noch am 6. August 1945, dem Tag des Bombenabwurfs über Hiroshima, an Präsidenten Harry S. Truman, dessen Regierung sei nicht mehr die seine. Inzwischen ist die Rechtfertigung der staatstreuen Schafe, beide Abwürfe seien unumgänglich gewesen, um die Schwerverbrechen der Achsenmächte zu unterbinden oder abzukürzen, klar als Lüge entlarvt. Die Faschisten waren bereits geschlagen. Seit der Eroberung von Straßburg im November 1944 wußten die Yankees zudem genau, daß Deutschland zum Bau der Atombombe außerstande war. Das hat Jost Herbig schon 1976 belegt. Es ging ihnen jetzt »nur« noch darum, die Sowjets einzuschüchtern, aber vor allem dem mit vielen Milliarden von Dollars angelegten »Sachzwang« der nordamerikanischen Atomforschung und Atomindustrie zu gehorchen. Man wollte nicht mehr zurück. Man wollte sich selbst, der ganzen Welt und wahrscheinlich auch dem lieben Gott beweisen: *es geht*. Man kann mit zwei Bomben, die auf einen Lastwagen passen, ganze dichtbesiedelte Landstriche zertrümmern und nachhaltig verseuchen. Allein die Zahl der Todesopfer der Aktion wird auf 500.000 geschätzt.

Etwas weniger offensichtlich verhält es sich mit dem Anschlag auf die New Yorker Twintowers und das Washingtoner Pentagon vom 11. September 2001, der dafür ungleich berühmter, jedenfalls gegenwärtiger ist. Eine positive Nebenwirkung weiß ich schon zu nennen: er dämpft meine Lebensmüdigkeit Jahr um Jahr, konnte doch bis heute nicht aufgedeckt werden, wer hinter dem Blutbad steckte. Ich wüßte es noch zu gern, bevor ich den Löffel abgebe. Zwar behaupten die Yankees, sie hätten die beiden wichtigsten Drahtzieher bereits 2004 gefangen; sie hüten sich jedoch, ein öffentliches Gerichtsverfahren einzuleiten. Der Prozeß über den Reichstagsbrand verlief schon mißlich genug.

Für die Yankees dagegen bestand der positive *Nebeneffekt* des Anschlages darin, den 11. September 1973 in Vergessenheit geraten zu lassen: Sturz und Ermordung des gewählten chilenischen Präsidenten Salvador Allende, der ein sozialistisches Programm verfolgt hatte. Die Angaben über die Zahl der Todesopfer dieses Putsches, der General Pinochet an die Macht brachte, schwanken zwischen 5.000 und (durch *Amnesty International*) 30.000. Dies wären 10 mal so viel wie in New York. In den USA sind selbstverständlich auch die Drahtzieher des Putsches zu suchen – voran »Sicherheitsberater« Henry A. Kissinger, der unter anderem deshalb später den sogenannten Friedens-

nobelpreis bekam. Die Verwicklung in das vorausgegangene Mordkomplott gegen den Allendetreuen General René Schneider wurde sogar im November 1975 in einem Report des US-Senats offiziell festgestellt.

Wes Geistes Kind die Yankees sind – nämlich von Rothautjägern, Goldgräbern, Fallenstellern und Sklavenhändlern – leuchtete 1988 aus einem selbstgefälligen Geständnis eines Kissinger-Nachfolgers hervor. Zbigniew Brzezinski sagte im Gespräch mit *Nouvel Observateur*, die Politik seines Chefs Präsident Carter im Sommer 1979 sei es gewesen, die Sowjets mit Hilfe der CIA »in die afghanische Falle tappen« zu lassen, was er auch keineswegs bereue. Diese Falle führte zu über zwei Millionen Toten in der afghanischen Bevölkerung, sechs Millionen Exilanten und 20.000 Toten unter den sowjetischen Truppen, die im Dezember 1979 einmarschiert waren. Der nach 9/11 von den Yankees losgetretene »Kampf gegen den Terror« wird diese Zahlen noch weit übersteigen. Der traurige Witz dabei: er gilt, wieder einmal und in allen Winkeln der Welt, »Schurken«, die man ehemals selber aufgepäppelt hat. Den Kampf der *Taliban* gegen die Sowjets hatte die CIA mit durchschnittlich 500 Millionen Dollar pro Jahr gefördert. Die davon erworbenen Waffen wurden zu keinem geringen Teil vom verbündeten *Warlord* Gulbuddin Hekmatjar gehortet – er sah es klar voraus, die Verbündeten würden kommen. Weiner in seinem 2007 veröffentlichten Buch: »Als ich ein paar Jahre später mit Hekmatjar in Afghanistan zusammentraf, gelobte er feierlich, er werde ein islamisches Gemeinwesen errichten; wenn das eine Million weiterer Leben koste, dann sei das nicht zu ändern. Zur Zeit der Niederschrift dieses Buches wird er immer noch von der CIA in Afghanistan gejagt, wo er und seine Kampfgruppen Soldaten Amerikas und der amerikanischen Verbündeten umbringen.«

Am 18. Januar 1918 hatte Woodrow Wilson, einer der vielen vorbildlichen Vorgänger Carters, in seinen zumindest unter Historikern berühmten »Vierzehn Punkten« die Abrüstung *aller* kriegführenden Staaten gefordert. Er dachte natürlich nicht im Traum daran, mit gutem Beispiel voranzugehen. Seitdem waren die USA auch in rhetorischer Hinsicht unschlagbar.

10 Jahre später setzte der Österreicher Erwin Chargaff erstmals seinen Fuß auf nordamerikanischen Boden. Aus beruflichen und politischen Gründen machte er die USA sogar zu seiner Wahlheimat. Wahrscheinlich hätte ihn die postmoderne »Mangelkrankheit Amerikanisierung« früher oder später auch überall sonst erwischt. Der Ausdruck stammt aus dem Kapitel »Europa« seines 1989 erschienenen Buches *Alphabetische Anschläge*. Neben jenem Betätigungsdrang, den ich schon eingangs erwähnte, bescheinigt Chargaff seinem Gastgeberland einen »dauernden Starrkrampf von Reklamelärm, Unbeteiligtheit,

Geschichtslosigkeit und Anpassungsdruck«. Die allen Yankees gemeinsame Sprache habe zu diesem Krankheitsbild nicht unerheblich beigetragen. »Amerika leidet schwer darunter, daß eine verarmte Sprache für so viele Menschen reichen muß.« Dagegen wirft Chargaff zugunsten Europas solche für mich fragwürdige Gestalten wie den Heiligen Augustinus und Pascal in die Waagschale und stellt fest: »Fast alle großen Europäer sind in Amerika undenkbar. Allerdings sind sie es auch im heutigen Europa.« Na, gottseidank.

∞ Verfaßt 2012

* Emma Goldman: Deutsche Neuausgabe (*Gelebtes Leben*) Hamburg 2010

Den deutschen Schriftsteller Leonhard Frank behandelt *Brockhaus* pflichtgemäß. Dagegen fällt der jüdische Unternehmer **Leo Frank** (1884–1915) aus den USA, wo der Namensvetter einen guten Teil seines Exils verbrachte, unter den Redaktionstisch. Dieser Frank wurde Justiz- und Lynchopfer mit 31 Jahren. Der US-Staat Georgia, der heute nur noch ganz allgemein die Todesstrafe (für jeden) hochhält, war um 1900 eine Hochburg des Antisemitismus – und Leo Frank bekam es zu spüren. Der schlanke, gutaussehende, auf Fotos verträumt wirkende Ingenieur betrieb in Atlanta eine Bleistiftfabrik. Im April 1913 fand man im Keller dieser Fabrik Franks Maschinenarbeiterin **Mary Phagan**: die erst 13 Jahre alte Tochter eines armen Farmers war tot. Daraufhin wurde der Fabrikdirektor nicht etwa wegen Kinderarbeit, vielmehr wegen Mordes (durch Erdrosseln) angeklagt und aufgrund angeblicher Indizien auch im August 1913 zum Tode verurteilt. Das erinnerte besonnene BeobachterInnen an die Dreyfus-Affäre, also an einen krassen Fall von Klassenbeziehungsweise Rassenjustiz, zumal die Ermittlungen von einer üblen »Berichterstattung« begleitet waren, die nach Judenblut dürstete. Danach war es in Franks Fabrik unter anderem zu Orgien gekommen, einmal davon abgesehen, daß er sein Opfer sicherlich auch geschändet hatte. Bemerkenswerterweise hatte seine Frau Lucille allem Schmutz zum Trotz von Anfang an zu ihm gehalten. Sie starb 1957 von seiner Unschuld überzeugt.

Wenige Wochen nach der Urteilsverkündung tauchen allerdings Hinweise auf, die Frank entlasten. Schließlich kommt Georgias Gouverneur John M. Slaton zu der Überzeugung, der Fabrikant sei unschuldig, und wandelt die Todesstrafe im Juni 1915 einstweilen in Lebenslange Haft um. Daraufhin ziehen sofort Hunderte gutgekleideter BürgerInnen vor Slatons Haus, um gegen diese Korrektur zu meutern. Slaton muß sogar Truppen einsetzen.* Aber es kommt noch weitaus dicker. Im August dringen zwei Dutzend Bewaffnete, die sich *The Knights of Mary Phagan* nennen, die »Ritter« der Ermordeten also, ins Gefängnis ein, entführen den 31jährigen Häftling und hängen ihn bei Marietta,

der Heimat der Ermordeten, in einen sorgsam ausgewählten Baum. Das Pressefoto, das den Gelynchten anderntags auf alle Frühstückstische bringt, wird bejubelt. Jeder kennt den einen oder anderen Ritter – und hütet sich ihn zu tadeln.

1986 gestand die Behörde *Georgia State Board of Pardons and Paroles* das Versagen der Justiz im Fall Frank ein.* 2000 veröffentlichte Bibliothekar Stephen Goldfarb aus Atlanta im Internet eine Liste mit Namen der Entführer oder Mörder von Frank, die von hohen Politikern und Juristen wimmelt. Etliche von ihnen zieren bis heute Straßenschilder oder Tafeln von Schulen und anderen pädagogischen Einrichtungen. Als wahrscheinlichster Mörder Mary Phagans gilt nach wie vor** der schwarze Hausmeister der Fabrik Jim Conley, der sich im Verfahren mit Anschuldigungen gegen seinen Chef hervorgetan hatte. Aber gegen die damals am Kesseltreiben gegen Frank beteiligten Zeitungsverleger war er ein kleiner Fisch.

∞ Verfaßt 2024

* Leonard Dinnerstein, <https://www.georgiaencyclopedia.org/articles/history-archaeology/leo-frank-case>, 11. August 2020

** Steve Oney, *And The Dead Shall Rise. The Murder of Mary Phagan and the Lynching of Leo Frank*, New York 2003

Zum englischen Dramatiker **Harold Pinter** (1930–2008) befindet *Brockhaus* 1992, sein Werk vermittele »ein Grundgefühl der Bedrohtheit und Existenzangst, dem die Figuren nur prekäre Sicherheiten entgegenzusetzen haben und das sie in Illusionen und Denkklišees flüchten läßt«. Sicherlich kann ich Pinters »Grundgefühl« nachvollziehen, zumal er es mit vielen tausend anderen Theaterleuten oder Romanschreibern der Weltgeschichte teilt. Mit dieser Gemütsverfassung läuft man als »denkendes Schilfrohr« (Pascal) durch die Gegend, das jederzeit von einer kräftigen Brise geknickt oder fortgeweht werden kann. Remarque etwa hatte um 1950 keine andere Gemütsverfassung. Allerdings sah er nie von den erbärmlichen politischen Verhältnissen ab, in denen sich seine Figuren über Wasser oder gar in Ehren zu halten hatten. Möglicherweise hat Pinter diesen nicht vom Werk abgekoppelten Blick erst 2005 nachgeholt, als er, schon schwerkrank, den Literaturnobelpreis erhielt – und mit einer ausgesprochen mutigen Rede quittierte.* Darin nimmt sich Pinter hauptsächlich des weltweiten Treibens des Weltpolizisten USA an. Er läßt es nicht an Beispielen fehlen, von denen viele wenig später auch in Tim Weiners *CIA*-Geschichte zu lesen waren. Trotzdem erhob sich ein Sturm der Entrüstung über primitiven Antiamerikanismus, der so schnell nicht verebte. Bei aller Prominenz, diesmal hatte sich Pinter

doch zuviel herausgenommen. »Ich behaupte, die Vereinigten Staaten ziehen die größte Show der Welt ab, ganz ohne Zweifel. Brutal, gleichgültig, verächtlich und skrupellos, aber auch ausgesprochen clever.« Das war Gotteslästerung. Und wer es heute Außenministerin Baerbock zuriefe, würde im Handumdrehen aus dem Saal entfernt und um seine Personalien gebeten.

∞ Verfaßt 2023

* <https://www.nobelprize.org/prizes/literature/2005/pinter/25626-harold-pinter-nobelvorlesung/>

Ein Kämpfer wie **Allen L. Pope** (1928–2020) hätte Baerbock jede Wette gefallen. Aber er kommt im *Brockhaus* nicht vor. Allmählich beschleicht mich ohnehin der Verdacht, diesem Universallexikon lägen positive Figuren und Verhältnisse ungleich mehr am Herzen als negative. Damit unterstreicht es den Rüffel, den mir einmal eine Mitkommunardin wegen meiner Schwarzseherei erteilte. Das Leben sei doch auch schön! schimpfte sie. Eben diesem ästhetischen Eindruck von der Welt möchte auch das Universallexikon dienen.

Vor Pope brauche ich wenigstens keine Angst mehr zu haben, ist er doch unlängst endlich, mit 91 Jahren, verstorben. »Es macht mir Spaß, Kommunisten zu killen«, habe er dem Buchautor* noch 2005 versichert. »Ich habe gern Kommunisten gekillt, egal, wie ich sie kriegen konnte.« Pope war US-Kampfpilot. Weiner schildert vor allem einen Einsatz bei einem letztlich mißglückten Versuch der *CIA*, das Regime des indonesischen, zu chinafreundlichen Präsidenten Sukarno hinwegzufegen. Das war 1958. Man tarnte die Flieger der *CIA* als einheimische Rebellentruppen, zerbombte einige Landstriche und ließ einige Hundert Zivilisten über die Klinge springen. Dummerweise geriet Pope aber am Morgen des 18. Mai unweit der Hafenstadt Ambon ins Fadenkreuz der indonesischen Flugabwehr. Seine letzten Bomben hätten gerade ein mit mehr als 1.000 Leuten besetztes indonesisches Truppentransportschiff um lediglich knapp 15 Meter verfehlt. Dann wurde er abgeschossen, als verletzter Fallschirmspringer verhaftet und um seine nordamerikanischen Papiere gebeten. Er hatte sie reichlich bei sich. Er bekam ein Todesurteil.

Wie die englische *Wikipedia* bestätigt, hatte sich der junge Killer Pope bereits im Koreakrieg ausgezeichnet, bevor er sich der *CIA* anschloß. Später war er auch noch im Vietnamkrieg aktiv. 2005 zeichnete ihn die französische Regierung wegen dortiger Versorgungsflüge aus. Was den Fehlschlag in Indonesien angeht, hatte Sukarno den zum Tode verurteilten Pope nach gut vier Jahren Gefangenschaft begnadigt und auf persönliche Fürsprache des US-Justizministers Robert Kennedy hin in die Heimat entlassen. Pope

später zu Weiner über den Fehlschlag: »Wir haben Tausende von Kommunisten umgelegt, von denen die Hälfte womöglich nicht einmal wusste, was Kommunismus bedeutete.« Dumm war er also nicht, nur verblendet. Bald darauf wechselten die USA das indonesische Pferd und setzten auf Sieger Sukarno. Der wurde jedoch 1967 von einem noch unerbittlicherem Schlächter »hinweggefegt«: Suharto. Dieser Staatspräsident sorgte dann für Hunderttausende von toten »Kommunisten«, die unter seinem Vorgänger kräftig nachgewachsenen waren. Auch dabei, diese Steigerung anzubahnen, war die *CIA* also ersichtlich behilflich gewesen. Im folgenden hielten die USA eben dem General Suharto die Stange.

∞ Verfaßt 2024

* Tim Weiner, *CIA-Geschichte*, deutsche Ausgabe 2008, S. 211–13 + 735

Der 400-Meter-Hürdenläufer und Pilot **Clifton Cushman** (1938–1966) aus den USA war ein Opfer des Antiamerikanismus, das im *Brockhaus* fehlt. Diesen Kämpfer hat der Vietcong auf dem Gewissen. Nachdem Cushman 1960 in Rom eine olympische Silbermedaille errungen hatte, trat er im folgenden Jahr in die US-Luftwaffe ein. Es war ihm zu wenig, immer nur an 91,44 Zentimeter hohen Hürden zu straucheln. Am 25. September 1966 erhielt Major Cushman, einst Absolvent der University of Kansas in Lawrence, den Auftrag, eine im Norden Vietnams gelegene Eisenbahnbrücke zu bombardieren. Bei diesem Flug wurde sein Jäger abgeschossen. Der 28jährige Major galt zunächst nur als vermißt. Als seine Gattin Carolyn davon hörte, angeblich Musiklehrerin, soll sie laut englischer *Wikipedia* erklärt haben, Cushman laufe da unten gerade das größte Rennen seines Lebens. Es sei so groß, daß man allerdings das Zielband nicht sehe. Cushman sei in ausgezeichneter körperlicher Verfassung. Er habe zudem einen sehr tiefen Glauben an Gott. »Welche bessere Kombination könnte es geben?« Die mit seiner Gattin vielleicht. Einen Sohn, geboren 1965, hatte Cushman auch noch. Colin Cushman soll immerhin kein Militär, vielmehr Musiker geworden sein.

Dem epochalen Schwerverbrechen *Vietnamkrieg* fielen, neben rund 60.000 ausländischen Soldaten, mehrere Millionen Einheimische zum Opfer. In ähnlicher Höhe wird die Anzahl der Verwundeten, Verstümmelten, Verseuchten geschätzt. Zu den unmittelbaren Todesopfern zählte die 27jährige Ärztin **Đặng Thùy Trâm**, die es im Juni 1970 auf einem Urwaldpfad erwischte, wohl in einem Feuergefecht. Ein ungehorsamer US-Soldat, Fred Whitehurst mit Namen, rettete jedoch ein Tagebuch der Ärztin. Nachdem es ihm schließlich gelungen war, Trâms Angehörige zu finden und sich mit ihnen zu

verständigen, wurde das Tagebuch (2005) veröffentlicht. Übersetzungen ins Englische und Deutsche folgten.* Es wäre interessant zu wissen, ob Cushmans Sohn darin geblättert hat.

∞ Verfaßt 2024

* https://www.vietnam.ttu.edu/resources/tram_diary/

Siehe auch → Anarchismus, Sullivan (Boß) → Bourne (Kriegsgegner) → Brandt, Isang Yun (CIA) → Indianer-Innen → Kosmologie, Fabricius (Mondlandung) → Krieg, Pearl Harbor + Sacco → Raumfahrt, Custer (General) → Widerstand (Maquis, Frankreich)

Utopien

Die italienische Anarchistin **Marie-Louise Berneri** (1918–49) geht 1936 nach London, wo sie als Redakteurin für die Zeitschrift *War Commentary* arbeitet und einige Bücher schreibt. Sie stirbt unerwartet mit 31 an einer Infektion im Wochenbett. Das ist natürlich haarsträubend; erinnert nebenbei an Eileen → O'Shaughnessy. Berneris Vater soll (1937) in Barcelona von Kommunisten erschossen worden sein, wo ja auch Orwell und dessen genannte Gattin mitmischten, erfreulicherweise in den anarchistischen Reihen. Später, in England, war die Tochter angeblich mit Orwell befreundet. Möglicherweise war sie auch Emma Goldman begegnet. Es hätte ihr nicht geschadet, wenn die Bekanntschaften mit solchen Schriftstellern etwas stärker auf sie abgefärbt hätten.

1950 erschien, posthum, Berneris Studie *Reise durch Utopia*, mit der sie eine recht gründliche Besichtigung von utopischen Gesellschaftsentwürfen aller Epochen vornimmt, von Platons *Staat* bis zu Huxleys *Schöner neuen Welt* von 1932. Bei der Abfassung meiner eigenen Utopien (Konrätelust, Mollowina, Pingos) kannte ich Berneris Buch noch nicht; ich glaube jedoch, dadurch sind mir keine wesentlichen Erkenntnisse oder Anregungen entgangen. Der widerwärtige autoritäre Zug der meisten Utopien, die bislang auf uns kamen, war mir sowieso schon klar. Daneben stellt Berneris Werk nicht gerade einen literarischen Hochgenuß dar. Ich denke dabei am wenigsten an die bekannte schlampige Art, in der die deutsche Übersetzung (Renate Orywa) 1982 in einem bekannten Berliner »linken« Verlag zwischen zwei Buchdeckel gebracht worden ist, also an typografische und editorische Gesichtspunkte. Zum Beispiel bricht der Rücken bereits beim Hineinschnuppern; für den Satzspiegel bedarf es einer Lupe und eines Kompasses; die Fußnoten bieten einen Salat, bei dem man nie weiß, ob sie jetzt von Berneri oder dem sogenannten

Herausgeber stammen, dessen Name pietätvoll verschwiegen wird. Berneris stilistisches Vermögen ist eher gering. Man glaubt, die übliche Diplomarbeit zu lesen, was mit Berneris akademischer Ausbildung zusammenhängen mag; sie studierte in Paris Psychologie. Aber gerade an der mangelt es. Zurecht weist Berneri auf die Gleichschaltungsfreude vieler Utopisten hin, doch sie selber ist nur anflugweise imstande, jenen »persönlichen Ausdruck« zu entwickeln, den Orwell wiederholt anmahnte. Dieser persönliche Zug allein, nicht zu verwechseln mit einer dadaistischen Masche, macht ein Buch wirklich fesselnd. Aber er ist den wenigsten Schriftstellern gegeben. Berneris Darstellungskunst stellt also leider die Regel dar, und so will ich nicht länger auf sie einhacken.

Ernest Callenbachs Werk *Ökotopia* von 1975 (auf deutsch im *Rotbuch Verlag* erschienen) konnte naturgemäß von Berneri noch nicht berücksichtigt werden. Ich dagegen kannte es durchaus, als ich 2009 *Konrätelust* in Angriff nahm. Mit diesem Vorhaben – eine zeitgenössische anarchistische Zwergrepublik in Romanform vorzustellen – trug ich mich seit mehreren Jahren und sammelte entsprechend Material. Diszipliniert, wie ich bin, quälte ich mich also auch durch Callenbachs schmalen angeblichen Roman hindurch. Der Berkeley-Lektor und Dozent für Filmfragen siedelte seine im Jahr 1999 spielende Handlung im Westen der USA an. Zwar legt der abtrünnige Freistaat *Ökotopia* mit der Hauptstadt San Francisco Wert auf Dezentralisierung, doch scheint er eine ziemlich gewöhnliche Regierung zu haben. Die Präsidentin an der Spitze gibt die starke Frau. Einmal zeigt sie sich gar bereit, gewisse außenpolitische Maßnahmen »zu verheimlichen« – nicht unpassend, denn *Ökotopia* wird ein ausgezeichnet arbeitender Geheimdienst nachgesagt. Das hätte einer anarchistischen Zwergrepublik gerade noch gefehlt.

Auch Recht und Geld spielen bei Callenbach die übliche Rolle. Der Freistaat garantiert ein geringes Grundeinkommen, doch fast alle *ÖkopianerInnen* sind offenbar darauf erpicht, es durch Lohnarbeit beträchtlich aufzustocken. Recht befremdlich die ritualisierten Kriegsspiele unter Lebens- oder Arbeitsgemeinschaften, die für Aggressionsabfuhr sorgen sollen. Sie fordern durchschnittlich 50 Tote im Jahr. Gegen äußere Feinde hat *Ökotopia* Streitkräfte; es sieht oder sah sich ja vor allem von Washington bedroht. Einen guten Eindruck habe ich von den selbstorganisierten und lebensnahen Schulen gewonnen. Interessant auch noch die genormten Wohnröhren (mit ovalem Querschnitt, aber waagrechtem Fußboden), die beliebig kombiniert werden können. Hauptsiedlungsform sind Kleinstädte um 10.000 EinwohnerInnen. Für mein Empfinden schon viel zu groß.

Der Erzähler, ein US-Reporter und -Sonderbotschafter, ist mir unsympathisch; zu eitel. Er läßt sich bekehren und bleibt in *Ökotoxia*. Aber vor allem ist das Buch schlecht geschrieben. Es hat wenig Anschaulichkeit und gar keine Atmosphäre. Entsprechend unglaubwürdig und konstruiert wirkt dieses *Ökotoxia*. Als Lektor hätte ich Callenbach zu einem Posten als Wohnröhren-Prüfer beim TÜV geraten.

∞ Verfaßt 2022

Zum **Schuh** (gut zwei Seiten) erklärt uns *Brockhaus*, es habe ihn bereits im Altertum und Mittelalter gegeben. Dann räumt er freilich beiläufig ein, der Schuh hätte vornehmlich die Füße weltlicher und geistlicher Fürsten und der »Oberschichten« bekleidet. Und das ist natürlich der springende Punkt. So wie die Füchse und Gänse nie Schuhe und schon gar keine aberwitzigen »Schnabelschuhe« benötigten, kamen auch die Bauern und Handwerker ohne oder mit einfachstem Schuhwerk aus, von den Dschungel- und Präriebewohnern Amerikas oder Australiens ganz zu schweigen. Immerhin verdeutlicht der Schuh schlagend, was für ein mitreißender Unfug der sogenannte Fortschritt ist. Selbstverständlich kann ich weder auf heißem Asphalt noch auf müll- und scherbenübersäten Parkwiesen unbeschadet barfuß gehen. Ich kann aber auf moderne Straßen und Parkanlagen verzichten, falls ich zufällig im Rat einer Freien Republik für diesen Bereich zuständig bin. Im preußischen oder bundesdeutschen Kabinett kann ich es allerdings nicht. Bin ich Gesundheitsminister, werde ich für astreine modische Bio-Sicherheitsschuhe werben, denn mit deren HerstellerInnen bin ich bestens schuhverbandelt.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich die Frage des Schuhwerks bei meiner Besichtigung der Freien Inselrepublik *Pingos* (Ägäis um 1965) mit keinem Blick gestreift. Ich nehme an, man hatte vorwiegend Sandalen, sofern man nicht gleich barfuß ging. Die wenigen, so gut wie nie von Autos behelligten Straßen im Hafenstädtchen Muro und den rund 10 Dörfern wurden von den GO's (Grundorganisationen) regelmäßig eigenhändig gefegt. Niemand ließ achtlos Müll fallen, weil er den auch wieder hätte aufheben müssen. Das Hauptordnungsmittel in solchen Republiken ist die gegenseitige Erziehung. Polizei ist unbekannt. Nancy Faeser würde vielleicht von gegenseitiger Kontrolle sprechen – aber das täte sie nur, weil sie sich persönlich nie kontrollieren läßt. Schließlich ist sie eine bedeutende Ministerin = Machthaberin, und sollte es noch Blätter geben, die querschießen, schickt sie ihnen ihre uniformierten Monster ins Haus.

Jene gegenseitige Erziehung findet bereits unter den Kindern der Insel statt. Sie benötigen keine Befehle von Erwachsenen. Es gibt sicherlich manche Meinungsverschie-

denheiten, aber weder Feindseligkeiten noch Strafen. Wem es in der Republik nicht gefällt, der kann gern die Fähre nach Nokto (Griechenland) nehmen; er bekommt sogar ein Handgeld. Die Flut der Probezeitanträge, die im Rathaus Muro und dann in den GO-Büros eingehen, sorgt leicht für Ersatz. Wird schließlich der eine oder andere Ausländer angenommen, ist man stets gespannt, was er nun an Schuhen mitbringt. Im Ostküstendorf Löla hat eine in einem verwaisten Schweinestall ihrer GO inzwischen ein Schuhmuseum aufgemacht. Es kommen bereits Kinder aus Muro, die sich da schieflichen. Jetzt wartet die Museumschefin fiebrig auf Probezeitanträge von Damen Marke *Imelda Marcos*. Schlagen Sie spaßeshalber mal nach.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Achtundsechzig, Ritas *RUD* → Kommunen → Spanienkrieg, Iberien (O. M. Graf) → Zwergrepubliken → Anhang komplett

Verbilderung

Diverse Birnen Bei der Zeitschrift *Ossietzky* geht mir manches gegen den Strich – aber eine äußerst seltene Wohltat gewährt uns das ziegelrot eingeschlagene Heftchen: es verzichtet im stets 36 Seiten starken Innenteil vollständig auf Abbildungen jeglicher Art. Somit wird man dort auch nicht von den Briefmarken großen oder Bildschirm füllenden Fotos belästigt, die den Autor oder die Autorin des jeweiligen Beitrags vorstellen. Ich empfinde die unaufhaltsam zunehmende Verbilderung der Welt schon seit vielen Jahren grundsätzlich als Greuel. Seitdem ich allerdings hier und dort selber »publiziere«, stoßen mir diese meist »Autorenporträts« genannten Paß- oder Ganzkörperfotos besonders übel auf. Ich bilde mir nämlich bis zur Stunde ein: was ich zu sagen habe, kann ich hinreichend in Schrift stellen. Ich benötigte dazu keine fotografische Aussagekraft. Sie lenkt im glimpflichsten Falle ab; häufig jedoch richtet sie zusätzlich jede Menge Unheil an.

Freilich kann man das Ärgernis gleich auf die Fotos ausweiten, die nicht den Autor, vielmehr den Gegenstand eines Artikels zeigen. Selbstverständlich schmücken sie auch Bücher. Warum genügt es eigentlich nicht, wenn mir soundsoviele Biografien über den Maler und Schriftsteller Adalbert Stifter versichern oder zumindest andeuten, der Mann sei im Laufe seiner Karriere immer fetter, erfolgloser und enttäuschter geworden? Müssen uns Gemälde oder Fotos auch noch seine Gedrunghenheit zeigen? Tragen solche

Abbildungen auch nur einen Deut zu der aufgeschriebenen Diagnose bei, der Mann sei ein übermütiger Langweiler gewesen und an soundsovielen hohen Zielen ziemlich kläglich gescheitert?

Nie und nimmer. Und Ähnliches gilt selbstverständlich für die Autoren von Artikeln oder Manifesten. Neuerdings geht Sahra Wagenknecht mit einem Manifest gegen die verheerende Kriegstreiberei hausieren. Das kann man doof oder goldrichtig finden. Ist es aber unerlässlich, ihre flammenden Worte (und die Berichterstattung darüber) mit ihrem bekannt prinzessinnenhaften Antlitz zu zieren? Das haben wir doch schon 50.000 mal gesehen. Ja, eben deshalb! Das Foto wirkt als Signal. Es hat den berüchtigten Wiedererkennungswert. Wer die Prinzessin haßt, liest ihr Manifest gar nicht erst; ein anderer verschlingt es geradezu, weil er die Prinzessin schon immer verehrt.

Man muß also genauer, allgemeiner und weittragender feststellen: das Verbildern und insbesondere Personalisieren von Texten, Politik, Öffentlichem Wirken überhaupt lenkt vor allem von der Erfordernis ab, sich gedanklich mit dem auseinanderzusetzen, was da jeweils vertreten wird. Eben *dadurch* richtet es viel Unheil an. Es macht die Welt dümmer, knechtischer und ärmer, obwohl doch täglich wahre Fluten von Bildern auf uns einstürzen. Heutzutage ist gedankliche Mitarbeit beim Lesen überflüssig, weil alles wunderbar *visualisiert* ist. Zehntausende von typografischen oder kommunikationstechnischen Kunstgriffen entheben uns der Mühe, die Seele eines Textes bloßzulegen beziehungsweise unsere ganz eigene Leseart von ihm zu finden. Denn die IT- und Werbefritzen wissen viel besser als wir selber, was für uns gut ist. Sogar der Webmaster von *Rubikon/Manova* weiß es, rückt er doch in den meisten Beiträgen alle naselang ein paar Sätze **fettgedruckt** ein. Damit leuchtet jedem ein, was hier das Wichtige ist. In Zukunft wird es uns genügen, nur noch die paar eingerückten fetten Stellen zur Kenntnis zu nehmen. Das spart viel Zeit. Ähnlich funktionieren die inzwischen allgegenwärtigen Kurzplakate auf den Startseiten der Portale oder Magazine, »teaser« genannt. Wer diese ungemein griffig, schlagwortartig, phrasenhaft formulierten »Anreißer« in 20 Sekunden überflogen hat, weiß Bescheid und kann das Portal oder Magazin wieder wegdrücken. Aber es wird noch besser kommen. Schon heute setzt man die »Anreißer« oder auch »Blickfänge« zunehmend neben oder auf Fotos, die der Peinlichkeit und der Gleichgeschaltetheit der anreißenden Textzeilen selten nachstehen. Man wird die Textzeilen also demnächst einfach weglassen. Damit können unsere Blicke restlos von jeder Gedankenschwere genesen.

Ob Videos und alle anderen Filme, Fernsehen eingeschlossen, noch schlimmer sind als Fotos, wage ich im Augenblick nicht zu entscheiden. Auf meinem Planeten *Pöhsnick*

werden sie todsicher verschmäht. »Literaturverfilmungen« sind dort besonders geächtet. Neulich hat irgendein Dorfrat sogar eine harmlose »Dichterlesung« abgelehnt. Ein gewisser Friedrich Hölderlin wollte ein paar eigene Gedichte vortragen. »Aber Hölder, mein Lieber«, sagte die Dorfschiedsrätin entsetzt, »werden deine Werke denn davon besser, daß wir deine oder meine Visage zeigen?« Ja, wenn der Dichter blendend aussieht oder die Dame, die den Autor ablichtet, Isolde Ohlbaum heißt, unbedingt. Im übrigen können die Gedichte natürlich nur schlechter werden. Sie erfahren Ablenkung, Einengung, Verfälschung, je nach dem. Zum Beispiel liegt die Labsal der geschriebenen Wörter »Mit gelben Birnen hängst / Und voll mit wilden Rosen / Das Land in den See« auch darin, daß sich jeder Leser eine etwas andere Birne und ein etwas anderes Ufer vorstellt. Die LeserInnen dürfen sich ihre eigenen Vorstellungen machen. Gewiß erfordert dies ihre Mitarbeit, wie ich bereits angedeutet habe. Und da Mühe im Zeitalter der Rolltreppen, elektronisch gesteuerten Türen und ungemein »bedienungsfreundlichen« Taschen-Computer verpönt ist, sind die Hersteller-, Veranstalter- und VerfilmerInnen so freundlich, uns *ihr* Bild zu diktieren. Augen auf genügt.

∞ Verfaßt 2023

Zum Thema **Selbstporträt** spricht *Brockhaus* unter anderem von der bekannten »Zunahme individualisierender Tendenzen« im Laufe des Mittelalters und der Neuzeit. Vielleicht hat er seinen Eintrag deshalb mit sechs Abbildungen garniert, die durchweg, ob als Gemälde oder Büste, im wesentlichen Gesichter zeigen. Man sieht nicht eine ganze Figur, geschweige denn, die Art, wie diese sich bewegt oder gibt. In dieser Beschränkung erblicke ich die befremdliche Überbewertung des Gesichts, die in postmodernen Pressefotos, Filmaufnahmen und Wahlplakaten gipfelt. Die Erklärung liegt auf der Hand. Gesichter sind am leichtesten zu erkennen und folglich wiederzuerkennen. Das Gesicht wird zum Ausweis der Marke, die es an den Mann und die Frau zu bringen gilt. Dabei geht es, wohlgemerkt, nicht um das Wesen der betreffenden Person, sondern eben um die betreffende Marke. Das Gesicht wird zur Signatur, um nicht zu sagen Maske. Das Wesen einer Person geht oft viel besser aus ihrer Bewegungsweise und ihrem ganzen Verhalten hervor. Aber diese Feststellung läßt sich naturgemäß nicht in Windeseile treffen. Das Gesicht dagegen hat jeder in wenigen Sekunden erfaßt. Bei diesem Gesicht soll er sein Kreuz machen. Dieses Gesicht soll er verächtlich links liegen lassen. Toulouse-Lautrec muß zumindest einmal in seinem Leben auf einem anderen Dampfer gefahren sein, zeichnete er damals doch ein Selbstbildnis als Rückansicht. Man sieht das Gesicht des breit auf einem

Schemel hockenden knorzigen Malers so gut wie überhaupt nicht. Eine leichte Schrägansicht deutet nur seinen dunklen Vollbart und seine allgemeine Finsternis an. Er ist jedoch nicht ohne Humor: er hat einen Sonnenhut auf und hält in seinen ausgebreiteten Armen ein Stück Leinwand oder ein Stück Papier – schwer zu sagen, denn das Teil ist leer. Vielleicht handelte es sich um eine Pariser Tageszeitung. Aus der linken Faust ragt ihm auch noch ein Pinselstiel, eine Impfspritze oder ein Giftpfeil, ganz wie Sie wollen. Hoffentlich kommt nicht gleich Karl Lauterbach vorbei. Dieses Werk schnitt ich mir einmal aus einem Buch aus, das sonst nicht viel taugte. Seitdem hängt das seltene *Selbstbildnis* eingerahmt an meiner Zimmerwand.

∞ Verfaßt 2024

Siehe auch → Fotografie → Musik, Trotz & Töne → Puppe → Schaulust und Abstumpfung → Theater

Vergeudung

13. Februar 5721. Bei Ausgrabungen am Thüringer Wald im ehemaligen Deutschland des Planeten Erde sind MarsianerInnen erneut auf ein merkwürdiges Phänomen gestoßen. Altmodische Wege, die dort meist Feldwege hießen, zeigen zumindest streckenweise sogenannte **Fliesen** – nur sind diese durchweg zertrümmert, bestehen also im Grunde lediglich aus Scherben. Bis dahin wußten unsere Fachleute gar nicht, daß man die deutschen Feldwege gefliest hatte. Ein solcher Straßenbelag mutet ja auch wirklich genauso seltsam wie unbeholfen an. Offensichtlich wurden damals Fliesen verlegt, die nur geringe Belastungen vertrugen, sodaß sie bei der ersten Begegnung mit Pferdehufen oder Offroaderrädern brachen. Aber dann fand man den Bruch vielleicht ganz schick, so wie manche Mosaik, und ließ die Fliesen kurzerhand liegen ...

Ob Fliesen schon zu *Brockhaus'* Zeiten als »Bauschutt« galten, der anständig (mit Gebühren belegt) zu entsorgen sei, möchte ich gar nicht untersuchen. Ich will auch nicht abstreiten, daß der Mensch seit der Antike schon viele reizende Boden- oder Wandfliesen hervorgebracht hat. Nimmt man gleich noch andere Wandbeläge hinzu, wie etwa Papiertapeten, Seidenstoffe, Teppiche oder Bahnen aus Krokodilleder, könnte man aus dem Staunen kaum noch herauskommen. Unter volkswirtschaftlichen und moralischen Gesichtspunkten betrachtet, kommt einen allerdings, wieder einmal, das Grausen an. Jeder Zeitungsleser weiß es: während er in seinem Bad drei wunderschöne Jugendstil-

kacheln verklebt hat, sind auf diesem Planeten bereits die nächsten paar Tausend Kinder und Großmütter verhungert. Wer den Gesamtwert der bisherigen menschlichen Boden- und Wandbelagsproduktion in Dollar angeben wollte, müßte mit riesigen Zahlen operieren, die eigentlich schon bei der Berechnung des US-Militärbudgets (2022: 877 Milliarden) an ihre Grenzen stoßen.

Der kürzlich von mir erwähnte Dachs aus dem Jugendbuch *Der Wind in den Weiden* vertritt folgenden Standpunkt. »Wollte ich meine Höhlenwände mit so einem Kunstmüll zukleistern, wäre ich ja schon blöd, weil ich mich damit des würzigen Duftes von Kiefernwurzeln, Trüffeln und dergleichen mehr beraubte. Nein, mein geblümter Schlafrock genügt mir. Will ich ihn unbedingt in Ruhe und mit Wohlgefallen mustern, spanne ich ihn eben zwischen ein paar Pflöcken an einer Höhlenwand aus. Das mache ich mitunter auch, sofern sich einmal Besuch angesagt hat.«

∞ Verfaßt um 2020

Nach einigen Fotos im Internet glänzte der Münchener Komponist **Ludwig Thuille** (1861–1907) durch einen fescen Zwirbelbart mit aufwärts gebogenen, messerscharfen Spitzen. *Brockhaus* hält ihn außerdem für »einen der bedeutendsten Kompositionslehrer seiner Zeit«. Der Spätromantiker habe sogar eine viel benutzte *Harmonielehre* verfaßt. Eben – damit kam er doch reichlich spät, wenn Sie mich fragen. Denn wieviele durchaus hinreichende, gedruckte Harmonielehren mögen damals weltweit bereits in Umlauf gewesen sein? Sicherlich viele tausend. Sie alle mußten mühsam verfaßt, gedruckt und an den Mann gebracht werden. Andererseits kam Thuilles Tod verdammt früh, sodaß er unser Mitgefühl verdient. Laut *Wikipedia* erlag er mit 45 »plötzlichem Herzversagen«. Die Mammut-Online-Enzyklopädie rüffelt mich auch gleich: Thuilles *Harmonielehre* sei durchaus »wichtig« gewesen, habe sie doch »die ältere Art der Akkordbezeichnung mit den neuen Ideen der Funktionstheorie von Hugo Riemann« verbunden. Deshalb werden dann Thuilles Kinder, zwei Stück, auch wieder je eine *Harmonielehre* verfaßt haben, die zwar nicht die großen Terzen umstieß, aber den Text mit kleinen, farbig gedruckten Komponistenporträts ausschmückte, etwa des Vaters engen Freund Richard Strauss zeigend. Strauss, nur geringfügig jünger als Thuille, durfte sogar den deutschen Faschismus noch erleben.

Ich habe erst kürzlich das verbreitete Phänomen der *Streuung* behandelt, und genau sie ist es, die oft den Blick auf Zusammenhänge und im Grunde irrsinnige Gesetzmäßigkeiten verhindert. Da können zuweilen *Ballungen* nützlich sein. Der

wahrscheinlich nur Fachleuten bekannte Weimarer Organist und Komponist **Johann Gottlob Töpfer** (1791–1870) habe auch ein *Lehrbuch der Orgelbaukunst* vorgelegt, teilt *Brockhaus* mit. Dadurch habe er sich »zum führenden Theoretiker der romantischen Orgelbaukunst« aufgeschwungen. Von wievielen vorangegangenen Lehrbüchern der Orgelbaukunst er dabei gezehrt oder abgeschrieben habe, verrät *Brockhaus* nicht.

Ich greife zuletzt den Vorarlberger Baumeister **Peter Thumb** (1681–1766) heraus. Neben der berühmten Wallfahrtskirche in Birnau am Bodensee verdanken wir ihm die Bibliothek des Sankt Gallener Benediktinerstifts. Sie ist im *Brockhaus* sogar abgebildet.* In diesem erlesen gearbeiteten, sündhaft kostspieligen Gemach zeigen nun also verschiedene Universallexika, Fachbücher und Erbauungsschriften aus soundsovielen Jahrhunderten ihre schweins- oder rindsledernen Rücken. Während sie dort stehen und während sie alle einst verfaßt und gebunden worden sind, setzte die Menschheit ungerührt Kinder in die Welt und ließ sie wahlweise verhungern oder von Feinden des Vaterlands totschießen – Millionen Kinder und Millionen Feinde. Oder war es eher umgekehrt? Daß die Gelehrten von diesen heillosen Zuständen unbeirrt an ihrem Glauben festhielten, auch sie müßten jetzt noch unbedingt ein wichtiges Werk auf den Markt beziehungsweise aus dem Fenster werfen?

∞ Verfaßt 2023

* https://de.wikipedia.org/wiki/Stiftsbibliothek_St._Gallen#/media/Datei:Stiftsbibliothek_Saal_2023_1.jpg

Siehe auch → Bürokratie, Coster S. → DDR, Tuchscheerer → Horten oder Abstoßen → Kirche, Freising → Kosmologie, Metamorphose → Literaturbetrieb, Cotarelo → Spezialisierung → Technik, Matzeliher

Versprechungen

Täglich Wunder Ein von mir geschätzter randständiger Autor kündigt sein nächstes Buch in einem Artikel beiläufig für Ende Oktober an. Pustekuchen. Mitte November bestelle und bezahle ich es schon einmal. Am Monatsende wage ich den Verlag um die Auskunft zu bitten, ob das Buch bereits gedruckt oder wenigstens geschrieben sei. Nach einigen Tagen kommt immerhin eine Antwort: das Buch sei fertiggestellt, man wisse aber noch nicht, wann es gedruckt werden könne. Das Buch kommt im Neuen Jahr.

Nur eine ärgerliche Kleinigkeit? Das schon. Aber wenn sich die ärgerlichen Kleinigkeiten häufen? Dann wachsen sie Jahr für Jahr in den blauen Himmel, den einem

die liebe Mitwelt so gern in Aussicht stellt. Ich fürchte allerdings, die meisten Leute nehmen diese Pyramiden aus nicht eingehaltenen Versprechungen und den entsprechenden Vertröstungen wegen ihrer Üblichkeit gar nicht wahr. Der randständige Autor verspricht sein nächstes Buch, weil er bereits seit 3 1/2 Jahren keines mehr vorgelegt hat. Die Welt könnte an seiner Produktivität oder an seiner Lebendigkeit zweifeln. Vati verspricht für Sonntag Drachensteigen, um endlich seine Ruhe zu haben. Am Samstag fährt er zu einer Konferenz. Die Werbung verspricht Tag für Tag Wunderdinge; der Politiker verspricht die gleitende Jugendrente, weil er sowieso schon mit einem Bein in der Kiste steht. Niemand wird die ZuvielversprecherInnen StraftäterInnen schimpfen oder sie gar zur Rechenschaft ziehen. Denn was sie tun, gilt als urmenschlich. Jeder ist schließlich darauf erpicht, sich selbst in möglichst gutes Licht zu rücken, den anderen dafür über den Tisch zu ziehen. Jeder fühlt gewaltige Kräfte in sich schlummern, die nur noch nicht alle geweckt worden sind. Wenn die *grüne* Außenministerin einer ungefähr Gartenteich großen karibischen Insel verspricht, sie werde »Rußland ruinieren«, darf man sicher sein, die Frau glaubt daran.

Scheinen sich angeblich linke / alternative / systemkritische Leute oder Einrichtungen besonders gern in fahrlässiger Übertreibung oder Ignoranz zu üben, hängt es vielleicht mit ihrer Freude darüber zusammen, daß wir »bürgerliche« Tugenden wie Zuverlässigkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit in der Postmoderne endlich über Bord geworfen haben. Das war ja doch nur Sand im Geschäftsgetriebe. Jetzt ruht er, mit dem Plastik, auf dem Meeresgrund.

Ich will Ihnen trotzdem zu der altmodischen Faustregel raten: Versprechen Sie stets etwas weniger, als Sie voraussichtlich einhalten können. Wird es dann sogar mehr, hat der Betreffende die Überraschungsfreude noch dazu.

∞ Verfaßt 2023

Vertretung

Marx, Caroline (1824–47), Prominentenschwester. Es geht hier nicht um den weltberühmten, meist vollbärtigen Denker Karl Marx, Sohn eines Trierer Justizrates. Marx junior wurde vergleichsweise alt. Mit seiner Ehefrau Jenny hatte er sieben Kinder, von denen allerdings fünf früh starben, vorwiegend sogar als Kleinkinder. Das war damals leider nicht ungewöhnlich. Aber für dieses Werk ist es zuviel. Ich will mich deshalb in der nament-

lichen Nennung auf die frühverstorbenen *Geschwister* des Denkers beschränken. Das sind immer noch genug, nämlich gleichfalls fünf. Im ganzen hatte Frau Justizrat Henriette neun Kinder geboren.

Caroline Marx wurde mit 23 von der Tuberkulose weggerafft. Sie war immer schwächer und müder geworden. Über ihre Schulbildung sei nichts bekannt, heißt es in einem anscheinend gut belegten *Wikipedia*-Artikel über die Geschwister. Die gescheiterte deutsche Revolution von 1848 verpaßte sie um ein Jahr. Ihr Temperament? Ihre Sehnsüchte? Die Sekundärliteratur zum berühmten Bruder ist länger als die Mosel; kraulen Sie tapfer hindurch; vielleicht finden Sie ein Bröckchen.

Henriette Marx (1820–45) war nur geringfügig älter geworden, 24. Auch sie fiel der Schwindsucht zum Fraß. Trotz ihrer Erkrankung hatte sie im September 1844 einen künftigen Eisenbahndirektor geheiratet. Wenige Monate später war sie tot. Das ersparte ihr immerhin die fünf Schwangerschaften, die der Witwer dann der Nachfolgerin gemacht haben soll.

Mauritz David Marx (1815–19), der Älteste, wurde keine vier. Bei ihm ist noch nicht einmal die Todesursache bekannt.

Hermann Marx (1819–42) erlag, laut Kirchenbuch, mit knapp 23 der »Lungensucht«. Er hatte Kaufmann gelernt und war zeitweise sogar in Brüssel angestellt. Sein genaues Verhältnis zum Geld ist vermutlich unbekannt. Aber er hätte wohl kaum dicke Bücher über dieses Phänomen verfaßt.

Eduard 11 (1826–37), Gymnasiast in Trier, Schwindsucht.

Man sieht also, in der Familie Marx senior saß der berüchtigte Tuberkulose-Wurm. Sohn Karl wurde offensichtlich von ihm verschont – warum, dürfen Sie mich nicht fragen. Ein Spitzfinder wird Ihnen allerdings versichern: »*Einer* mußte doch den Marxismus erfinden! Das wußte der Wurm.« Die anderen Geschwister hatten eben das Los der Pechvögel gezogen. Nebenbei höre ich gerade, ein paar SchülerInnen meines Landes Thüringen hätten Glück. Das Familiengericht Weimar habe zwei Schulen der Goethestadt zahlreiche Corona-Maßnahmen, voran die Masken- und die Testpflicht, mit der Begründung untersagt, sie stellten eine erhebliche Gefährdung des Kindeswohls dar, ohne daß dafür ihr Nutzen erkennbar und belegt sei. Die Beweislast liege auf Seite der Regierenden. Die Aussagekraft der Tests wird in dem Urteil ausdrücklich bezweifelt. Freilich stoße es bei den Mainstreammedien, wenn nicht auf Desinteresse, auf Ablehnung, heißt es im Portal* des Altsozialdemokraten Albrecht Müller, der neuerdings revolutionäre Töne angeschlagen hat. Vermutlich werde das Urteil aber sowieso gekippt. Das Bildungsministerium des von mir überaus geliebten Landesvaters Bodo Ramelow habe bereits seine

Entschlossenheit bekundet, das Urteil weitgehend zu ignorieren. Die warten jetzt schön die Kippung durch eine sogenannte Höhere Instanz ab. Spürt die aber auch nicht, wird uns Gottvater Ramelow einmal zeigen, wer den Schlüssel zum Geräteschuppen mit den Karrierehürden und den Zugang zu den Geldhähnen im Keller hat.

Man wird vielleicht seufzen: »Die haben den eben gewählt – was wollen Sie machen?« Ich will einmal nachdenken, erwidere ich. Gerade so wie Karl Marx, der studierte Jurist und Philosoph, allerdings über das Phänomen der *Vertretung*, das er möglicherweise nie behandelt hat. Er hat mit seinem Marxismus nur dafür gesorgt, daß sich viele Millionen von Kleinen Leuten nach ihm von Führern wie August Bebel oder Walter Ulbricht vertreten – und verarscht sahen.

Soweit ich sehe, wird die Reich- und Kragenweite des Systems der Vertretung von Laien oft unterschätzt. Das gilt selbst für »alternative« Laien. Fordert der Vegetarier, wer Fleisch wolle, müsse auch bereit sein, dessen Träger zu töten, etwa ein niedliches Kalb, verlangt er viel. Dann müßten wir neben dem Metzger auf die halbe Menschenwelt verzichten. Nur Tiere vertreten einander nie. Weder schickt das Kalb den behelmteten Bullen noch der Igel Rennmeister Lampe vor. Das Vertreten eröffnet uns ungeheure Spielräume. Da der alte Sumerer im Tempel seine Beterstatuette wußte, konnte er sich wichtigen Markt- oder Waffengängen widmen, statt im Tempel auf den Knien zu liegen. Opfert Abel ein Lamm oder Gott Jesus, brauchen wir uns nicht zu opfern. Fehlt einem Knaben das Zeug zum Till Eulenspiegel, kann er sich gegen Glasmurmeln oder Gummibärchen eine Art mittelalterlichen Lohnkämpfen mieten, der seinen Hänslern tüchtig eins auf die Fresse gibt. Eben nach diesem Muster bedienen wir uns des Metzgers, der das Kalb für uns absticht. Schmierende Komödianten wie Peter Hartz bemühen Betriebsräte oder Rechtsanwälte, bevor sie vielleicht einen Mörder dingsen. Alle Arbeitsteilungen, alle Ablösungen wie Geld, Symbole, Sprache sind Vertretungen, die unseren Verkehr erleichtern, unsere Spielräume vergrößern, unsere VolksvertreterInnen bereichern.

Die Nachteile liegen ja auf der Hand. Der Lohnkämpfer erpreßt, der Abgeordnete betrügt mich. Vorgefundene Arbeitsteilung erstickt Begabung, verhindert Entdeckungen, vergrößert Abhängigkeit. Zunehmende Verästelung läßt uns immer häufiger straucheln; wir verfangen uns; wir fallen herein. Kurz und schlecht: Fortschritt bedeutet, Entfremdung und Entmündigung nehmen unaufhaltsam zu. Dagegen behalten die Füchse und Dachse ihre Nahrungssuche, Interessen, Perspektiven lieber in der eigenen Pfote. Allerdings kennen sie keine Gerechtigkeit. Bei ihnen hat der Magere Pech und gerät unter die Räder. Sie sind dem Zufall unterworfen – den die Vertretung auszuhebeln versucht. Das gereicht

ihr aber trotzdem nicht zur Rechtfertigung. Das System der Vertretung setzt immer schon das ungerechte System voraus; gerade so wie die Rechtfertiger des Geldes stets den Tausch voraussetzen. Dabei ließen sich Ausgleich und Solidarität auch in einem runden System gewährleisten, etwa einer 30köpfigen Kommune. Hier beruht alles auf Absprache und Teilhabe. In dieser Hinsicht sehe ich freilich schon für ein Residenzstädtchen wie Weimar schwarz, das gegenwärtig 65.000 EinwohnerInnen hat.

Man könnte fast befürchten, alle Weltverbesserungsprogramme würden an der Unmöglichkeit zerschellen, die Menschenwelt und ihre Einrichtungen wieder zu verkleinern, statt sie unbeirrbar aufzublähen. Es ist ja klar wie Kloßbrüh: Absprache, Teilhabe, Rechenschaftslegung bedürfen der Überschaubarkeit. Ist diese aufgrund schierer Größe und der interessegeleiteten Wühlarbeit mächtiger Nachbarn nicht mehr gegeben, schleicht sich bald die Verderbnis ins republikanische Gebilde ein. Aber mit dieser Befürchtung lassen sich keine Wählerstimmen einheimsen. Vertretung ade.

∞ Verfaßt 2021

* Tobias Riegel, »Gericht in Weimar verbietet Schulen Maskenzwang und Testpflicht«, *NachDenkSeiten*, 12. April 2021: <https://www.nachdenkseiten.de/?p=71509>

Verwandlung

Zumindest hat **Gunnlöð** einen hübschen Namen, das muß man ja zugeben. In der *Edda* sei sie, so *Brockhaus*, eine Tochter des Riesen Suttung, »Hüterin des Dichtertranks, den Odin durch eine List gewinnt: er dringt in Schlangengestalt bei Gunnlöð ein, nimmt den Trank zu sich und entweicht in Gestalt eines Adlers.«

Bravo! Wer hätte nicht auch schon von solchen günstigen Verwandlungen geträumt! Die PolitikerInnen übrigens nie. Sie verstellen sich lediglich. Etwa um vorzugeben, uns im hohen Amte vertreten zu wollen und notfalls noch nebenbei, wie Baerbock, der deutschen Volkswirtschaft zuliebe Rußland auszubluten. Aber wer weiß, ob das bei denen nicht auch schon so artgemäß ist wie etwa im Reich unserer Haustiere, wo die Katze einen Buckel oder unsere Gans ihren Hals zur Lanze macht. Hier liegen weder Verstellung noch Verwandlung vor. Diese Geschöpfe können nicht anders: sie spielen nur ihre artgemäßen Trümpfe aus. Bei Eseln und Tigern scheint die Sache mitunter gleichwohl anders zu liegen. In Canettis übergewichtiger Prosaarbeit *Masse und Macht* von 1960 sucht ein Tiger, der offenbar zum Vegetarismus bekehrt worden ist, die Getreidefelder verschiedener Bauern

heim. Erst ein besonders mutiger Feldhüter wagt ihn mit Hilfe einer List anzugreifen. Er hüllt sich in einen grauen Mantel, sodaß er womöglich als wohlschmeckender Esel gelten und so den vegetarischen Tiger wieder auf den Pfad des richtigen Geschmacks führen kann. Doch der vermeintliche Tiger galoppiert erfreut wiehernd auf den Feldhüter zu, weil er sich eine Eselin erhofft. Dabei entgleitet ihm sein Tigerfell. Sein Besitzer hatte den Esel als Tiger verkleidet, um ihn auf Kosten seiner Nachbarn ungestört mästen zu können.

Wo diese ausgesprochen hochbeinigen Tiger heimisch waren, verrät uns Canetti nicht. Jedenfalls war die Verstellungskunst noch nicht perfekt. Wer sich heute ungestört mästen will, gibt sich einfach bei *Rheinmetall*, *Pfizer* oder *Tesla* als ArbeitnehmervertreterIn oder Gesundheitsapostel aus. Nur die braunen Esel dürfen das Volk, statt es zu repräsentieren, treten. Während Canetti das Phänomen der *Vertretung* allenfalls streift, fesseln ihn *Verwandlungen*. Sind *diese* wenigstens »innovativ«?

Zuweilen beschleicht mich nämlich der Verdacht, wer ein unverwechselbares Lebenswerk zu krönen habe, müsse für alten Kaffee irgendeine neue Worthaube finden. Durfte ich mein Geld, statt in der Schneiderei, in einem *Nähstudio* lassen, fühle ich mich in dem geänderten Kleid schon gleich um 10 Jahre verjüngt. Friedrich Georg Jünger faßte Darstellung und Beschwörung unter »Ahmung« zusammen. Canettis »Verwandlung« ist damit verwandt. Wir fühlen uns ein, schlüpfen in Rollen, spielen, verschmelzen Lebensphasen oder -arten, wachsen. Wir bereichern uns selbstbestimmt und unvermittelt. Verwandlung ist Wachstum ohne Delegation und ohne Ausbeutung.

∞ Verfaßt 2024

Voelkner, Benno (1900–74), DDR-Schriftsteller. Das schlechte Los deutscher LandarbeiterInnen zu Kaisers und Krupps Zeiten wird bis heute viel zu stiefmütterlich behandelt. Gegen dieses Versäumnis schrieb der ostdeutsche gelernte Klempner Benno Voelkner 1955/60 mit seinem umfangreichen Roman *Die Leute von Karvenbruch* an. Wahrscheinlich spielt das Werk auf einem mecklenburgischen Gutshof. Voelkner kannte sich aus. Dem Faschismus entronnen, verfocht er nach dem Zweiten Weltkrieg die Bodenreform im Städtchen Krakow am See, wo er Bürgermeister war. Zuletzt stieg er in die Schweriner *SED*-Bezirksleitung auf. Er starb 1974 mit 73.

Erfreulicherweise mutet uns sein Roman kaum Holzigkeiten oder Längen und nur wenige gleißende Spruchbänder zu. Er bleibt fast immer spannend. Zuletzt marschiert die Rote Armee auf dem Herrensitz ein. Als Schlußbild müssen die abgerissenen Gestalten der

überlebenden niederen Gutsleute allerdings im Morgenrot stehen. Ansonsten malt Voelkner seine Gestalten für meinen Geschmack leider durchweg zu blaß, sodaß sie oft schlecht zu unterscheiden sind. Diesen Mangel teilt er freilich mit zahlreichen westlichen Erzählern, die zurecht nicht Tschechow heißen. Überdies hätte ich dem elternlosen Knaben Jan, mit dem Voelkner sein Werk eröffnet, mehr Aufmerksamkeit gewünscht. Einst von Schreckbild Ulmke stumm und bucklig geschlagen, außerdem bestohlen, darf Jan, inzwischen Pferdeknecht, erst am Ende des Romans seine Stimme wiederfinden. Voelkners Hauptaugenmerk gilt dem Landarbeiter und Kutscher Ulrich Hölding, der einiges an Folter und Gefangenschaft durchzustehen hat. Er gibt ihn aber keineswegs als kämpferisches *KPD*-Plakat. Hölding hat immer mal wieder über seine Neigung zu Wankel- und Schwermut zu stolpern. Man wundert sich fast, daß dieser Buchheld bei Alfred Kurella (in Leipzig und Ostberlin) durchging.

Ähnlich uneindeutig gibt Voelkner Landarbeitertochter Vroni, die sich der Gunst des Gutsherrn erfreut und bald ins Schloß umzieht, nie jedoch zum charakterlichen Wrack à la Ulmke herabsinkt. Die Frauen kommen bei Voelkner nicht zu kurz. Eine üble Falle stellen Ulmke und *SS*-Scherge Blugge der Witwe Lisel Hulk. Sie hatte einen jungen todkranken russischen Gefangenen in ihrer Hütte verbotenerweise wiederholt beköstigt. Nun führen Ulmke und Blugge die blutige, wahrheitswidrige Posse auf, Lisel mit Pawel im Bett erwischt zu haben. Pawel wird gleich aufgeknüpft; Lisel wandert ins KZ.

Die Mißhandlungen und Qualen ziehen sich so unerbittlich durch diese um 1900 einsetzende Geschichte wie das haarsträubende Unrecht. Ich gebe zu, im Laufe der knapp 600 Seiten wurde es mir fast zuviel. Dazu gehört, daß der eine Gutsknecht immer mal wieder dem anderen Gutsknecht vorwirft, sich nicht genug zur Wehr zu setzen. Nimmt dieser jedoch den Vorwurf an, wird er früher oder später doppelt und dreifach zusammengeschlagen und gedemütigt. Vermutlich führt Voelkner diese Härten auch deshalb vor, um seine LeserInnen gleichfalls zum Widerstand aufzustacheln. Aber allmählich kommt mir der unnachsichtige Ruf zum Widerstand wie ein erpresserischer Zug vor, der sich höchst unangenehm durch die ganze Geschichte der Arbeiterbewegung und insbesondere des Kommunismus zieht. Dabei wurden nachweislich viele KämpferInnen schlicht verheizt. Einige Funktionäre gaben gewiß ein Beispiel, weshalb sie als Märtyrer in die Parteigeschichte eingingen. Andere wußten sich immer so geschickt aus der Affäre und der Front zu ziehen wie etwa Ulmke – ich sagte nicht: Ulbricht.

Am vergleichsweise knappen Vorwort meiner Ausgabe (Ostberlin 1960, *Aufbau-Verlag*) hatten Kurella und Ulbricht sicherlich ihre Freude. Nach der »Bodenreform« (zunächst Enteignung der Junker und Verteilung ihres Landes) winkt der Verfasser *G. Sch.*

mit den riesigen Vorteilen der »sozialistischen Großflächenproduktion«, also der *Mammutisierung*, von meiner Warte aus. Schon die Zwangskollektivierungen in der Sowjetunion der Vorkriegszeit waren ja eine Dampfwalze gewesen, die ungeheuerliche Opfer an Menschen, Gesundheit, Entfaltungsmöglichkeiten und Nahrung forderte. Dazu empfehle ich die *Erinnerungen* von Victor Serge. Heute schweben die bestens gefederten, haushohen *Fendt*-Schlepper über die endlosen ostdeutschen ehemaligen *LPG*-Äcker und fühlen sich sauwohl, weil alles schon so gut angerichtet war.

∞ Verfaßt 2022

Vögel

In jenen Sommerferien, die mich, per Fahrrad, am erwähnten *Boxheimerhof* vorbeiführten, traf ich auch den seltenen **Brachvogel**. Das heißt, gesehen habe ich ihn nie, obwohl das Hessische Ried eher flach ist: ein mit Kieferngehölzen und Pappelhainen gespicktes Brett, das für Heuwiesen und endlose Spargelmieten gut ist. Der schmale Fluß Weschnitz, kaum kniehoch, ist zum Teil eingedeicht. Auf den Deichen oft Schafe, die sich vom dornigen, rosa blühenden Hauhechel bereitwillig ritzen lassen. Der Brachvogel soll eine große Schnepfe mit ungewöhnlich langem, gebogenem Schnabel sein. Das Außerordentliche ist aber seine Stimme. Sie ließ mich wiederholt im Dreieck Bensheim–Lorsch–Heppenheim aufhorchen. In bayerischen Mooren wird der Kurzstreckenzieher »Märzflöte« genannt – nicht zu unrecht. Er hat mehrere Rufe beziehungsweise Pfiffe. Seinen Brutgesang jedoch gibt er im Flug als gereihten klangvollen, anschwellenden Flötenton von sich, der beim Niedergehen meist getrillert endet. Man glaubt zunächst, er pumpe dieses Lied aus dem Ried. Dann verschwebt es über den Deichen. Im ganzen ruft oder singt der in Grautönen gescheckte Vogel, der als stark gefährdet gilt, ziemlich laut, wohl seiner Krähengröße entsprechend. Gleichwohl schwingt stets Wehmut mit.

∞ Verfaßt 2023 • Siehe auch → Natur, Pražák

Vorlieben/Besessenheiten

Den Selbstmord des französischen Karikaturisten **Jean Bosc** erwähnt *Brockhaus* immerhin in Klammern. Der namhafte und vermutlich alles andere als bitterarme Künstler brachte sich vor gut 50 Jahren, am 3. Mai 1973, mit 48 um. Näheres von Boscs Beweggründen und seiner Vorgehensweise wissen (angeblich) weder das Universallexikon noch das Internet. Es gibt natürlich passende Aussprüche von ihm, die seine Wut über die Vereinnahmung und Verflachung aller Gesellschaftskritik bezeugen. Aber ich wäre auch nicht verblüfft, wenn ihn seine Familie angeödet oder ein Tumor gezwackt hätte. Einige Quellen sprechen von einer »chronischen Erschöpfung«, die Bosc seit seiner Soldatenzeit zugesetzt habe. Man darf spekulieren.

Täusche ich mich nicht, hatte sich der Künstler gern über die Absurditäten unseres Lebenswandels lustig gemacht, Militärparaden, Ehebünde und Knollennasen eingeschlossen. Seine Hauptleidenschaft, das Karikieren, nahm er offenbar nicht aus, denn er sagte einmal, sein Erfolg als Zeichner beruhe auf dem Umstand, gar nicht zeichnen zu können. Irgendwie scheint er seine »Masche« aber gefunden zu haben. Mag uns über den Weg laufen, was will, bemerkte Boscs Landsmann Alain wiederholt, wir bleiben immer der eigenartige Zeitgenosse, der ein Huhn in Fuchsfleisch verwandelt. Die Einflüsse können zufällig, abseitig und belanglos bis zur Lächerlichkeit sein; sofern sie uns aus oft unerfindlichen Gründen kitzeln, erheben wir sie auf das Niveau unserer angeblichen Persönlichkeit.

In meiner Stadtrandgegend stapfen einige o-beinige Zeitgenossen umher, die ihr Glück vor allem auf Pferderücken finden. Sie striegeln ihre Apfelschimmel inbrünstiger als ihre Ehegatten und können sich über einen verrenkten Huf ihres Lieblings schier das Herz brechen. Einen Billardstock, auch Queue genannt, nähmen sie noch nicht einmal geschenkt, um ihn als Querstange im Koppeltor oder wenigstens als Zaunlatte zu verwenden. Für den leidenschaftlichen Snookerspieler wiederum stellt sein gedrechselter Stock mit der Lederkuppe die Seele der Welt dar. Schmiegt er das Kinn an ihn, vergißt er seinen heute so genannten Lebenspartner, falls er einen hat. Andere liegen stundenlang im Röhricht auf der Lauer, um einen Fischadler oder den Großen Brachvogel ins Fernglas zu bekommen. Meine Freundin Marion kann über erstklassig gearbeiteten »Schwalbenschwänzen« in Entzücken geraten, denn sie ist gelernte Tischlerin. Diese gesägte oder gestemmte Verzahnung verbindet Schubladen- oder Stuhlteile wackelfester als jeder CO²-freie 5-Komponenten-Leim.

Jene Zufällig- oder Abseitigkeit kann die Besessenen in der Regel keineswegs daran hindern, »ihr Ding« meilenweit über das fremde Ding zu stellen. Das fremde Ding wird belächelt, verachtet, wenn nicht gar gehaßt. Da ist es »natürlich« nicht weit bis Indochina,

wo sich Bosc, bis dahin Schlosser, als junger französischer Soldat die falschen Abwehrkräfte einfüg – gegen Machtgelüste aller Art. Zu Boscs liebsten Feindbildern zählte sein hochgewachsener einstiger Staatspräsident General de Gaulle. Doch was hätte er erst zum Hochmut des aalglatten Emmanuel Macron gesagt? Nun ja, es ist egal, denn die Pappnasen gehen, die Posten bleiben.

∞ Verfaßt 2024 • [Siehe auch](#) → Warten, Warteschleife

Wahrscheinlichkeit (und Zufall)

Döblin, Wolfgang (1915–40), Mathematiker und Schriftstellersohn. Die Phänomene Zufall und Wahrscheinlichkeit werden tagein tagaus als Beruhigungspillen oder Schreckgespenster verabreicht. Sie werden auch gern des langen und des breiten erörtert, obwohl sie meines Erachtens von keinem Sterblichen wirklich verstanden werden können. Arthur Koestler stimmte mir vor Jahrzehnten zu.* Die Gesetze der Wahrscheinlichkeit, die in den Naturwissenschaften die Kausalität abgelöst hätten, funktionierten zwar – wie jeder Physiker, jede Versicherungsgesellschaft oder jeder Croupier bezeugen könnte – doch sei niemand imstande zu erklären, wie und warum sie funktionieren. Der große Mathematiker Johann von Neumann habe sie einmal *schwarze Magie* genannt. »Dabei können wir es belassen.«

Vielleicht darf ich gleichwohl hinzufügen, daß sie vielen inbrünstig Hoffenden oder Bangenden eine Berechenbarkeit vorspiegeln, die es unmöglich geben kann. Der Fluggast etwa beruhigt sich gern mit Statistik. Heute kommen bei Flugreisen jährlich weltweit im Schnitt »nur« 1.000 Leute um – ein magerer Ortsteil von Waltershausen. Bei mehr als vier Milliarden Fluggästen im Jahr liege das Risiko, bei einem Absturz zu sterben, bei rund 0,00001 Prozent, lesen wir etwa im Ratgeber *Die Zeit* am 10. Juni 2009. O welche Augenwischerei! Wer das Risiko für den Einzelnen wirklich berechnen wollte, müßte selbstverständlich wissen, nach welchen Gesetzen der Zufall verfährt – ein schwarzer Schimmel. Den Zufall interessiert die Wahrscheinlichkeitsrechnung nicht die Bohne. Das betrifft erst recht solche Unfälle, in denen »Wahrscheinlichkeiten« der Sorte »persönliche Disposition für eine rheumatische Erkrankung« oder »schlechter Ruf der Fluggesellschaft Gurke, die nur Wracks betreibt«, nicht oder kaum im Spiel sind. Niemand kann erklären, warum es den regelmäßigen Fluggast A. erst in 20 Jahren oder nie erwischt, B. dagegen schon bei seiner Jungfernfahrt.

Eine Bemerkung des polnischen Schriftstellers Henryk Sienkiewicz in seinen hochkarätigen *Briefen aus Amerika* dürfte in dieselbe Richtung zielen. Im Sommer 1876 liebäugelt er mit der Bärenjagd und besucht zunächst einen kalifornischen Squatter, der in seinem abgeschiedenen Gebirgstal gerade an einem »richtigen« Blockhaus baut. Die erste Nacht in der Wildnis habe doch arg an seinen Nerven gezerrt, können Sienkiewicz' Landsleute in einer Warschauer Zeitung lesen. Jedes Rascheln schien ihm Skorpion oder Klapperschlange, jedes Fauchen Luchs oder Puma anzukündigen. Mit dem jähen Auftauchen eines funkelnden Augenpaars über der erst hüfthohen Hauswand rechnend, starrte er von seinem Hobelspänenlager aus, statt zu schlafen, Löcher in die Dunkelheit. »Vielleicht passierte das in tausend Nächten nicht, dennoch konnte es in einer geschehen. Wer garantierte mir, daß diese eine nicht gerade angebrochen war?«

Wolfgang Döblin jagte nicht; er zählte eher zum Wild. Als Sohn des bekannten Schriftstellers Alfred Döblin war er zwangsläufig Jude. Er verstand sich außerdem als Sozialist – in erster Linie jedoch als Mathematiker, wobei er sich just der Wahrscheinlichkeitstheorie verschrieben hatte. In ihr soll er, trotz seiner Jugend, Erstaunliches geleistet haben. Dem Faschismus gemeinsam mit Eltern und Geschwistern über Zürich nach Paris entronnen, studierte er ab 1933 Mathematik und Physik an der *Sorbonne*. Zudem arbeitete er mit dem angesehenen Wahrscheinlichkeitstheoretiker Paul Lévy von der *École Polytechnique*, der ohnehin mit seinem Vater befreundet war. Kaum hatte Wolfgang Döblin 1938 (mit 23 Jahren!) seinen Doktor gemacht, rief das Militär, weil seine Familie inzwischen (1936) eingebürgert worden war. Und beim Wehrdienst holte ihn der Faschismus ein. Im Kampf an der Saar-Front errang Döblin, der als eher insichgekehrter Mensch beschrieben wird, sogar eine Auszeichnung. Doch im Juni 1940 wurde seine Einheit in den Ardennen oder Vogesen aufgerieben. Da die Kapitulation Frankreichs, nach den vorhandenen Informationen, unmittelbar bevorstand, trennte sich der 25jährige Döblin von seinen Kameraden und versteckte sich auf einem Bauernhof im lothringschen Dorf Housseras. Aber eben hier traf kurz darauf eine deutsche Vorhut ein, wie er, vielleicht von einem Heuboden aus, beobachten konnte.

Sicher war natürlich nichts. Solange Menschen im Spiel sind, bleibt immer ein Türchen für Ausnahmen von der Regel oder einfach nur für glückliche Zufälle offen. Dennoch war eine Gefangennahme und Folter durch die deutschen Eindringlinge ziemlich wahrscheinlich. So machte der junge Mathematiker eine frühere Ankündigung wahr und erschoss sich in der Scheune des besagten Bauernhofs.

Pikanterweise zogen es seine Eltern im selben Sommer vor, Richtung Lissabon und von dort aus in die USA zu flüchten. Die Mittel dazu hatten sie offensichtlich. Und später

hatten sie, Marc Petit zufolge (2005)**, ein schlechtes Gewissen. Sie sollen erst in den Staaten erfahren haben, daß ihr Sohn Wolfgang schon gar nicht mehr kämpfte. Weil er unter der lothringischen Erde lag. Petit behauptet, dieser Gewissenskonflikt sei auch in Alfred Döblins letzten Roman *Hamlet oder die lange Nacht nimmt kein Ende* eingeflossen. Die Hauptfigur Edward habe Ähnlichkeit mit Wolfgang. Etwas später, 1957, sah sich der tote Sohn auf dem Friedhof von Housseras just von seinen gleichfalls verstorbenen Eltern Alfred und Erna flankiert. Sie wurden neben ihm begraben.

Es ist ein seltsamer Akt der Wiedergutmachung. Stephan Döblin, jüngstes Kind des Ehepaars, bestätigte Petits Feststellung von den Schuldgefühlen der Eltern vor einigen Jahren im Gespräch mit Christina Althen.*** Insbesondere der Vater habe ein schlechtes, ein kühles Verhältnis zu Wolfgang gehabt. Stephan glaubt, dieser Umstand habe die Entscheidung seines Bruder in jener Scheune, sich umzubringen, sozusagen begünstigt. Im übrigen macht Stephan, geboren 1926, keinen Hehl daraus: die Ehe seiner Eltern war seit vielen Jahren zerrüttet. Der berühmte Schriftsteller hatte eine dauerhafte Geliebte, das fand seine Gattin Erna gar nicht lustig. Nachdem Alfred, der unter anderem an Parkinson litt, in einer Schwarzwaldklinik gestorben war, habe sich die Witwe sogar geweigert, Dritte von seinem Ableben zu unterrichten. Die so gut wie unbesuchte Beerdigung sei ein Albtraum gewesen. Gleichwohl vergingen keine drei Monate, und Erna Döblin (1888–1957) machte es wie ihr Sohn Wolfgang: sie nahm sich, in Paris, das Leben, wenn auch »erst« mit knapp 70 Jahren. Näheres, die Gründe eingeschlossen, ist mir nicht bekannt.

∞ Verfaßt um 2015

* Arthur Koestler, *Die Armut der Psychologie*, deutsche Ausgabe Bern/München 1980, S. 270

** Laut Ursula Homann, »Wer war Wolfgang Döblin?«, *literaturkritik.de*, Januar 2007:

<https://literaturkritik.de/id/10323>

*** <https://www.fischerverlage.de/verlag/aktuelles/unsere-autorinnen-im-gespraech/interview-mit-stephan-doeblin-er-strebte-immer-nach>, (Berlin) November 2008

Die schwäbische Schriftstellerin **Emma Waiblinger** (1897–1923), heute so gut wie vergessen, erschießt sich mit 26 in der elterlichen Wohnung in Esslingen aus Gründen, die sich leider auch mit Hilfe zweier immerhin vorhandener Porträts aus der Feder von Kolleginnen*/** nur wenig erhellen lassen. Sie war Tochter eines zur Schwermut neigenden Buchhändlers. Sie selber hatte zunächst, wahrscheinlich verordnet, Kindergärtnerin und Hebamme gelernt. Aus ihrem 1920 in Heilbronn erschienenen Roman *Die Ströme des*

Namenlos läßt sich mit Vorbehalt schließen, sie hätte gern Medizin studiert. Der aufmüpfige Geist dieses Erst- und Letztlings soll ihr einerseits Mißbilligung, andererseits Begeisterung »vieler Leserinnen« eingetragen haben. Tatsächlich aber arbeitet sie nach der Veröffentlichung doch wieder als Kindermädchen, diesmal beim Schriftsteller und Arzt Ludwig Finckh am Bodensee.*** Eine »heftige Darmerkrankung« zwingt sie zu einem Sanatoriumsaufenthalt. Im Herbst 1923 aus der Schweiz in die Heimatstadt zurückgekehrt, spricht sie von Auswanderungsplänen (Amerika), lernt Englisch, erstet eine Schiffskarte und packt bereits die Koffer – um sich Ende November das Leben zu nehmen.

Bei ihrem sozialen und geschlechtlichen Hintergrund fragt man sich eigentlich schon ganz pragmatisch, ob Emma überhaupt schießen konnte und woher sie die Pistole hatte. Und muß nicht nach der Tat auch Polizei im Haus gewesen sein? Die Kolleginnen verraten es nicht. Ihre Familie habe keine Erklärung für diesen Selbstmord gefunden, schreibt Tietz. Nach einem Bericht von Waiblingers Schwester Elisabeth hinterließ sie auch keine Abschiedszeilen. Dafür habe sich im Ofen die Asche ihres zweiten Buchmanuskriptes gefunden, das dieses Mal einen männlichen Helden haben sollte. Tietz hält es nicht für unwahrscheinlich, Waiblinger sei just in eine solche »Schreibkrise« geraten, wie sie bereits in ihrem ersten Roman geschildert wird. Neben Elisabeth hatte Waiblinger zwei Brüder, wobei der ältere Bruder, Erwin, im Ersten Weltkrieg »fiel«; der jüngere bleibt namenlos. Von einem Porträtfoto blickt uns Emma aus hübschem, leise lächelndem, durch die Wangenknochen etwas slawisch wirkendem Gesicht zum Verliebten an – freilich weiß man als Außenstehender ja nicht, ob sie zum Beispiel nicht hinkte, wenn auch vielleicht »nur« im Gemüt. Über ihr Wesen erfährt man also ebenfalls sehr wenig. Als Hebammenschülerin (in der Tübinger Frauenklinik) soll sie »beliebt« gewesen sein. Ihre Romanheldin, Agnes Flaig – übrigens braunhaarig, von »geradem«, ansprechendem Wuchs und in vorteilhaftem »Kleidlein« sicherlich »hübsch« anzusehen (S. 238) – hatte mit »heftigen Gefühlen« zu kämpfen. Aber Flaig hat sich *nicht* erschossen, vielmehr zuletzt an die normale Welt angepaßt.

Waiblingers Roman, übrigens »Ludwig und Dorle Finckh gewidmet« und 1921, *dnb* zufolge, immerhin in zweiter Auflage »4. bis 5. Tsd.« erschienen, ist in der wenig distanzierenden Ich-Form erzählt. Das würde zum Versuch einer jungen Autorin passen, sich über ihren eigenen Werdegang Rechenschaft abzulegen – und ihn dabei selbstverständlich mit einer gesellschaftsfähigen Lösung zu krönen, die ihr selber, außerhalb des Romans, vermutlich oder sogar offensichtlich verwehrt war. Ihre Agnes »kommt an«, wenn ich ein Modewort meiner Zeit benutzen darf. Sie kommt im schwäbischen Mittelstand und im schwäbischen Mittelmaß an. Das auf Ordnung, Sauberkeit, Fleiß und

Tugend pochende Hausmütterchen in der jungen Frau siegt über die mal rebellisch, mal schwermütig gestimmte, jedenfalls stets leidenschaftlich glühende Dichterin in der jungen Frau. Als solche hätte sie gern die ganze Welt umspannt. Mit einer dicken Buche am Waldrand war ihr dies einmal als Schulmädchen unter gewaltigem Knacken der Handgelenke gelungen, doch was die Welt betrifft, erwies sich diese dann doch als gar zu übermächtig. So kriecht Agnes zu Kreuze und geht die Ehe mit dem dicken Buchhändler Adolf ein.

Ich wäre nicht verblüfft, wenn die junge Frau Waiblinger die Wonnen sexueller Ekstase nie erfuhr, bevor ihre Pistole krachte und sie, statt nach Amerika, ins Jenseits beförderte. Das Liebesverlangen von Agnes ist riesig, bleibt jedoch an schwärmerischen Beziehungen zu verschiedenen verehrten Mädchen, Frauen, Herren und zum Gymnasiasten Gottfried stehen, der wohl noch rechtzeitig, ehe etwas hätte »passieren« können, durch eine tödliche Krankheit aus dem Verkehr gezogen wird. Daß sie jene Wonnen dann wenigstens noch mit ihrem Gatten erfahren wird, halte ich für sehr unwahrscheinlich. Das Los von vielen Millionen unterdrückter Frauen allein in Mitteleuropa muß vor dem Anbruch der angeblichen Goldenen Zwanziger Jahre furchtbar gewesen sein.

Als Autorin sucht Waiblinger in einer schlichten, etwas unbeholfenen und entsprechend wortarmen Sprache Verständnis, die zumindest über weite Strecken durchaus anrührt. Waiblinger ist auch selten geschwätzig; sie muß sich zur Mitteilung überwinden. Mit ihrer auffallenden, möglicherweise urschwäbischen Verniedlichungssucht (sie freut sich ausschließlich über »Kleidlein« oder aus der Küche aufsteigende »Gerüchlein«) versöhnt eine sanfte Ironie, die sich selbst bei jener Schreibhemmung der designierten Romanschreiberin Agnes bewährt, die diese dann in Adolfs von einem Schlag Kinder durchtobten »verkommenen« Haushalt führen wird. Der zu Herzen gehende Tonfall der gebeutelten Himmelsstürmerin hat mich wiederholt an Meta →Scheele erinnert. Mit dieser teilt Waiblinger auch den unpolitischen Zug. Von sozialem Aufrührertum kann nicht die Rede sein. Es ist schon viel, wenn sich das Schulmädchen Agnes mit ihren Freundinnen für die vagabundisch angehauchten biedermeierlichen Werke des badischen Schriftstellers Victor von Scheffel erwärmt, gestorben 1886. Buchen und Kuchen ja, aber Fabriken und Kanonen kennt sie nicht.

Tietz streicht allerdings Waiblingers ungewöhnliches Pochen auf Frauenbildung heraus, die Chance auf eine literarische Laufbahn eingeschlossen. Dieses Feld war ja damals in der Tat fast allen niederen wie höheren Töchtern noch nahezu verschlossen. Sie hatten Dienstmädchen oder Hausfrau und Mutter zu werden. Das schmeckte Waiblinger gar nicht; wohl deshalb gab sie etlichen Heiratskandidaten, die sich Tietz zufolge um sie

bemühten, Körbe. Tietz weist auch darauf hin, daß Alter ego Agnes ihren Schreibgelüsten keineswegs als »Jugendtorheit« abgeschworen hat; sie verspüre sie am Ende des Romans nach wie vor, habe sie lediglich tief in ihr Innerstes versenkt. Hier liegen »Triebverzicht« und »Verdrängung« auf der Hand, um mit dem damals aufsteigenden Sigmund Freud zu sprechen. Dennoch kommt es mir ähnlich ablenkend, jedenfalls zu kurz gegriffen vor, den tragenden, vermutlich krank oder selbstmordreif machenden Konflikt, wie Tietz, mit dem Widerstreit zwischen »traditioneller Frauenrolle« und »schriftstellerischer Existenz« zu benennen. Wahrscheinlich hätte sich eine Unterstützung genießende und erfolgreiche Schriftstellerin Waiblinger nur etwas später umgebracht, mit 35 oder so. Trifft dieser Verdacht zu, saß der Wurm in ihrem grundsätzlich zerrissenen, für Befriedung ungeeigneten Gemüt.

Ihr schönstes dramaturgisches Glanzlichtlein setzt Autorin Waiblinger leider ausgerechnet bei der Herbeiführung des Happy Ends. Adolf war ursprünglich mit Margret verheiratet, einer älteren Schwester von Agnes, der Agnes nun im »chaotischen« Haushalt zu helfen versucht. Auf Margret wälzt Waiblinger die »schlampige« Hälfte ihres Wesens ab – prompt muß die liebe Schwester dann auch, wie Gottfried, durch Krankheit vorzeitig in den Sarg wandern. Kaum ist Margrets Leiche erkaltet, erlaubt sich Adolf harmlose Anzüglichkeiten und bringt sogar einen Heiratsantrag vor. Agnes ist empört, schmeißt ihre Sachen in den Koffer und verläßt das Haus. Da pfeift es in ihrem Rücken durch die Luft: Der stets zum Scherzen aufgelegte Adolf, der oben im erleuchteten Fenster grinst, hat ihr – »die hast du vergessen« – ihre eigenen Pantoffeln nachgeschmissen! Sie klatschen aufs Pflaster, und Agnes zeigt ihnen selbstverständlich die kalte Schulter. Doch ein paar Monate später reist sie reumütig wieder an. Nachdem sie die Treppen bewältigt hat und klopfenden Herzens ins Canossa der buchhändlerischen Wohnung eingetreten ist, streckt ihr Adolf, der übermütige beleibte Spitzbube, ihre Pantoffeln entgegen: »Ich habe sie damals wieder von der Straße herauf geholt und sie dir aufgehoben; ich wußte ja, daß du wieder kommen würdest.« Da wurde Agnes rot und sah zu Boden. (257)

∞ Verfaßt 2018

* Rosemarie Tietz: *Anne Schieber, Emma Waiblinger, Isolde Kurz. Drei Schriftstellerinnen in Esslingen am Neckar*, Esslingen 1987, S. 23–42

** Irene Ferchel über Waiblinger in: *Literarische Spuren in Esslingen*, 2003, S. 133–35

*** Bei Tietz bleibt Finckh unerwähnt. Den Nachschlagewerken zufolge ist der Mann erst im hohen Alter gestorben, 1964, wenn auch leider als Nazi, wie zu fürchten ist. Da er fleißiger Briefeschreiber war, bat ich das Reutlinger Stadtarchiv um Auskunft und erhielt den Bescheid, in Finckhs Korrespondenz fänden sich keine nennenswerten Erwähnungen der Emma Waiblinger.

Waltershausen

Am 5. Juni 1932 brachte es ein wenig bekanntes thüringisches Städtchen auf die Titelseite des vielgelesenen, in Berlin herausgegebenen Wochenblatts *A-I-Z* (Arbeiter-Illustrierte-Zeitung, Nr. 23). Auf einem Foto sind ein rücklings am Straßenrand liegender Mann mit verklebtem Kopfhaar und zwei andere Männer zu sehen, die erschüttert neben dem Opfer hocken. Der Begleittext lautet: »Mit Karabiner und Gummiknüppel ging die Polizei in Waltershausen gegen die Erwerbslosen vor, die gegen die Kürzung der Wohlfahrtsunterstützung demonstrierten. Der 30jährige parteilose Arbeiter Oskar Kaufmann wurde von der Polizei erschossen.«

Das Alter stimmt nicht ganz, aber ansonsten ist an dem Vorfall nicht zu rütteln. Wie sich versteht, ging dieser **Oskar Kaufmann** nicht in den *Brockhaus* ein. Sein buchstäblicher Fall dürfte freilich nicht nur WaltershäuserInnen wie mich berühren. Herausgeber der *A-I-Z* war übrigens Willi Münzenberg, Kommunist. Er stammte selber, wie das Mordopfer, aus dem Landkreis Gotha. Die damalige Auflage betrug um 500.000. Sie wurde hauptsächlich von mehreren Tausend Erwerbslosen vertrieben. Kaufmann gehörte dem *Arbeiter-Samariter-Bund* an. Dieser war um 1900 auf Anregung von Sozialdemokraten entstanden. Es ging um Selbsthilfe bei Unglücksfällen und die entsprechende Ausbildung proletarischer Sanitäter.

Am 20. Mai hatte es »Arbeitersamariter« Kaufmann selber unweit des Waltershäuser Marktplatzes erwischt. Außerdem habe es an jenem Freitagabend 19 Verletzte gegeben, darunter die beiden neunjährigen Kinder Heinz Massi und Kurt Anschütz, entnehme ich einem gut 10 Jahre alten Gedenkartikeln in *Klarsicht*, einem Monatsblatt der Gothaer Linkspartei.* Einige Demonstranten seien in Gotha im Schnellverfahren wegen Aufruhrs zu niedrigen Gefängnisstrafen verurteilt worden. Von einer Untersuchung der Erschießung ist nirgends die Rede, auch nicht bei Löffler.** Nach *Klarsicht*-Beiträger Karl Leining, Waltershausen, hatte sich die *Waltershäuser Zeitung* am 23. Mai, dem Tag der Beerdigung Kaufmanns, gegen die Entstellungen und Greuelmärchen überregionaler Blätter verwahrt. Sie stellte klar, die Wohlfahrtsbewegung umfaßte alle Parteien, von der KPD bis zu den Nazis, und hatte keinerlei politische Losungen. Die Gewalt sei allein von der Landespolizei ausgegangen. Laut *Wikipedia* hatten wir damals (in Weimar) eine »rechtsbürgerliche Minderheitsregierung« unter Erwin Baum. Kreisdirektor beziehungsweise Landrat in Gotha war Louis Leutheusser von der Deutschnationalen

Volkspartei. Ob eine »linke« Regierung ebenfalls Polizei nach Waltershausen geschickt hätte, kann ich nicht beurteilen. Auch Kaufmanns Beerdigung wurde dann noch belästigt. Jahrzehnte später, nach der sogenannten »Wende«, sei man unverzüglich auch einer Gedenktafel und der Waltershäuser *Oskar-Kaufmann-Straße* zu Leibe gerückt, so Leining weiter. Die Tafel hatte sich am Haus Badegasse 9, Ecke Mühlgasse, befunden – dort, wo Oskar Kaufmann 1932 von der todbringenden Kugel getroffen worden war.

Nun heißt die störende Straße bereits seit gut 30 Jahren *Heinrich-Schwerdt-Straße*. Sie führt vom Rand der Altstadt Richtung *Multicar*. Der neue Name stellt in mehrfacher Hinsicht Provokation und Geschmacklosigkeit dar. Die *Thüringer Allgemeine* nennt Heinrich Schwerdt (1810–88) am 10. März 2023 bereits in der Überschrift eines Gedenkartikels (Bezahlschranke!) einen »überragenden Kirchenmann«. Er war (ab 1872) »Superintendent und Oberpfarrer« in Waltershausen gewesen. Das Internet gibt ihn auch als Pädagogen, Politiker und Schriftsteller aus. 1883 erhob ihn der Gothaer Herzog Ernst II. zum sogenannten Kirchenrath. *Wikipedia* beschließt seinen Eintrag mit dem Hinweis, 1991 sei in Waltershausen »zu seinen Ehren eine Straße« nach ihm benannt worden. Die Schande für Kaufmann bleibt unerwähnt.

Auch *Klarsicht* benutzt die Formel, Kaufmann sei »parteiloser Arbeitersamariter« gewesen. Sein Freund und Arbeitskollege in der *Thüringer Schlauchweberei* Werner Habicht läßt in seinem Gedenkartikel allerdings keinen Zweifel daran: Kaufmann sympathisierte mit Kommunismus und Sowjetunion. Er war außerdem Wander- und Heimatfreund, frönte dem Schachspiel und begeisterte sich sogar für Esperanto. Mit seiner Frau Erna Kornhaß hatte er zwei Kinder. Altersangaben fehlen. Habicht erwähnt aber Kaufmanns Grab mit Findling und Inschriftplatte.

Laut Sigmar Löffler war es wie folgt zu dem Mord gekommen. Die auf dem Markt (nämlich vor dem Rathaus) gegen die Kürzungen und Verzögerungen bei der Wohlfahrtsunterstützung protestierenden Massen wurden von der Landespolizei in die anliegenden Gassen abgedrängt, darunter die ansteigende Badegasse. Diese »stand bald leer, nur von oben schallten noch wütende Schimpfworte, und auch Steine kamen herab, so dass die Polizisten sich nicht über die [quer zum Hang verlaufende] Louisenstraße hinweg wagten und aus der sicheren Deckung der Haustüren nach den [Ein-]Mündungen der Nebengassen schossen. Dabei wurde der Arbeitersamariter Oskar Kaufmann, der vorsichtig um die Ecke spähte, um zu sehen, ob er die Badegasse überqueren könne, durch einen Kopfschuss tödlich verwundet. Sobald er gefallen war, hörte hier das Schießen auf ...«

Immerhin ist auf dem Waltershäuser Friedhof noch der hellgraue, leicht gekörnte Gedenkstein für Kaufmann zu finden. Danach war er bei seinem Tod erst 26 (geboren 18. Februar 1906). Der junge Arbeiter stammte aus dem nahen Thüringer-Wald-Dorf Brotterode. Zum Gedenkstein berichtet sein Arbeitskollege Werner Habicht: »Ich suchte einen Findling beim Gerberstein am Rennsteig. Der als Langholzfahrer tätige Bruder meines Vaters brachte den Stein nach Waltershausen. Das Grabdenkmal stammt also vom Höhenweg zwischen Oskar Kaufmanns Geburts- und Sterbeort.« Leider gibt die Inschrift keinen Hinweis auf die Klassenherkunft und schon gar keinen auf die Todesumstände Kaufmanns. Es sei denn, man sieht einen Hinweis in dem mächtigen, alten Baum verkörpert, der den Gedenkstein beschattet. Es ist eine Blutbuche.

Der Waltershäuser Karl Leining schreibt 2012: »Das Abnehmen der Gedenktafel [in der Badegasse] wäre vielleicht noch erklärlich gewesen, denn der zweite Teil der Inschrift entsprach nicht den Ereignissen von 1932. Allerdings hätte mit etwas gutem Willen dieser Teil der Tafel auch entfernt werden können. Dass allerdings die Oskar-Kaufmann-Straße trotz zahlreicher Proteste umbenannt wurde, ist nicht zu akzeptieren.«

Wie mir einheimische Gewährsleute berichten, ist die Umbenennung von einer »Großen Koalition« aus Christ- und Sozialdemokraten betrieben worden. Motiv sei weniger gewesen, Schwerdt zu ehren, als vielmehr Kaufmann aus dem öffentlichen Raum zu verbannen. In der DDR habe man den Gummiarbeiter ungerechtfertigt »heroisiert«, argumentierte die Koalition. Warum gab dann aber Michael Brychcy von der *CDU*, seit November 1989 (!) bis zur Stunde Waltershäuser Bürgermeister, seinen Segen zur Neuherausgabe von Löfflers Stadtgeschichte, die Kaufmann eindeutig als Polizeiopfer darstellt? Vermutlich ging es wirklich vordringlich ums Stadtbild. Die Bücher von Löffler lesen ja sowieso nur ein paar GeistesarbeiterInnen und Heimatfreunde. Kaufmanns Fürsprecher erlauben sich auch den Hinweis, niemand habe bislang verlangt, die Ernst-Thälmann-Straße aus dem Stadtbild zu tilgen. Das war eben ein ferner Kommunistenführer, den Waltershausen nie zu Gesicht bekam. Kaufmann dagegen sei einheimisches, womöglich vorbildliches Gewächs gewesen. Bei den Unruhen am Marktplatz ging er seiner Verpflichtung als Sanitäter nach.

Die Gewährsleute versichern mir auch, die AnwohnerInnen der Oskar-Kaufmann-Straße seien nie um ihre Meinung befragt worden. Sie seien mehrheitlich gegen eine Umbenennung gewesen. Damals gab es etliche unpersonell benannte Straßen in Neubaugebieten, die man dem Kirchenrath hätte verehren können. Man wünschte jedoch den Dorn am Rand der Altstadt zu brechen, der nur den Namen eines einfachen Arbeiters trug. Jetzt thront der Kirchenrath dort. Wer vom Bahnhof aus auf Waltershausens berühmte

barocke Stadtkirche zuhält, kann ihn kaum übersehen. Dagegen kräht nach dem von Staats wegen erschossenem jungen Sanitäter seit Jahren kein Hahn mehr.

∞ Verfaßt 2024

* Beilage der Klarsicht Nr. 62:

http://www.die-linke-gotha.de/fileadmin/KV-GTH/klarsicht/2012/Einlageblatt%20Mai_2012.pdf

** Sigmar Löffler, Stadtgeschichte Band II, S. 181 + Anhang Dokument 51 + 52

Siehe auch → Pflaster, Granit → Tod, Töpfersturm → Blog R.: *Sigmar Löffler, Waltershausen*

Warten

Wenn Sie sich fragen, was so unterschiedliche ZweibeinerInnen wie Handwerker, Geliebte oder Freunde, Vorgesetzte aller Art, Schalterbeamte, VerlegerInnen, Ärzte, Rockstars, ja selbst gewisse schlecht erzogene VierbeinerInnen, nämlich Hunde, durchweg besonders glücklich macht, stoßen Sie auf die Vorliebe, auf sich warten zu lassen. Das zeigt den Umworbenen, man ist auf sie angewiesen. Das erhebt sie nicht selten zu beträchtlichem Machtgefühl. Manchen ist es geradezu eine Lust, andere auf die Folter zu spannen oder bis zur Weißglut zu reizen, indem sie sie in der berühmten **Warteschleife** hängen lassen, bis sie sich womöglich erdrosselt haben. Ein klarer Fall von Selbstmord. Das Opfer ist selber schuld. Es konnte nicht genügend Geduld aufbringen. Es hätte mich deshalb nicht verblüfft, wenn der ukrainische Snookerspieler Iulian Boiko bei einem Ende Mai ausgetragenen Qualifikationsmatch den Schiedsrichter um eine Prise Zyankali für sein unverzichtbares Mineralwasser gebeten hätte. Boikos Gegner war der Brite Oliver Sykes. Dieser junge, sogar schlanke Mann ist, wie Boiko, noch keine 18 Jahre alt, doch er wandelt oder schleicht wie ein Greis um den Snookertisch, verzieht nie eine Miene und läßt sich nach gelegentlichen Fehlstoßen in Zeitlupe auf seinem Wartestuhl nieder. Ich sah ein Video der Begegnung. Sykes Schlafwandlertum wirkt ungemein aufreizend – und ich nehme stark an, genau das ist der Zweck der Übung. Der Gegner kocht, wird immer nervöser und macht prompt die Fehler, die sich Boiko auch leistete. An seiner Stelle hätte ich Sykes irgendwann meinen Billardstock um die Ohren gehauen. Allerdings sind die Queues der SpitzenspielerInnen sündhaft teuer. Bei der letzten, nicht so leichten Schwarzen, die das Match entschied, blieb Boiko immerhin kaltblütig: er versenkte sie.

Dummerweise ertappe ich mich bei dem genannten Unvermögen, mehr Geduld aufzubringen, auch in vergleichsweise unwichtigen Angelegenheiten. Online-Antiquariat *Bücherfraß* läßt mich Tag für Tag schmoren. Das Feuer im Ofen prasselt nach 10 Minuten immer noch nicht, weil die Sonne auf den Kamin drückt. Also fluche ich wie ein Dachdecker. Der Baumarkt-Mitarbeiter, den ich nach *Spannschlössern* fragte, scheint hinter der nächsten Regalecke auf ein Schaumstofflager gesunken zu sein, um ein Mittagsschläfchen zu halten. Dabei kann ich mich selber, als Rentner, eigentlich nicht mehr über Zeitmangel oder Arbeitshetze beklagen. Allerdings kam ich 1950 nicht gleich als Rentner auf die Welt. Es hieß zunächst einmal, die Kindheit zu durchlaufen, oder besser gesagt: durchzusitzen. Ein Kind kann alles – bildet es sich jedenfalls ein – nur warten kann es nicht. Es ist das ungeduldigste und selbstüchtigste Wesen auf dem ganzen Planeten. Alles soll sofort geschehen, und zwar nach *seinem* Willen.

Merkwürdigerweise gestaltet sich mein eigenes Warten, im ganzen genommen, durchaus widersprüchlich, obwohl ich meist als Schwarzseher verunglimpft werde. Statt übler Befürchtungen kann mir das Warten genauso köstliche Blümenträume bereiten. Oft im selben Fall sogar im Wechselbad! Wird sich die Lektorin durch meinen Eindruck, sie reihe sich etwas leichtfertig in die weltumspannende Anti-Kohlenstoff-Querfront ein, beleidigt fühlen, oder wird sie sich ohne Zögern auf mein Blog-Register stürzen, Stichwort »Klima«, und mir später in aller Form für die Stillung ihrer Wißbegierde danken? Man kann es nicht wissen. Aber warten muß man. So schlurft oder schwebt der Mensch sein Leben lang zwischen Hoffen und Bangen dahin. Allerdings lebt er vielleicht gar nicht so lang. Jedenfalls findet der Aufruf zu mehr Geduld und Nachsicht im Falle der schon gestreiften RentnerInnen mit jedem Monat engere Grenzen. Dank Corona oder Straßenverkehr, womöglich auch nur bohrendem Klassenhaß zu Asche oder Erde geworden, nutzen ihnen gnädige Erhörungen, die »ewig« unterwegs gewesen sind, kein Komma mehr.

Vor rund 300 Jahren war der preußische Gelehrte Christian Wolff zumindest zeitweise durchaus populär. Laut Egon Friedell* wußte der Mann sogar, von welcher Hauptabsicht Gott dereinst zur Erschaffung der Welt bewogen worden war. Und zwar wünschte Gott, endlich erkannt und verehrt zu werden, und dazu benötigte er eben Giraffen, Affen und vor allem uns Menschen. Natürlich fanden sich später Psychologen, die Wolff & Konsorten eine astreine »Projektion« unterstellten. Aber ich selber weiß es jetzt besser. Gott muß damals, bevor es uns gab, entsetzlich unter Langweile gelitten haben. Schließlich hielt er das Warten auf irgendetwas Sinnreiches oder wenigstens Kurzweiliges nicht mehr aus, krepelte seine Ärmel auf und legte mit dem los, was wir

lange Zeit *Schöpfung* nannten. Dann kamen Einstein & Consorten und nannten es *Urknall*. So oder so, die Sache dauert bis heute an, und Gott der Allmächtige hat seine helle Freude an unserem Treiben, vor allem an dem von Annalena Baerbock.

Ich habe wiederholt die Geduld erwähnt, dabei schon ihre Zweischneidigkeit angedeutet. Bei Geduld denkt man fast unweigerlich auch an Duldsamkeit. In Mecklenburg kannte ich einmal eine Freakfrau, die einer »spirituell« gestimmten Trommelgruppe angehörte. Sie trommelte für ihr Leben gern, und an bestimmten Festtagen selbstverständlich mit dem ganzen Verein. Ansonsten trainierte sie viel, für die Festtage. Zwar hämmerte ich mir ein, jeder müsse nach seiner Fassung selig werden dürfen, doch die Bedingungen für meine Schulung in Toleranz waren in diesem Fall recht hart, weil die Frau einen Bauwagen bewohnte, der zu der Landkommune gehörte, in der auch ich zu jener Zeit lebte. So mauserten sich jene Festtage für mich zu Foltertagen. Ich versuchte mich damals schon nebenbei als Schriftsteller – und nun verfassen Sie einmal ein Feuilleton über die zart von den Buchen tropfenden *Dühs* des Waldlaubsängers, wenn es 70 Meter weiter unablässig *wumm-wumm* macht.

Wer sich wirklich konsequent auf die Bodenlosigkeit der Tugendlehre einlassen wollte, wäre rasch so verrückt wie manche Leute, die Tag und Nacht trommeln. Zum Beispiel verdammt Reformist X. Leute, die ihr Vergnügen darin finden, schlafende Stadt- oder LandstreicherInnen anzuzünden. Gängelt und erniedrigt aber ein biederer Vater seine Tochter durch Jahre hinweg, bis sie, vielleicht mit 28, an Krebs gestorben oder in den Fluß gegangen ist, findet X. nichts dabei. Genauer gesagt, es fällt ihm gar nicht auf, weil für ihn nur die »rohe« Gewalt zählt. Sogenannte Sanktionen übergeht er. Für Ketten von Nadelstichen hat er keine Augen.

In vielen Kommunen wurde damals die sogenannte *Gewaltfreie Kommunikation* (*GfK*) nach Marshall Rosenberg hochgehalten. Sie beinhaltet unter anderem, bei Gesprächen über »Störungen« dürfen keine Vorwürfe ausgeteilt werden. Man soll lediglich von sich selber sprechen, nämlich davon, *wie* man unter einem Verhalten (oder einer Unterlassung) leidet. Auf diese Art werde man Verständnis und vielleicht Rücksicht finden. Vielleicht! Denn die Frage, *warum* die Freakfrau wie eine Besessene trommeln muß, darf ja nicht erörtert werden. Hat sie also keine Lust, die Trommel an den Nagel zu hängen, trommelt sie noch im Sarg. Keiner darf von ihr verlangen sich zu ändern. Ihr Wille ist ihr Himmelreich. Bringen Sie aber um Gottes Willen nicht ihre Kindheit ins Spiel.

Die widerrechtliche Erkundigung eines anderen Kommunarden, warum ich eigentlich immer wie ein Besessener in die Schreibmaschine hackte, konnte natürlich nicht ausbleiben. Er stieß sich keineswegs an dem Lärm. Vielmehr sei es doch vielleicht fürs

Gemeinwohl nützlicher, überschüssige Energie in den Küchendienst oder in den Heizkeller zu stecken, meinte er bissig. Ich polterte zurück, das Gemeinwohl wolle ich gar nicht bemühen; ich schriebe hauptsächlich um der eigenen Klärung willen. Aber wenn schon, möge er mir einmal verraten, wo geschrieben stünde, Küchenherde und Heizbrenner seien für die Glückseligkeit der Menschheit unabdingbarer als Schreibmaschinen. Marlen Haushofer, eine Försterstochter, habe sich bereits als kleines Mädchen gewundert, daß die Gedankenwelt ihrer Mama fast ausschließlich ums Kochen und die Verschönerung des Heimes kreiste. Sie selber empfand Essen als langweilig und zeitraubend. Sie verschlang lieber Bücher, zauberte interessante Leute herbei oder verzauberte die sie umgebenden Nervensägen und führte mit Stöcken heldenhafte Kämpfe gegen Brennesselhaine. In der Tat kenne ja keiner die angebliche Bestimmung des Menschen, verkündete ich dem Kommunarden. Jawohl, das sei mein Ernst. Für mich sei eben das Schreiben besonders wichtig.

Zum Glück hörte uns die Trommlerin nicht zu.

∞ Verfaßt 2023 • * Egon Friedell, *Kulturgeschichte der Neuzeit*, um 1930, hier einbändige Sonderausgabe München 1974, S. 596

Das österreichische Städtchen **Mittersill**, 800 Meter hoch über dem Salzachtal gelegen, kam 1945 zu seiner Bedeutung, als in ihm ein prominenter Komponist erschossen wurde. Davon hat *Brockhaus* natürlich keinen Schimmer. Auch in Band 23 wird das dramatische Ende des Wiener Schönberg-Schülers **Anton Webern** (1883–1945) übergangen. Allerdings war der Mann schon 61. Und wie so oft, ranken sich die Legenden in allerlei Varianten um seinen Tod, für jeden Geschmack etwas, sogar für unbelehrbare RaucherInnen.

Webern hatte mit seiner Gattin Minna im März 1945 in Mittersill »vor den Sowjets« Zuflucht gesucht, die ihm kurz zuvor, in Rußland, den dort als Hitlersoldat dienenden Sohn ermordet und inzwischen Wien aufs Korn genommen hatten. Am Abend des 15. September 1945 hielt er sich in der Wohnung seiner Tochter Christine auf, die mit Mann und Kindern eine Bleibe im Hause der Familie Fritzenwanger gefunden hatte. Die offizielle Webseite Mittersills* bevorzugt die Variante mit der Zigarre, weil sie recht zu Herzen geht. Wahrscheinlich fußt sie hauptsächlich auf Minna Weberns Erzählung. Danach war ihr Gatte gegen 22 Uhr rücksichtsvollerweise vor die Tür getreten, ehe er sich eine Zigarre ansteckte, die ihm übrigens just Benno Mattel, der Schwiegersohn, geschenkt haben soll. Im Haus schliefen in einem Zimmer die Enkel, deren Träume der Komponist nicht

verräuchern wollte, während im anderen Zimmer Verhandlungen über etwas anrühige »Geschäfte« zwischen Mattel und zwei Yankees stattfanden, bei denen Webern ebenfalls nur gestört hätte. Also trat er vors Haus. Dieses war aber offenbar bereits von Soldaten der neulich eingerückten *U. S. Army* umstellt. Und als Webern, ob ahnungslos oder tollkühn, die Zigarre entzündete – da fielen in der Dunkelheit drei Schüsse, und Webern war tot.

Nach anderen Darstellungen, die sich vor allem den Forschungen Hans Moldenhauers verdanken dürften**, war die liebe Christine mit einem gestandenen Nazi verheiratet, der sich am besagten Abend, die Zeichen der Zeit erkennend, mit eingefallenen Yankees über Schwarzmarktgeschäfte zu verständigen suchte. Er hatte sich freilich zwei Lockspitzel ins Haus geholt. Diese waren bewaffnet, nahmen Mattel fest – und im Zuge dieser Verhaftung gab der eine Lockspitzel jene drei Schüsse ab, weil er sich, in der Dunkelheit, von Mattels Schwiegervater bedroht oder gar angegriffen fühlte. Dieser Mann hieß Raymond Norwood Bell, wie auch ein *Zeit*-Autor bestätigt.*** Lockspitzel Bell, aus North Carolina stammend, war im »Hauptberuf« Koch der Stabskompanie des 242. Infanterieregiments der 42. Division (der berühmten »Rainbow-Division«) der US-Armee. Angeblich erhielt er als Strafe für sein nervöses, übereiltes Handeln vor dem Haus der Fritzenwangers drei Tage Stubenarrest. Er soll später nachhaltig unter Gewissensbissen gelitten und sich bereits mit 41 Jahren (1955) im Alkohol ersäuft haben.

Was aus dem umtriebigen Benno Mattel wurde, scheint noch ziemlich im Dunkeln zu liegen. Metzger erwähnt, der braune Schwarzhändler habe später, wie so viele, eine neue Wirkungsstätte in Argentinien gefunden. Dem Fragesteller »Monteavaro« aus dem *Axis History Forum* zufolge**** hatte Mattel vorher, wie auch seine Gattin Christine, ein Jahr im Gefängnis gesessen. Dieser anscheinend recht beschlagene Diskutant behauptet weiter, der 1917 geborene Mattel sei bereits mit 14 Jahren Mitglied der *NSDAP* geworden. 1938 soll er sich zum Kreisleiter der *SS* (wohl eine Verwechslung M.s mit der Partei) in der Stadt Perchtoldsdorf, vielleicht auch Mödling (beide bei Wien) aufgeschwungen haben. Im selben Jahr habe er sich mit der jüngsten, 1919 geborenen Tochter des Komponisten Webern verheiratet. Man darf wohl annehmen, daß die politische Rolle Mattels sowohl der Tochter wie dem Schwiegervater im Kern bekannt war. Mehr noch, hatte Webern, trotz der Attacken gegen seine »entarteten« Werke, wiederholt seine Sympathien für die auf Österreich übergegriffenen Bestrebungen des »Dritten Reiches« bekundet. Andererseits war er mit vielen Juden befreundet. Möglicherweise wußte er mit dem Zusammenbruch dieses Reiches nicht mehr ein noch aus. Der kosmopolitische Autor Michael Stein***** hält es deshalb für keineswegs abwegig zu vermuten, an jenem verhängnisvollen Abend in Mittersill habe Webern Bell, wenn auch vielleicht nur »instinktiv«, in der Tat angegriffen –

nämlich von dem Wunsch geleitet, sich ein für allemal seiner heillos verhedderten Lage zu entledigen: indem er sich töten ließ.

∞ Verfaßt 2018

* »Anton Webern«, <https://www.mittersill.at/system/web/sonderseite.aspx?menuonr=221053096&detailonr=221053096>", o.J.

** Hans Moldenhauer: *The Death of Anton Webern: A Drama in Documents*, New York 1961

*** Heinz-Klaus Metzger,

https://www.zeit.de/1995/38/Ich_will_keine_Symbole_Ich_moechte_die_Dinge, 15. September 1995

**** Monteavaro, <https://forum.axishistory.com/viewtopic.php?t=117225>, 2007. Möglicherweise hat M.

unter anderem in den Erinnerungen des 1923 geborenen Schönberg-Enkels Arnold Greissle-Schönberg

geblättert, wo sich ähnliche Angaben über Mattel finden: *Arnold Schönberg's European Family*, Kapitel 4, Abschnitt [Bombed Out](#) (im letzten Drittel der Webseite)

***** Michael Stein, <https://bodyliterature.com/2013/01/15/deaths-of-the-artists-anton-webern-in-twelve-tones/>

Weinheim, Eva (1918–38), kaufmännische Schülerin, Jugendliebe des thüringischen Schriftstellers Hanns Cibulka. Die tschechisch-sudetendeutsche Stadt Jägerndorf hatte zur Zeit dieser Jugendliebe, die Cibulka mit über 70 in einem schmalen Meisterstück* streift, knapp 25.000 EinwohnerInnen. Das waren ganz überwiegend Deutsche – bis zur Vertreibung aus ihrer eigentlich unbedeutenden Stadt. Immerhin, sie hatte einen Hauptbahnhof. Dort trafen sich Johannes und Eva fast jeden Tag, um gemeinsam nach Troppau in die Handelsakademie zu fahren. Eva wohnte unweit von Cibulkas Elternhaus mit ihrer Mutter zusammen, einer geschiedenen Ärztin. Bei Eva kam zum Makel der deutschen Sprache das Judentum hinzu. Von daher war es möglicherweise nicht das Übelste, wenn sie von den wildgewordenen Wassern der Schwarzen Oppa schon mit 19 aus dem Verkehr gezogen wurde. Für Cibulka war es schlicht niederschmetternd.

Eva – hochgewachsen, wenig weiblich, eher ungesellig – war ein Jahr jünger als Johannes. Sie tanzte gern, küßte gern – das Weitere läßt Cibulka offen. Er rühmt auch ihre Erzählfreude, die viel Phantasie, daneben ihr Judentum verriet. So, wie Cibulka sie hinstellt, war sie zwar immer streng gescheitelt, aber weder verklemmt noch lebensmüde. Sie war sogar geprüfte Rettungsschwimmerin. Warum ging sie aber dann, an einem Junitag nach den schweren Unwettern, zum gewohnten Baden zur Schwarzen Oppa, als diese reißendes Hochwasser führte? Johannes erfuhr es erst Tage später. Er war zu seiner mährischen Großmutter verreist, und Eva hatte die Begleitung ausgeschlagen, weil ihre

Mutter von Herzbeschwerden gebeutelt war. Die ganze Stadt sprach von dem rätselhaften Unglück. Wahrscheinlich war Eva von den braunen Fluten über das Wehr gerissen, vielleicht auch von einem wirbelnden Baumstamm getroffen worden. Man suchte zwei Tage lang den Flußgrund und die Ufer ab; man fand noch nicht einmal ihre Badekappe. Sie war und blieb buchstäblich spurlos verschwunden.

»War es Leichtsinn oder hat sich der Tod ganz plötzlich ihrer erinnert, als er ihr eingab, bei Hochwasser baden zu gehen?« fragt sich Cibulka (S. 99). Andere, durchaus denkbare Fragen stellt er lieber nicht. Vielleicht hatte sie seine Abwesenheit und die Unwetter als Chance erachtet, ihn noch rechtzeitig loszuwerden? Oder war sie vielleicht schwanger von ihm und darüber in großen Nöten? Dergleichen erwägt Cibulka nicht – und wer weiß überhaupt, ob und in welchem Ausmaß er sich an die sogenannten Tatsachen gehalten hat. Zwar hat er seine Reise nach Jägerndorf und in seine Kindheit offensichtlich wenige Jahre nach der berüchtigten »Wende« leibhaftig unternommen, aber er ist als Erzähler gereist, nicht als Gothaer Bibliothekar oder gar Stadtarchivar. Und als Erzähler hat er, soweit ich sehe, sein mit Abstand bestes Buch geschrieben, eindringlich und nüchtern zugleich.

Gewiß zwitschert seine bekannte spirituelle Meise oder besser Wasseramsel, wie man sagen könnte, auch wiederholt aus diesem Alterswerk. Das kann man ihm aber leicht nachsehen, weil es nie den Hauptfluß der Erzählung (Eva W.) und die Trauer um den verfehlten Weg der Menschheit stört. Einige Kritik an ihm habe ich vor Jahren in meinem Buch *Der Fund im Sofa* durch den Mund des Snooker spielenden Gothaer Kriminalkommissars Armin Köfel vorgebracht. Spricht Cibulka aber 1994 vom wiedervereinigten Deutschland als einer selbstsüchtigen, korrupten, verlogenen »Mehrparteiendiktatur« (S. 105), muß ich ihm doch vergleichsweise große Hellsicht bescheinigen. Hätte sie bis zum Ausbruch der »Pandemie« 2020 vorgehalten? Alte Kumpels wie Adolf Winkelmann, Filmemacher, oder Vorbilder wie Konstantin Wecker, Liedermacher, sind, wie ich höre, gleich Millionen anderen umgefallen. Wie hätten sich meine Kollegen Hanns Cibulka oder auch Armin Müller »positioniert«, um im beliebten TV-Jargon zu bleiben? Das zu wissen, dafür gäbe ich sogar meine spanische Konzertgitarre her. Ich rühre sie sowieso kaum noch an.

Erwin Chargaff hätte auf meiner Seite gestanden. Jede Wette.

Für ihren Historikerkollegen Audring war **Liselotte Welskopf-Henrich** (1901–79) »die reichste Frau von Treptow«, was ihr freilich keiner angesehen habe. Fotos zeigen eine bieder gekleidete kleine, rundliche Frau, die in jedem Tante-Erna-Laden hinter den Tresen gepaßt hätte. Eine Gegenüberstellung mit ihren beiden wichtigsten weiblichen Romangestalten, den anmutigen Blumen der Prärie mit Namen Queenie Tashina King und Iteska-wih, hätte sogar die Stasi als taktlos empfunden. Selbst mit ihrem indianisch umständlichen Familiennamen fällt die Autorin bedauerlich holprig ab. Liselotte Welskopf-Henrich wirkt, als könne sie kein Wässerchen trüben. Doch ihre professionellen Schilderungen von Schießereien, Rodeos und Verfolgungsjagden zu Pferd und per Auto, ferner von Wirbelstürmen und Feuersbrünsten machen jeden neidisch, der kein erklärter Hasenfuß ist.

Im ersten Band ihres Hauptwerkes, der zwischen 1966 und 1980 erschienenen Romanpentalogie *Das Blut des Adlers*, zählen die Schlägereien nach einem Beatkonzert und in der Spelunke Elisha Fields noch vor dem *Bronc-sattellos*-Durchgang des Rodeos zu den sportlichen Höhepunkten. Queenies Mann Joe King, auch *Stein mit Hörnern* genannt, trägt meistens zwei Schulterhalfter unter seiner schwarzen Jacke und stets ein Messer im Stiefelschaft. Er war Gangster, bevor er seine Jugendliebe Queenie eroberte und den dornigen Weg zu einem bewunderten Rodeochampion, Büffelzüchter, Familienvater, Stammeshäuptling beschritt. Die Rachsucht der Rassisten, die das Reservat beherrschen, und sein eigenes Mißtrauen beuteln ihn Tag und Nacht. Doch sein Dakotaname verweist auf seine beispiellose Zähigkeit. Seine Schöpferin beschränkte sich auf »Heimatschutz« durch Deutsche Schäferhunde: ihr Haus in Treptow wurde von einem ganzen Rudel bewacht, das selbst von ihren Freunden gefürchtet war. In der Zähigkeit stand sie ihrem Haupthelden King kaum nach. Zwischen 1951 und 1961 hatte sie bereits das umfangreiche, sechsteilige Jugendbuchwerk *Die Söhne der großen Bärin* geschrieben. All diese Indianerbücher sind genealogisch und thematisch miteinander verknüpft. Die Pentalogie (5 Bände von insgesamt 2.500 Druckseiten) spielt bereits in den zeitgenössischen Reservaten der USA. Den letzten Band vollendete sie vier Wochen vor ihrem Tod. Sie starb 1979 bei einem Aufenthalt in Garmisch-Partenkirchen mit 77. Sie wurde nicht unpassend auf dem Ostberliner Friedhof *Adlershof* beigesetzt.

Eine Biografie über die merkwürdige, gleichwohl erfolgreiche DDR-Autorin war überfällig. Der blutjunge Erik Lorenz legte sie 2009 vor. Wie er mitteilt, verkaufte sich allein die deutschsprachige Ausgabe der *Söhne* bis heute ungefähr 3,5 Millionen mal. Der Stoff wurde auch von der *DEFA* verfilmt; die Hauptrolle des Harka übernahm Gojko Mitic. Obwohl sie Welskopf-Henrich einigen Verdruß bereitete, wurde diese Verfilmung

ein Kassenschlager. Wo blieb das Geld? Was nicht die Hunde oder ihre eigene Taxisucht verschlangen, wanderte vorwiegend in die nordamerikanische Prärie. Nebenbei sind hier alle Beteiligten dem Gott »Automobil« verfallen: die weißen Yankees sowieso – Reservationsarzt Roger Sligh zum Beispiel, die schillerndste Figur aus *Adler*-Band III, legt die 300 Schritte von seinem Haus bis zur Klinik nie zu Fuß zurück. Auch die Indianer sind in Autos vernarrt, bringen es allerdings selten zu mehr als schrottreifen Schlitten – und schließlich die DDR-Autorin selber, von der Lorenz mitzuteilen vergißt, ob sie vielleicht so viel Taxifuhr, weil sie keinen Führerschein besaß. Zum Teil überbrachte Welskopf-Henrich ihre Unterstützung für notleidende oder kämpfende IndianerInnen persönlich, denn sie bereiste ihre Romanschauplätze wiederholt. Als mutige Widerstandskämpferin im »Dritten Reich« und anerkannte Althistorikerin, die es bis zu einer Professur an der Ostberliner Humboldt-Universität brachte, erlangte sie die Ausreisegenehmigungen ohne Probleme.

Hauptschauplatz ihrer *Adler*-Romane ist die *Pine-Ridge-Reservation* im Staat South-Dakota. Sie liegt südöstlich der bekannten Black Hills. Bis zur maßgeblichen Gebirgsstadt Rapid City – bei Welskopf-Henrich *New City* – fahren Joe oder sein Wahlsohn, Rächer und Nachfolger Hanska mit ihrem *Jaguar* mindestens eine Stunde. Laut *Wikipedia* zählt dieses 11.000 Quadratkilometer große Reservat der Oglala-Lakota-IndianerInnen noch heute zu den ärmsten Gebieten der USA. Arbeitslosenrate 85 Prozent. Viele Familien weder Strom noch Telefon. Dafür viel Alkoholkonsum. Die Lebenserwartung um 50 gilt als eine der kürzesten aller Gruppen der westlichen Hemisphäre. Herzstück der Reservation ist ein Ort, der doppelt Geschichte schrieb: *Wounded Knee*. 1890 beging hier die US-Armee ein Massaker an etwa 200 bis 300 Lakota-Indianern; 1973 wurde ein Hügel dieses Prärieortes durch Aktivisten und UnterstützerInnen des *American Indian Movement (AIM)* besetzt und über Wochen hinweg verteidigt. Diesen Kampf stellt Welskopf-Henrich ausgiebig im letzten *Adler*-Band nach.

Wegen der drückenden Entrechtung und Verelendung der dort lebenden IndianerInnen war die Pine-Ridge-Reservation während der ganzen 70er Jahre ein Unruheherd. Diese Bezeichnung schließt auch die Dürren mit ein, von der das ohnehin karge Prärieland immer wieder heimgesucht wird. Das Stöhnen unter der Hitze und der Wassernot zieht sich bei Welskopf-Henrich durch alle fünf Bände. Rancherin, Kunstmalerin und Mutter Queenie verzehrt sich nach einem Wasserhahn, bekommt ihn schließlich auch, doch als ihr Wahlsohn Hanska und Ite-ska-wih die Blockhütte nach dem gewaltsamen Tod des Ehepaars King zurückerobern können, ist der Hahn aufgrund schadhafter Leitungen wieder tot, weshalb es Wasserschleppen heißt »wie in den alten

Siedlerzeiten«. Gleichwohl war dieser Landstrich unterhalb der berühmten mondartig verödeten Badlands die geliebte Heimat der Oglala-Lakota-IndianerInnen. Ihr Aufbegehren in den 70er Jahren kostete, je nach Quelle, 60 bis 300 Indianern das Leben, anderen die Freiheit. Lorenz erwähnt die Fälle des bis heute inhaftierten Leonard Peltier und der erschossenen, mit diesem befreundeten *AIM*-Aktivistin Anna Mae Aquash; allerdings sollte man seine Darstellung mit Vorsicht genießen.*

Sich als wohlabgesicherte Kommunistin unermüdlich gegen das an den nordamerikanischen Ureinwohnern begangene, zum Himmel schreiende Unrecht gewandt zu haben, dürfte Welskopf-Henrich bereits eine Ausnahmestellung sichern. Ihr Verdienst wird noch gemehrt durch den Umstand, daß sie es als ausgezeichnete Schriftstellerin tat. Sie erzählt stets fesselnd, weil sie die gebotenen dramaturgischen Fäden zu ziehen versteht. Wenn jedoch die drei ersten Bände der *Adler*-Pentalogie besonders eindringlich geraten sind, verdankt sie es ihrer Sorgfalt und Knappheit im Ausdruck. Diese Bände haben ein Klima der Wahrhaftigkeit und Folgerichtigkeit, dem sich wohl kaum ein Literaturfreund entziehen kann. Selbstverständlich hat das Welskopf-Henrich nicht in ihrem wissenschaftlichen Studium gelernt – da erwartet man eher Gräßliches. Vielleicht färbte ihr Gegenstand auf sie ab, denn der Indianer macht nicht viel Worte. Spricht er aber einmal, hat es sofort Bannkraft.

Leider fällt Band IV der Pentalogie stark ab. Man hätte es eher vom letzten Band erwartet, konnte ihn doch Welskopf-Henrich nicht mehr überarbeiten, was auch zu spüren ist. Gleichwohl ist Band IV erheblich mangelhafter geraten. In der Komposition unausgewogen, verwaschen – beinahe formlos. Jenes einheitliche, uns einhüllende Klima fehlt. Dafür endlose Dialoge; das Buch ist überfrachtet mit Diskussionen. Rührselige Züge. Überflüssige Brücken, ermüdende Einzelheiten. Modisches Politisieren. Gestelzte Wendungen. Sodann: warum Joe in Mahan verdoppelt werden muß, obwohl er in Wahlsohn Hanska einen würdigen Nachfolger finden wird, bleibt schleierhaft. Dieser Mahan ist eine völlig mißglückte Hauptfigur. Als bloßer Abklatsch von Joe – dem er sogar äußerlich zum Verwechseln ähnlich sieht – gewinnt er nie Charakter. Zum Glück fällt das in Band V nicht so stark auf, weil Joe, in Calgary (Kanada) heimtückisch ermordet, inzwischen durch Hanska ersetzt wird. Zwar zählt Mahan zu den Führern im »Ring« (der Wounded-Knee-BesetzerInnen), doch das Romangeschehen wird von der Unterstützungsarbeit des jungen Hanska und seiner noch jüngeren Gefährtin Ite-ska-wih geprägt.

Biograf Lorenz entgehen nicht nur solche literarischen Unausgewogenheiten. Er hat auch ein schwaches Auge für die Frauenfrage. Das dürfte freilich kein Zufall sein – Welskopf-Henrich hat es in ihren Romanen selber. Am Schattendasein der Indianerin und an

»Chauvis« wie Joe King rüttelt sie nur mit dem kleinen Finger. Häuptlingssohn Joe darf den Befehlshaber in allen Lebenslagen geben. »Mach etwas zu essen.« Oder: »Tische auf, Queenie.« Cowboy Robert will Vater Halketts Meinung anführen – Joe unterbricht ihn: »Auf dieser Ranch hier gilt allein, was ich sage.« Oder Queenie: »Weißt du, Stonehorn, was du von mir verlangst?« – »Für Geschwätz habe ich keine Zeit.« Beim Zelten geht Joe mit dem Geschirr zum Fluß, um es abzuwaschen. »Das wäre Queenies Arbeit gewesen«, bemerkt die Erzählerin – er tut es nur, um einen Vorwand zum Beobachten zweier Verdächtiger zu haben. Immerhin, in Band III zeigt die Erzählerin Verständnis für eine Sauftour von Henry und Tom, die beide »patriarchalische Väter« haben, »von deren Autorität sie sich bedrückt fühlten«. In einer Selbstschulungsgruppe aus dem ersten Band wird das fragwürdige Wörtchen *man* erörtert. Joe weist darauf hin, wie sehr durch solche verallgemeinerte Rede persönliche Verantwortung zurückgewiesen wird; der patriarchale Zug der Angelegenheit bleibt ausgespart.

Für Luise F. Pusch wäre die Pentalogie eine Fundgrube grammatischer Absurditäten gewesen. Internatsschülerin Victoria »wird ein Dichter«; Mary Booth »Ratsmann für Ökonomie«. Miss Green, Mormonin: »Wie oft sind wir vertrieben worden und mußten mit Frauen und Kindern durch das ganze Land wandern ...« Um es nicht zu unterschlagen: In Band II räumt Welskopf-Henrich sogar unmißverständlich Joes »Herrschaft« ein. Sie erwägt: »Vielleicht war er nicht gewohnt, daß Queenie Angst hatte, und Angst war ihm überhaupt widerwärtig wie eine schleimige Schnecke. Joe war ein Stein mit Hörnern ...« Ein »weibisches Schmuckstück« wie das Amulettkettchen seines Erzfeindes Jenny würde er niemals anlegen. Der frühere Gangsterkumpane hat langes blondes Haar und wirkt überhaupt weiblich. Er haßt seinen Gangsterboß, »weil Mike ein voller Mann war, und Jenny war das nicht.« Da wissen alle Schwulen Bescheid.

Joes abschließende Auseinandersetzung mit Engelshaar-Jenny, der ihn nicht aus den Fängen des Verbrechertums lassen möchte, endet mit einer dramatischen Verfolgungsjagd zu Fuß und per Auto. Jennys Auto explodiert dabei. Man muß Welskopf-Henrich allerdings zugute halten, daß sie den hartgesottenen und dunkelhaarigen Ex-Gangster Joe King trotz seiner bevorzugten Kleiderfarbe nicht schwarz malt. Er mag zur Verslossenheit neigen, ist aber nie hinterhältig. Auch durch seine verständnisvolle Sorge um die Nöte und Sehnsüchte der Kinder und allgemeiner seine uneigennütige Hilfsbereitschaft nimmt er für sich ein. Ähnliches gilt für seine Gefährtin. Ihre Ängstlichkeit ist mit großem Mut gepaart. Die Hand des zudringlichen betrunkenen Nachbarn Harold Booth nagelt Queenie mit einem Küchenmesser an die Hüttenwand. Als er gar versucht sie zu vergewaltigen, erschießt sie ihn. Was sie nie los wird, ist ihre Nachgiebigkeit, wenn

nicht gar Unterwürfigkeit gegenüber Joe. Da ist die nächste Generation schon aus anderem Holz geschnitzt: zwischen Hanska und Ite-ska-wih herrscht eine erstaunliche Gleichberechtigung. Insofern ist Welskopf-Henrich mit ihrer letzten tragenden Frauengestalt noch eine Kurskorrektur gelungen.

Über sie selber in ihrer Eigenschaft als Ehefrau, Mutter (eines Jungen), vielleicht sogar Geliebte oder Ränkeschmiedin erfährt man bei Lorenz wenig. Die Ehe wird als konfliktlos hingestellt. Unter ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern ist sie die unangewandelte Chefin. Die Frage nach den Geschlechterrollen wird nicht angeschnitten. Platz genug, um diesen Gesichtspunkten nachzugehen, hätte Lorenz gehabt, gibt er doch viel zu ausführliche Referate über den Inhalt und die Quellen von Welskopf-Henrichs Romanen, die die Neugier nach eigener Lektüre bei so mancher Leserin, Männer eingeschlossen, eher abtöten könnten. Immerhin weist er nach der Taxi- auch auf die Titelsucht der kleinen Frau hin. Sie habe stets großen Wert auf die Kenntnisnahme ihrer sämtlichen »Titel, Ämter, Würden und Orden« gelegt. Da wittert man Kinderstubenlücken, die sich für die Angelhaken eines Biografen geradezu anbieten – Lorenz umschifft die Klippe. Die Mutter ist liebevoll. Der Vater, ein Rechtsanwalt, kommt so gut wie nicht vor. Auch in politischer Hinsicht zieht sich Lorenz für mein Empfinden etwas zu galant aus der Affäre. Er stellt die hohe Würdenträgerin als kritische Sozialistin hin, die im Regime oft aneckte. Er führt auch Beispiele an, etwa die Ungarn- und Pragfrage, doch er liefert keine nachprüfbaren Belege für Welskopf-Henrichs angebliches Löcken wider den Stachel. Mein Verdacht (ebenfalls unbelegt): Hier ist der Wunsch der Vater des Lorenz'schen Befundes. Es könnte freilich auch mit seiner Jugend (23) zusammenhängen, wenn er als Biograf grundsätzlich zu wenig unerschrocken umgräbt, nachbohrt und vielleicht Dinge zutage fördert, die ihn selber verblüfft hätten. Doch was er schreibt, schreibt er gut. Er versteht es Sachverhalte darzulegen.

Die Unterbelichtung der Frauenfrage hat genauso DDR-Tradition wie die Verherrlichung von Leidenschaft, Wettkampf und Ruhm, die sich sowohl bei den Prärieindianern wie bei ihrer sie verehrenden Chronistin Welskopf-Henrich findet. Verfolgt ein alter Anarchist, wie sich die Burschen in den *Söhnen* nach Leistung, Ansehen, Auszeichnung verzehren, sträuben sich ihm alle Haare, falls er noch welche hat. Apropos: auf üppige Haartracht legt der Prärieindianer großen Wert. Laut Lorenz wurde das Kopfhair sogar gerne künstlich verlängert, bei den Krähen-Indianern teils bis zum Boden. Die Neigung zum Skalpieren ist bekannt. Als Joes Wahlsohn Byron Bighorn – aus dessen kindlichem Blickwinkel ist *Adler*-Band II meisterhaft erzählt – vor Schulantritt zum

Friseur muß, kommt es schon Kastration und Folter gleich. Die üppige Haartracht gilt eben als Symbol des Stolzes; sie bringt viel Ehre und Ruhm ein.

Den Gipfel des Ruhmes stellt in den *Söhnen* das Opferritual des *Sonnentanzes* dar, dem sich Donner vom Berge und Stein mit Hörnern alias Harka aus freien Stücken unterziehen. Es ist der brutale Wahnsinn. Den beiden jungen Dakota, die sich bereits vielmals ausgezeichnet haben, wird im Morgengrauen vom Geheimnismann des Zeltorfes zunächst eine Art Brustflasche verpaßt – durch zwei parallele Schnitte mit dem Messer und anschließendem Durchstich. Durch diese Hautflasche zieht er einen Lederriemen, um ihn dort zu verknoten. Der Riemen ist mehrere Meter lang und am Ende im bemalten Pfahl verankert. An dieser Leine, sie straffend zurückgelehnt, haben die beiden Helden nun für Stunden dem Lauf der Sonne zu folgen. Die Sonne war den Prärieindianern heilig. Deshalb bestand das Tüpfelchen auf der schwarzen Kleidung von Joe und Hanska stets aus einem gelben Halstuch. Schwarz war die Farbe der Menschen im Gegensatz zu anderen Geschöpfen der Natur, wie Welskopf-Henrich im fünften *Adler*-Band erklärt – somit mehr als nur eine Schmähung gemünzt auf die *Weißten*. Doch die Sonne verehren, indem man sich von Hitze, Grelle, Hunger, Durst, Erschöpfung *quälen* läßt? Als Belohnung winken wegweisende sowie das Ansehen und damit den Rang erhöhende »Visionen«. Zum Ende dieses merkwürdigen »Tanzes« heißt es gar, durch Sprünge die Brustflasche aus Haut zu sprengen, um wirklich frei zu sein. Die Blutsbrüder bestehen die Probe. Nach wenigen Tagen sind sie wieder gesund.

Auch Joe und Wahlsohn Hanska gehen selbstverständlich durch den Sonnentanz. Die Autorin stellt das grausame Ritual auch nie in Frage.** Der ganze befremdliche Ehrenkodex der Prärieindianer scheint »voll auf der Linie« des Adolf-Hennecke-Sozialismus gelegen zu haben. Das Ansehen geht dem Indianer über alles. Schon als Knabe hat er keine Schwächen zu zeigen, etwa Langschläferei. Mädchen werden ja ohnehin nicht als »volle Menschen« betrachtet, wie Welskopf-Henrich in den *Söhnen* immerhin zur Kenntnis nimmt. Im vierten *Adler*-Band hängt der Knabe Hanska bei der Heimkehr von kräftezehrendem Auftrag »halb schlafend im Sattel«, doch er reißt sich gewaltsam hoch, »um nicht etwa Spott zu ernten«. Schließlich ist er schon an den Turngeräten in der Schule »immer der Beste gewesen«, wie die Autorin in Band V bemerkt. Ihre Leidenschaft fürs Rodeo, bei dem es oft genug zu Schwerverletzten und Toten kommt, verwundert da nicht mehr. Allerdings tritt ihre Sucht nach erbarmungslosem *Sozialistischem Wettbewerb* in den *Adler*-Bänden gedämpfter als in den vorausgegangenen Jugendbüchern auf. Noch milder verfährt Biograf Lorenz mit ihr.

Trotz dieser Einwände ist Liselotte Welskopf-Henrich für mich in erster Linie nicht Kommunistin, vielmehr Menschenfreundin. Das schließt sogar die Natur ein. Zu den Großtaten ihres Helden Joe King zählt es, die Büffel wieder ins Land zu holen – er besorgt den Grundstock seiner Zucht in Kanada. Als das erste Büffelgrollen über die Kingschen Weiden rollt, kommen Joes 112 Jahre altem Wahlvater John Okute die Tränen. *Daß ich das noch erleben darf.* Bevor die Weißen mit ihren Schnellfeuergewehren einfielen, tummelten sich 60 Millionen Büffel in der Prärie. Schon im 19. Jahrhundert sind sie nahezu vollständig ausgerottet. Oft bleiben die Kadaver liegen; die Weißen nehmen nur Zungen und Felle mit. Der weiße Farmer und Nachbar Myer senior bringt die verheerende Ehe von Rassismus & Fortschritt und damit die kolonialistische Hybris im letzten *Adler*-Band auf den Punkt. Hanskas Vorhaltung »Ihr seid später gekommen. Sagte ich schon einmal. 40.000 Jahre später, Großvater« pariert er mit: »Meinethalben 40.000 Jahre später. Aber in 400 Jahren haben wir euch überrundet.« In der Prärie lagen die Trainingsplätze der Yankees für Vietnam, Irak, Afghanistan, Jemen und was noch alles kommen wird.

∞ Verfaßt vor 2013

* Lorenz stützt sich auf das wohl erstmals 1994 in deutscher Übersetzung erschienene Buch von Mary Crow Dog und Richard Erdoes *Lakota Woman*. Crow Dog war eine Freundin von Aquash. Wahrscheinlich ist diese Sicht zumindest einseitig, siehe etwa die Artikel über Aquash in der englischen oder deutschen *Wikipedia*.

** Der *Sonnentanz* kam bei sämtlichen Stämmen der Prärie und der Plains vor, jedoch in einigen Varianten. Wahrscheinlich stellt ihn Welskopf-Henrich etwas schief und überspitzt dar. Jedenfalls ging es nicht darum, das Augenlicht aufs Spiel zu setzen, wie sie wiederholt unterstellt. Ich verweise auf zwei jüngere Standardwerke: Wolfgang Lindig / Mark Münzel: *Die Indianer Band 1 Nordamerika*, 3. Aufl. München 1985, S. 169 und Royal B. Hassrick: *The Sioux*, hier als *Das Buch der Sioux* in deutscher Ausgabe, z.B. Augsburg 1992, S. 272–78.

Widerstand

Der oder das **Maquis** – das waren im Französischen eigentlich »die Buschwaldgebiete im Mittelmeerraum, die von alters her politisch Verfolgten und Straftätern als Versteck dienten«, wie *Brockhaus* mich dankenswerterweise belehrt. Dann ging der Begriff auf jenes Maquis und jene Maquisarden (Partisanen) über, denen der Brite Millar sein bekanntestes Buch verdankt. Im *Brockhaus* fehlt dieser Mann.

George Millar (1910–2005) war von Hause aus Schotte und Journalist. 1937 verheiratete er sich mit einer Generalstochter. Nach Korrespondententätigkeit in Paris

wurde er, im Zuge des Kriegsausbruchs, Soldat. Verwundungen und Gefangenschaften überwand er. 1944, inzwischen *Captain* (wohl dem Hauptmann vergleichbar), ließ er sich mit dem Fallschirm über dem deutsch besetzten Frankreich abwerfen, um nun, in der Gegend von Dijon und Besancon (Burgund), für einige Monate mit dem *Maquis* zusammen zu arbeiten. Diese Unterabteilung der bekannten *Resistance* übte vor allem Sabotage, etwa an Güterzügen und Bahndrehscheiben, was die britische Luftwaffe mit weiteren Sendungen von Waffen, Sprengstoffen, Banknotenbündeln und Geheimagenten unterstützte. Dem entsprang im nächsten Jahr Millars Buch *Maquis*. Laut deutschem Untertitel (*EVA Hamburg o.J., Übersetzung Lino Rossi*) geht es um »Widerstandskämpfer im besetzten Frankreich«. Das können Sie nach Belieben ein- oder mehrzählig auffassen.

Das Buch läßt sich gut lesen. Wer nach Heldentum und Sensationen lüstern ist, dürfte es langweilig finden. Dafür pflegt es Anschaulichkeit, Aufrichtigkeit und einen britischen Humor, der nie Purzelbäume schlägt. Die Waldquartiere der Partisanen sind Kot- und Mückenlöcher. Was die im Winter gemacht hätten, wäre die Frage – aber vorher hört das Buch auf. Die Jagd nach Tabak ist fast so wichtig wie das Einsammeln der abgeworfenen britischen Waffen- und Munitionspakete. Manche Unternehmungen gelingen glänzend, doch in der Regel herrschen in diesem *Maquis* Chaos und Unzulänglichkeit. Millar selber, hier »Émile« genannt, verschweigt seinen Ärger und seine Ängste keineswegs. Andererseits scheint er aber auch weder Überschwang noch Haß oder Rachedurst zu kennen. Nach 500 Seiten hat man begriffen: dieser Mann ist aus dem Holz, aus dem postmoderne Journalisten und Offiziere geschnitzt werden. Auch mit politischen oder philosophischen Konzepten geben sie sich nicht ab. Ihr Geschäft ist ihre Arbeit. Und die haben sie möglichst professionell zu erledigen, einerlei für wen. Deshalb ziehen sie auch vor den *Boches*, den uniformierten deutschen Besatzern, den Hut, sofern sie gute Arbeit leisten oder beim elenden Rückzug nicht murren. Schließlich gerät man eher zufällig in die Geschäftsfelder, wie das scheue Rehwild. Man hat sich die Eltern und Hitlers Überfall auf Polen oder Paris nicht ausgesucht.

Mir persönlich kommt ein Befreiungskampf, der von Sendboten des Britischen Imperiums und der Bostoner Teaparty unterstützt wird, eher fragwürdig vor.* Dabei kann vielleicht nichts Besseres als das heutige Frankreich herauskommen. Aber vor allem hat mich der Krieg überhaupt erneut angewidert. Auch die burgundischen Buschkrieger kommen ja nicht umhin, mal eine wichtige Eisenbahnbrücke zu sprengen, mal einen skrupellosen, schleimigen Verräter hinzurichten. Im zweiten Fall halten sie gelegentlich »Kriegsgericht«; im Notfall jedoch muß es schnell gehen – weg mit ihm, Hinterkopfschuß. Damit will ich keineswegs den Eindruck erwecken, ich sei »Pazifist«. Die Situation möchte

ich sehen, in der es ohne Gewaltanwendung ginge, in welcher Form auch immer. Aber vielleicht geht es in der betreffenden Situation *ohne mich*? Ein Patentrezept gibt es in dieser Hinsicht gar nicht. Vielmehr kommt es auf die Situation an. Und wenn ich mich ihr nicht gewachsen fühle, werde ich versuchen, ihr rechtzeitig aus dem Wege zu gehen. Später, nach drei oder zwölf Jahren, darf ich mich dann unter Umständen als Feigling, unsolidarischer Lump oder, von irgendeinem Herrn Reitmeier, etwas höflicher als »Innerer Emigrant« beschimpfen lassen.

Millar wurde für seinen soldatischen Einsatz hochdekoriert. Er blieb jedoch beim Schreiben. Inzwischen hatte ihn die Generalstochter verlassen; dafür ging er eine zweite Ehe mit einer Diplomantochter ein, Isabel. Sie fiel 1989 im Ersatzkrieg Straßenverkehr: Autounfall. Millar verfaßte etliche Bücher, befaßte sich aber auch mit Viehzucht und Segeln. Seine Ausflüge mit schmucken Yachten überlebte er ähnlich wie den Zweiten Weltkrieg. Mit 94 wurde er erstaunlich alt.

∞ Verfaßt im Sommer 2024

* Dazu trifft kurz vor Toresschluß dieser aufschlußreiche Artikel ein: »Wie man die NATO-Aggression gegen Russland rechtfertigt«, <https://www.voltairenet.org/article221019.html>, 11. Juni 2024. Der Autor Thierry Meyssan prangert darin die »erlogene Sicht der Landung der Alliierten am 6. Juni 1944« an, die uns die Leidpresse gerade um die Ohren haut. Allgemeiner spricht er von der Lüge, die Angelsachsen hätten den Faschismus besiegt. In Wahrheit gebührt die Hauptehre natürlich der Sowjetunion, die einen gewaltigen Blutzoll zahlte. Ferner verhöhnt er das kopfstürzende Verfahren, Putin als »Diktator«, Selinski dagegen als »Demokraten« hinzustellen. Zur angelsächsischen Landung in der Normandie stellt er fest, ihr Zweck sei keineswegs die Befreiung Frankreichs, vielmehr die Ablösung der Nazi-Besatzung durch die Alliierte Militärregierung der besetzten Gebiete (Allied Military Government of Occupied Territories, AMGOT) ins Werk zu setzen. Das untermauert er durch interessante Ausführungen von Charles De Gaulle.

Siehe auch → Abkürzung, Wagener → Achtundsechzig, Ritas *RUD* → Behälter, Zioncheck (im Universum) → Bevölkerungsfrage, Folgen eines Skiunfalls (Gebärstreik) → Bontjes → Borstschagowski → Corona, Schauermärchen → Gesundheit, Toschke → Rechtschreibung, Klaunig → Rundfunkbeitrag (verweigern?) → Voelkner → Weinheim → Wiechert

Der Erzähler **Ernst Wiechert** (1887–1950), heute kaum noch gelesen, stammte aus einem ostpreußischen Forsthaus. Das prägte seine Naturfrömmigkeit nachhaltig. Sie ist auch *Brockhaus* nicht entgangen, obwohl es das Lexikon vorzieht, von Naturmystik zu sprechen. Nach seiner Studienzeit ist Wiechert bis 1933 als Gymnasiallehrer in Königsberg und Berlin tätig. Dann zieht er sich nach Bayern zurück, denn er kann sich inzwischen von

seinen Büchern ernähren, die von den Nazis geduldet, zum Teil sogar gefördert werden. Vermutlich rechneten sie sich die Chance aus, den angesehenen Autor vor ihre Mehr-Lebensraum-Maschine zu spannen, aber nach meinen Kenntnissen bekamen sie ihn nicht. Ich stelle mir den zartbesaiteten Wiechert als das Gegenteil eines Eroberers vor. In jenen finsternen Jahren brütet übrigens ein anderer Eigenbrötler, nämlich Friedrich Georg Jünger, sein Buch von der *Perfektion der Technik* aus, die er einer vernichtenden Kritik unterzieht. Es wäre interessant zu wissen, ob sich Jünger und Wiechert jemals über den Weg liefen. Sie waren bestimmt verwandt.

In der Novelle *Der Schnitter im Mond* von 1930 verblüfft Fabrikarbeiter Malte die gräflichen Gespannführer der Gegend durch jeweils mehrere makellos von Hand gemähte Schwadenstreifen auf wechselnden Getreideschlägen. Ein märtyrerhafter Zug der listigen Herkulesarbeit ist unverkennbar. Bei Wiechert erstreckt sich das Martyrium gern auch in die Gefilde der Geschlechterliebe; seine Helden und die Frauen kommen nie so recht zusammen. Im Fall der Schnitter-Novelle bleibt die Liebe nächtliche Episode – freilich mit verhängnisvollen Folgen, war es doch ausgerechnet die Tochter des Grafen, die sich dem geheimnisumwitterten, verwegenen Schnitter hingab. Es wäre jedoch fehlgegriffen, Wiecherts Helden schüchtern oder verklemmt zu nennen. Es gibt für sie einfach wichtigere Dinge als die Liebe, nämlich die Leidenschaft für die Natur und dann für Kunst (vor allem Musik) und Literatur. Zu beider Ausübung bedarf es einer Versenkung, von der uns die Frauen nur ablenken können. Entweder sie verwirren uns und wühlen uns auf, oder sie hängen wie Kletten an uns. Deshalb mußte Wiechert im *Einfachen Leben* Marianne, »das Kind«, blutjung halten. Dieser hinterlistig ersonnene Altersunterschied zwischen ihr und Thomas Orla stellte eine unüberwindliche »natürliche« Kluft dar; selbst der General sah es ein.

Allerdings treibt das Höhere Streben von Wort- oder Notenakrobaten gerne gar zu weiße Blüten. Wer Ernst Wiecherts Jugenderinnerungen *Wälder und Menschen* folgt, hat einerseits viel Humoriges, Sentimentales und Salbungsvolles zu überwinden, ehe er fündig wird – andererseits blendet ihn die »Reinheit«, die der Förstersohn auf jeder dritten Seite beschwört, wie Schneefelder. Die Verlagsinserte in der 1936 bei Langen/Müller erschienenen Erstausgabe übertreiben keineswegs: der Königsberger Musterschüler ist vom schieren »Reinheitswollen« durchdrungen. Hartnäckige LeserInnen kehren nach 250 Seiten und 25 Jahren mit dem gemachten Schriftsteller in die masurische Heimat zurück. Im Gedenken an seinen ersten Adler, den er dort schoß, steigt Erkenntnis auf. »Der Hochwald war fort, fremde Schonungen sahen mich an ... Was unwandelbar erschienen war, hatte sich gewandelt.« Wiechert ahnt jedoch, diese Ernüchterung darf nicht

unbedingt dem Kindheitsort angelastet werden. Möglicherweise sei alles noch wie am ersten Tag, und nur er selber sei – in einem großen, blitzenden Automobil – »als ein Fremder« bei dem stillen, wartenden Forsthaus vorgefahren. Es kommt hier kaum auf den Zeitraum an. Mein motorsägendes Wüten jenseits des Waltershäuser Schloßbergs kam mir bereits nach wenigen Monaten als Nichtkommunarde und Waldwanderer sehr unwahrscheinlich vor. Zog mich 2003 vom Bahnhof aus die imposante rote Backsteinfassade der Puppenfabrik magisch an, muß ich ein Irrläufer gewesen sein. Sehe ich mich gar, von Wiechert angeregt, noch um 40 so manche Frau anhimmeln, kann es sich eigentlich nur um Luftspiegelungen handeln. Schizophrenie wäre ja noch harmlos; tatsächlich sind wir in 7 bis 70 Lebensphasen gespalten. Der Adler hat sicherlich mehr Federn, doch dieses Problem hat er nicht.

Drei Jahre nach seinen nur zähneknirschend genießbaren Kindheitserinnerungen legt Wiechert mit *Das einfache Leben* sein vermutlich noch am wenigsten unbekanntes Werk vor, das auch sein bestes sein dürfte. Dieser Roman spielt in den gewässerreichen Masuren. Der General steht einem Herrengut vor; »Aussteiger« Orla, ehemals Kommandant eines Kriegsschiffes, heuert bei ihm als Fischer an. Das Buch ist hervorragend komponiert, besticht durch knappe, schlichte Sprache und erspart uns eine Menge von dem bei Wiechert üblichen Pathos. Bei einigen Novellen Wiecherts oder etwa seinem letzten Roman *Missa sine nomine* (Messe ohne Namen) ist das leider nicht der Fall. Wie sich versteht, wurde Wiechert ausgiebig vorgeworfen, ein anspruchsloses, naturverbundenes, ja demütiges Leben zu »verklären«. Daß ich nicht lache! Was ist denn mit den Legionen von Hirnrissigen, die solchen Kälbern wie dem Fortschritt, dem Freien Markt, der Mobilität die Hufe küssen? Die uns bedenkenlos jedes Unheil, jede Verwüstung, jede Entwurzelung zumuten und dabei noch ihre eigene systematische Aushöhlung preisen? Sie verklären ihre Kälber nicht; sie beten sie an.

Wiechert war ein Meister der Fabel. Obwohl sie an einer gewissen Verstiegtheit kranken, sind seine Personen noch im letzten Roman verblüffend und fesselnd erfunden. Wiechert schloß *Missa* kurz vor seinem Tod ab. Dabei geht das erwähnte Pathos mit einem befremdlich einfältigen Tonfall einher. Den zeigen häufige »unds« oder »wohls« an; außerdem Wendungen oder besser Windungen wie »doch aber« und »denn ja auch«. Es klingt, als sprächen der Freiherr Amadeus oder sein Freund, der aufsässige Pfarrer Wittkopp, ausschließlich zu den Kindern der TorfstecherInnen, die sich mit dem alten Kutscher des Freiherrn, Christoph, aus Ostpreußen in die Hohe Rhön flüchten konnten. Das Eindringliche droht in Betulichkeit umzuschlagen. Daneben nimmt Amadeus in seinem Schafstall am Rande des Hochmoors Züge eines Opferlammes – christushafte Züge

an. Er wird zum Erlöser. Doch einen politisch eingefärbten Kriminalfall und die betörende Landschaft breitet Wiechert spannend wie immer aus.

Von Kriegsheimkehrer- und Vertriebenenenschicksalen unbeleckt, da im Todesjahr Wiecherts erst geboren, sollte ich mich vielleicht hüten mit Steinen zu werfen. Wiechert hatte zwei unfassbar grausame Weltkriege und dazu, aller »inneren Emigration« zum Trotz, einen wohl zweimonatigen Aufenthalt im KZ Buchenwald zu verdauen, als er diesen Roman schrieb. So kreist er darin um die folgenden Fragen. Wie wäre es zu begreifen, daß die Menschen untereinander ein solches Grauen anrichten? Sind Amadeus oder sein Bruder Erasmus – durch Wegsehen, durch Zurückschlagen – womöglich mitschuldig daran? Ließe sich das restliche Leben mit solcher Hypothek anders als in Verzweiflung verbringen? Doch wie auch immer: wer nie dem nackten Terror ins Auge sah, hat leicht reden von Zivilcourage oder gar erbittertem Widerstand. Laut Günther Schwarbergs Buch über den jüdischen Schlagertexter Fritz Löhner-Beda hatte Wiechert die Ehre, in Goebbels Tagebuch einzugehen. »So ein Stück Dreck will sich gegen den Staat erheben.« Goebbels persönlich schickt Wiechert ins KZ. Am 30. August 1938 läßt er sich den Buchenwaldhäftling vorführen, um ihn zur Sau zu machen. »Ich bin in bester Form und steche ihn geistig ab. Eine letzte Warnung! Darüber lasse ich auch keinen Zweifel. Der Delinquent ist am Schluß ganz klein und erklärt, seine Haft habe ihn zum Nachdenken und zur Erkenntnis gebracht. Das ist sehr gut so. Hinter einem neuen Vergehen steht nur die physische Vernichtung. Das wissen wir nun beide.«

Eine unglaubliche Anmaßung von diesem Propaganda-Schwein aus einem Berliner Ministerium. Was hätten wir freilich davon gehabt, hätte Wiechert Goebbels noch auf der Türschwelle verflucht? Der Schriftsteller starb am 24. August 1950 mit 63 Jahren auf seinem *Rütihof* in Uerikon am Zürichsee.

∞ Verfaßt um 2012

Wohnen

Der Werkzeugmacher, Drucker, Folkmusikfan und Hausbesetzer **Silvio Meier** (1965–92) stammte aus Quedlinburg am Harz, zog später nach Ostberlin. Er lachte gern. Fotos zeigen ihn schmalgesichtig, dafür mit kräftiger Hakennase. Er gehörte zur linken DDR-Subkultur. Schon 1987 hatte er eine harte Begegnung mit »Skinheads«, also faschistisch gestimmten jungen Leuten. Sie mischten in der Zionskirche ein Konzert der einheimischen Rockband

Die Firma und der Westberliner Gruppe *Element of Crime* auf, das Meier mitorganisiert hatte. Zuletzt wohnte er, in Friedrichshain, im zweiten Haus, das nach der »Wende« in Ostberlin besetzt worden war. Dort hatte seine Gefährtin C. gerade ein Söhnchen bekommen. Am 21. November 1992 abends war der 27jährige mit drei Freunden zum Club *Eimer* in Berlin-Mitte unterwegs. Es kam zum Streit mit fünf Skinheads, die Meier wegen ihrer Aufnäher zur Rede gestellt hatte: denen zufolge waren sie stolz darauf, Deutsche zu sein. Einer von ihnen zog ein Messer und erstach Meier. Zwei Freunde wurden schwer verwundet. Im besetzten Haus herrschte natürlich Entsetzen. Die Täter kamen später mit wenigen Jahren Gefängnis davon. Die Polizei habe alles getan, um den Mord zu entpolitisieren, sagte einer der Verletzten in einem Rückblick.* Es gibt bis heute regelmäßige Mahnwachen zum Gedenken an Meier. 2013 wurde eine Friedrichshainer Straße nach ihm benannt.

Zur Todeszeit Meiers hatte sich unsere Westberliner Musikgruppe, *Trotz & Träume*, längst aufgelöst. Um 1980 hatten wir wiederholt in besetzten Häusern gespielt. Wir selber wohnten aber in einem Kreuzberger Hinterhaus zur Miete. Wir hatten mit der Hauseigentümerin Glück; sie war keine Halsabschneiderin.

In Waltershausen wohne ich am Stadtrand. In der Stadt unterwegs, schaue ich zuweilen an meinem jüngsten baupolitischen Ärgernis vorbei. Unweit unserer winzigen Altstadt liegen zwei Fabrikbrachen, die durch eine schmale, kaum befahrene Einbahnstraße getrennt werden. Auf der Ostseite schickte man sich im Herbst 2019 plötzlich an, ein mittelgroßes Einfamilienhaus zu errichten! Ich dachte, ich sehe nicht recht. Schräg gegenüber, auf der westlichen Fabrikbrache (hinter der die Waltershäuser Feuerwehr liegt) dämmert nämlich seit Jahren ein nur geringfügig kleineres und durchaus gut erhaltenes Einfamilienhaus in den Gestrüppen und Schutthügeln vor sich hin – offensichtlich unbewohnt. Es war beim Abriß einer Puppenfabrik verschont worden. Die Leute, die jetzt den Neubau errichteten, hätten sofort einziehen können. Das hätte ihnen und vor allem der Volkswirtschaft manchen Aufwand erspart. Warum das ältere Haus leersteht, konnte ich nicht herausbekommen. Ich erfuhr lediglich, die beiden Brachen gehörten zwei verschiedenen Eigentümern. In diesem Umstand liegt also vermutlich die unüberwindliche, wenn auch in der Einbahnstraße unsichtbare Hürde. Aber jeder weiß es ja: dieses Goldene Kalb namens *Privateigentum* zerrt keiner aus der Einbahnstraße. Womit ich keineswegs um eine Wiedererweckung des *Staatseigentums* gebeten haben möchte.

Millionen Vermögenlose in diesem Lande, darunter auch Bekannte von mir, stöhnen jetzt wieder unter der Knute des Mietsystems. Die VermieterInnen *können*

vermieten, *müssen* aber nicht. Die Vermögenslosen dagegen müssen *wohnen*. Und eben Miete zahlen, sei sie vergleichsweise niedrig oder haarsträubend hoch.

Gewiß, wir sind das Mietsystem gewohnt. Man macht sich jedoch zu selten klar, wie jung und wie abartig es ist. Wenige vom Schicksal und vom Staat begünstigte HauseigentümerInnen ziehen ihren Profit aus der Not von Vielen, irgendwo ein Dach über dem Kopf zu finden. Das hat es über Jahrtausende hinweg nie gegeben. Die Jäger und Viehzüchter der Jungsteinzeit hatten ihre Hütten oder Häuser so gut, wie sie manche SüdseeinsulanerInnen sogar noch heute haben. Die PrärieindianerInnen zankten sich vielleicht gelegentlich um die günstigsten Standplätze, aber der Zeltplatz im ganzen gehörte allen. Noch die mittelalterlichen Dörfer und Städte Europas kennen wahrscheinlich so gut wie keine Mietwohnungen. Die Bauernhäuser bargen die Bauersfamilie, die Patrizierhäuser die Patriziersfamilie, vermietet wurde da nichts. Ich nehme an, die Sache wurde erst mit der sogenannten Industrialisierung ernstlich interessant. Bauern, Handwerker, Soldaten wurden herdenweise von ihren Schollen in die Fabriken getrieben und waren nun auf Verschläge angewiesen, in denen sie Nacht für Nacht und sonntags ihre Arbeitskraft wiederherstellen konnten. Die Benutzungsgebühr für die Verschläge konnte man ihnen gleich vom Lohn abziehen. BürgerInnen, die fast so ausgefuchst waren wie die ersten Goldschmiede (die gegen Zinsen Kredite = Papiergeld aufgrund eines nichtvorhandenen Goldbestandes ausgegeben hatten), erfanden den neuen Beruf »Vermieter«. Da das Erbsystem ohnehin schon bestand, kamen einige BürgerInnen in der Folge gleich als VermieterInnen auf die Welt. Die meisten Leute wurden allerdings Mieter.

Die bekannte, schon oft verspottete Sehnsucht nahezu sämtlicher Kleinen Leute nach dem Eigenheim ist natürlich verständlich. Sie ist so natürlich, wie jedes Kaninchen seinen Bau und jeder Sperling sein Nest hat. Wieviele Personen das Eigenheim fassen soll, ist dabei erst einmal nebensächlich. Im Falle der hiesigen Puppenfabrikkommune sind es leider nach wie vor lediglich um 20; dafür in der thüringischen Zwergrepublik *Konrätelust* bereits rund 3.000. Dort verteilen sie sich auf etliche Häuser. Wesentlich ist, daß mich aus meinem Eigenheim niemand heraussetzen kann, es sei denn, mit roher Gewalt. Diese Gefahr bestand auch in der Steinzeit schon. Die sanfte Gewalt ist dagegen ein neuzeitliches Phänomen, eine Errungenschaft des Fortschritts. Man *klagt*, *sanktioniert* oder *mobbt* jetzt die Leute heraus.

∞ Verfaßt 2022

* »Solidarität macht Mut«, *AIB* (Berlin-Kreuzberg) 57, 13. Oktober 2002:

<https://www.antifainfoblatt.de/artikel/%C2%BBsolidarit%C3%A4t-macht-mut%C2%AB>

Baufällige Brücke mit Bezahlschranke Kürzlich (2025) bin ich über eine online angezeigte Zeitungsmeldung zum Schloß Friedrichswerth gestolpert, das einst vom Gothaer Herzog Friedrich I. als Sommerresidenz erbaut worden war. In der DDR hatte es zuletzt als sogenannter Jugendwerkhof zu dienen. In der Meldung geht es um die inzwischen einsturzgefährdete Brücke zum Schloß. Da sich Thüringen freilich um 1990 begeistert in die Arme des Kapitalismus warf, verbirgt sich diese mich aufrüttelnde Brücke dummerweise hinter einer sogenannten *Bezahlschranke*, sehen Sie unter Umständen selbst: <https://www.thueringer-allgemeine.de/lokales/gotha/article408747297/kreis-gotha-aufbruch-aus-dornroeschenschlaf-fuer-schloss-friedrichswerth.html> (9. April). Die Sperrerin *Thüringer Allgemeine* sitzt in Erfurt und gehört, mit anderen, benachbarten Regionalbättern, zur Essener Mediengruppe Funke, ein Riesenkonzern. Auf dem denkmalgeschützten Barockschloß Friedrichswerth dagegen, bei Gotha im schönen Nesselal gelegen, ruhen die Polypenarme einer »Land Thüringen« genannten Geistergestalt, die man sich wohl als Geheimclub aus einigen regierenden Politikern und deren registrierenden Bürokraten vorstellen muß. Das geräumige Schloß mit der lebensgefährlichen Zwergbrücke steht seit Mitte der 1990er Jahre leer. Das sind inzwischen also 30 Jahre Luxus ... für das Volk dieses Bundeslandes. Der Geheimclub wartet auf den berichtigten, seinen Sponsoren genehmen »Investor«. 2014 werden als Preis für das Anwesen 900.000 Euro genannt. Das dürfte die Finanzkraft so mancher heimischen Flüchtlings- oder Pennergruppe deutlich übersteigen.

2010 baute ich das leerstehende Schloß in meinen Kurzroman *Konrätelust* ein, den ich inzwischen zurückgezogen habe. Ich quartierte anarchistisch gestimmte RepublikanerInnen darin ein. Die für mich notwendigen Angaben zur Schloßgeschichte verdankte ich damals einer Festschrift des Friedrichswerther Heimatvereins von 1996 und einer Führung durch das verrammelte Schloß, an der ich 2009 teilnehmen durfte. Nicht, daß meine RepublikanerInnen das Schloß für eine Augenweide gehalten hätten. Aber der große Nutzen machte den Mangel an Eleganz zehnmal wett. Das wuchtige, mit Speicher viergeschossige Gebäude besitzt Hufeisenform. Nimmt man von der Dorfstraße aus die Schloßgrabenbrücke vor der Öffnung des Hufeisens, steht man schon fast im Innenhof. Er wird von einem Mittelrisaliten mit Sandsteinskulpturen und schiefergedecktem Glockenturm beherrscht. Dieser vorspringende Gebäudeteil birgt das Treppenhaus und im Dachgeschoß ein langgestrecktes Turmzimmer für rauschende Feste. Aus den rückwärtigen Fenstern geht der Blick über den Schloßgarten bis zu einem Auwald. Das Dorf Friedrichswerth liegt am Fließchen Nesse. Der Winkel ist feucht.

Warum Herrscher Friedrich (um 1680) die Flußniederung an sein Herz geschlossen hatte, ist scheinbar nicht bekannt. Vielleicht hatte es ihm der Auwald mit den Pfiffen seiner

Pirole und Eisvögel und dem bezaubernden Kuckucksruf angetan. Vielleicht wollte er die Nähe der Sumpfschilf nicht missen. Sie besteht aus einem mit festen, grünen Ähren besetzten dreikantigen Halm, dessen Querschnitt einem gleichseitigen Dreieck sehr nahe kommt. Schließlich hatten sich gerade die barocken Bauherren für die Geometrie erwärmt, wie man auch aus Friedrichs rechteckigem Schloßgarten ersah. Ein Republikaner hatte diese Neigung nach der »Wende« und der Besetzung des Schlosses auch an einigen vergitterten Fenstern im Erdgeschoß des Nordflügels abgelesen – mit einer Neigung zum Zynismus. Schloß Friedrichswerth war von etwa 1850 bis 1923 als Amtsgericht genutzt worden. Dessen Arrestzellen waren dann den befremdlichen Pädagogen des DDR-Jugendwerkhofes gelegen gekommen. Zwischendurch hatten die Nazis das Schloß erstaunlicherweise keinen höheren Zwecken unterworfen. Sie belegten es mit Arbeitsdienstlern und »Wanderarbeitern«. Auch der schon 1921 gegründete Friedrichswerther Arbeitersportverein *Frei Heil* durfte es nutzen. In der Kapelle im Südflügel wurde außerdem eine »Entwesungsstation« eingerichtet. Darin beraubte man Polen, Tschechen, Serben und dergleichen nicht etwa ihres Wander- oder Fluchttriebes, vielmehr ihrer angeblichen Läuse. Diese Kapelle hatte es in sich. Der langgestreckte Saal ging über zwei Stockwerke. Im Obergeschoß hatte der feiste Herzog eine Loge, die er nach Belieben unbeobachtet betreten, verlassen – oder gar nicht erst aufsuchen konnte. »Vielleicht blieb er zur Gottesdienstzeit lieber im Bett, um beim Mokka ein paar Hinrichtungsurteile zu unterzeichnen«, hatte eine Republikanerin kommentiert. »Wogegen anzunehmen ist, daß der Gottesdienstbesuch der Bediensteten sehr genau kontrolliert wurde. Liege ich richtig, hätten wir also nicht nur einen Fall zweigeschossiger Räume, sondern auch von Doppelmoral, die ja über alle Epochen hinweg sehr beliebt ist.«

Im ganzen wirkte das Innere des Schlosses auf die damaligen Eindringlinge – die kurzerhand die rückwärtige Flügeltür aufgebrochen hatten – wenig einladend. Selbst außerhalb der Kapelle waren alle Räume riesenhoch, obwohl ihre Decken unter Tonnen von Stuckzierat ächzten. In den klobigen Granitkaminen hätte man locker jeden Tag eine »Hexe« verbrennen können. Die Fußböden, ursprünglich aus Sandstein gekachelt, zeigten ein fingerdick versiegeltes Parkett. Die thüringische Landesregierung behauptet, die üppigen Stuckdecken – oft mit lebensgroßen Figuren drin – besäßen einen hohen künstlerischen Rang und nur noch ein Gegenstück in den berühmten Arbeiten Simonettis im Schloß Zerbst. Die einzige Großtat während der Jugendbesserungszeit bestand darin, diese Stuckdecken – durch normale Unterdecken – abzuhängen. Durch diesen Sicht- und Kälteschutz blieben sie freilich auch erhalten – was der Landeskonservator wiederum einen Glücksfall nannte. Es gelang der Republik, ihn bei den Sezessionsverhandlungen auf

diesen Glücksfall festsunageln: man rang ihm die Erlaubnis ab, die DDR-Unterdecken beizubehalten. Damit war die Kunst zwar gerettet – aber die revolutionären Köpfe hatten nun all diese Wahrzeichen des Prahlens, der Vergeudung und der Ausbeutung nur in Gedanken über sich zu dulden.

Der »Jugendwerkhof« wurde sofort geschliffen. Die Zöglinge, die blieben, wußten manches Klagelied von ihm zu singen. Eingeliefert wurden damals 14- bis 18jährige, die vielleicht ihre Großmutter beklaut, Punkmusik gemacht oder hartnäckig den Unterricht in Historischem und Dialektischem Materialismus geschwänzt hatten. Sie kamen stets aus fremden DDR-Bezirken. Der Pädagoge des *Jugendwerkhofes Philipp Müller* brachte ihnen vor allem Zucht und Ordnung bei, also Unterwürfigkeit. Links lockte er mit einem Päckchen Zigaretten, rechts hielt er die Arrestzellentür auf. Den »Befreiern« des Schlosses kamen die ehemaligen Werkhofräume ziemlich schäbig und bedrückend vor, doch unser Pädagoge war nur dann widerwillig ins Schloß gegangen, wenn er Nachtwache schieben mußte. Das soll nicht heißen, der Jugendwerkhof sei ein Gefängnis gewesen. Wer wollte, konnte bei Nacht und Nebel das Gittertor an der nun baufälligen Brücke oder den Wassergraben überwinden – um wahrscheinlich einige Wochen später in Torgau zu landen, wo es den einzigen »geschlossenen« Jugendwerkhof der DDR gab, wenn ich mich nicht irre. Im Schloß Friedrichswerth wurden zur Hochzeit um 100 Jugendliche von 90 Mitarbeitern resozialisiert. Die wichtigsten Zuchtruten waren selbstverständlich Hammer & Sichel; es hieß malochen. Im Schloßgarten oder auf der Domäne (*Volkseigenes Gut*) waren immer preiswerte Bücklinge zu gebrauchen. Wer spurte, brachte es vielleicht zu einer Schmalspurausbildung als Gärtner, Fahrer, Schlosser. In jedem Fall war ständige »Politische Bildung« Pflicht.

Herzog Friedrich hätte die jungen Fronknechte natürlich ebenfalls eingespannt. Einmal auf die Flußniederung als Standort seines Lustschlosses versteift, kam er leider nicht umhin, zunächst unter beträchtlichem Aufwand einen Baugrund schaffen zu lassen. Nach meinen Unterlagen wurden 300 Eichenstämme in den Morast getrieben und mit Rosten versehen, um das Schloß am Schwanken oder Absacken zu hindern. Und wie bewerkstelligten das Friedrichs Fronknechte? Bei solchen Grundmauern muß es sich ja um Pfähle von Mülltonnendicke handeln. Mit Vorschlaghämmern von Kähnen aus bekommt man die wohl kaum eingeschlagen. Doch der neue Republikrat fand es nicht heraus. Er vermutete lediglich, man habe um 1680 bereits über einfache Ramm-Maschinen verfügt. Vielleicht sei ein sogenannter Rammbar nach dem Prinzip des Flaschenzuges hochgehievt und anschließend auf die Eichenpfähle losgelassen worden. Darauf lächelte Rätin Gabi süßlich. »Und wie hat man das Rammbargerüst am Schwanken und Absacken gehindert?

Indem man vorher Pfähle in den Morast trieb ..?« Phil war zunächst verdutzt. Dann zuckte er mit den Achseln: »Vielleicht benutzten sie Flöße.«

Trotz meiner bekannten fundamentalistischen Neigung will ich mir zur realen Nutzung des Schlosses einen Reformvorschlag abringen. Die *Thüringer Allgemeine* wird gekapert, geschrumpft und im Turmsaal des Schlosses untergebracht.* Von dort aus hat sie vornehmlich über die Zustände und Ereignisse im restlichen Schloß zu berichten. Von diesem sind inzwischen *sämtliche* Fenster vergittert worden. Hier sitzen nun die übelsten von den vielen überflüssigen Politikern und Bürokraten, die sich Thüringen vor und nach der »Wende« schon geleistet hat, Herrn Bodo Ramelow eingeschlossen. Die Insassen dürfen interne Talkshows veranstalten und in den Fluren joggen. Die Verpflegungskosten sind gering, weil man ihnen täglich drei von Alfred Bratts hochenergetischen *Maggie*-Würfeln durch die Gitter wirft. Hin und wieder dürfen die Insassen sogar im Schloßhof turnen oder im Wassergraben angeln. Die einsturzgefährdete Brücke ist gesperrt. Ja, mehr noch, das ganze Grundstück ist, wie heute üblich, videoüberwacht.

* Ich nehme stark an, der Titel der verlinkten *TA*-Meldung über die Brücke, nämlich »Aufbruch aus Dornröschenschlaf«, war wie so oft schöngefärbt. Im ganzen Internet ist auch Monate später (Juli 2025) kein Wort davon zu lesen, man habe sich jetzt entschlossen, das Barockschloß einer volksfreundlichen Verwendung zuzuführen.

Siehe auch → Nacht (Nester) → Polstern

Zeit (Beschleunigung)

Der U-Sänger aus Uruguay **Julio Sosa** (1926–64) ist ab 1949 in Buenos Aires tätig, wo er rasch zu Ruhm, Geld und dem Titel »El Barón del Tango« kommt. Was Wunder, wenn sich Sosa, bei seiner Männlichkeit, auch für Sportwagen begeistert und etliche Unfälle baut. Zuletzt, in den frühen Morgenstunden des 25. November 1964, rast er in der Avenida Figueroa Alcorta der argentinischen Hauptstadt mit einem *DKW Fissore* nach einem »wildem« Ausweichmanöver* gegen den Betonpfeiler einer Lichtsignalanlage, woran er, mit 38, am nächsten Tage stirbt. Von weiteren Personenschäden ist nichts zu lesen. Er allein genügte bereits, um Lateinamerika vorübergehend auf Tränen schwimmen zu lassen. Schließlich war die Angelegenheit, um einen Schlagertitel des Künstlers aufzu-

greifen, weder Leichtsinn, Schwermut, Größenwahn gewesen; vielmehr »Mala Suerte«, nämlich Pech.

Ich gebe zu, sie war auch ein Zeitproblem gewesen. Stars wie Sosa haben es beträchtlich eiliger als der gewöhnliche Sterbliche, weil sie ja auch viel mehr Geld verdienen müssen als der. Man kennt diesen Zusammenhang vielleicht: *Zeit ist Geld*. In grauer zähflüssiger Vorzeit war er allerdings unbekannt. *Homo erectus* hat seinen Faustkeil über eine Million Jahre hinweg nahezu unverändert hergestellt. Auch was unseren gedrungenen und behaarten Vetter aus dem Neandertal angeht, konnten die ForscherInnen für den beachtlichen Zeitraum von 20.000 Jahren keine erwähnenswerte Veränderung in der Werkzeugtechnik auffinden. Dasselbe gilt für die eiszeitlichen Bildwerke, die wir Kunst nennen. Sollten sie damals schon einen Mozart gehabt haben, hat er sicherlich nur Langsame Walzer auf seine Tontafeln geritzt.

∞ Verfaßt 2022

* Thomas Wirth / Stefan Warter, <https://www.octane-magazin.de/die-schoene-in-der-fremde/>, Magazin *Octane*, Nr. 13 (wohl von 2014)

Siehe auch → Fortschritt, Keine Zeit → Geld, Tauschland → Kosmologie, Saurier → Pferdesport, Steenken

Irgendwo hat *Brockhaus* den Ortsnamen **Zibelle** versteckt, inzwischen polnisch *Niwica*. Durch diesen verheißungsvoll klingenden Ortsnamen, auf den ich noch zurückkommen werde, stößt man wiederum auf den hochgeehrten Physiker und Chemiker **Walther Nernst** (1864–1941). Er hatte seinen Eintrag bereits in Band 15 des Lexikons. Danach war Nernst in Göttingen und Berlin Professor, entwickelte unter anderem eine »Theorie der elektrischen Nervenreizung«, was aber anscheinend mit gewissen Gasangriffen im Ersten Weltkrieg nichts zu tun hat, und gab sich nebenbei sogar »kosmologischen Überlegungen« hin. 1920 habe er den Nobelpreis für Chemie bekommen.

Brockhaus gönnt dem Ruhmvollen sogar ein Paßfoto. Vielleicht hat das ein verdeckter Antifaschist des Verlagshauses ausgewählt. Wir sehen Nernst mit Wangen wie aufgepumpte Ravioli, einem Walroßbart und üppig ausgedehnter Stirnglatze. Aber dafür konnte er ja womöglich nichts. Eine andere Sache sind die Taten. Während sich Hans-Georg Bartel in *NDB* 19 (1999) lediglich einen Satz zur militaristischen Neigung des Geheimen Regierungsrates abringen kann: er habe sich im Lauf des Ersten Weltkrieges »der Ballistik und Sprengstoffchemie« zugewandt, äußert sich *Wikipedia* unmißverständ-

lich wie folgt: >Während des Ersten Weltkriegs arbeitete Nernst mit großem persönlichen Engagement für das Militär und hatte Zugang zu Kaiser Wilhelm II. Er war maßgeblich am Gaskrieg beteiligt, vor allem als Entwickler von Geschossen und Geschützen. Dabei arbeitete er eng mit den Chemikern Carl Duisberg und Fritz Haber zusammen. Nach dem Krieg tauchte sein Name auf verschiedenen Kriegsverbrecher-Listen auf, er wurde aber letztlich nicht angeklagt.<

Nernst war Demokrat. Deshalb soll er sich den Nazis kurzerhand entzogen haben, war er doch sowieso schon pensionsreif und überdies schwerreich. Der 69jährige habe sich im Oktober 1933 emeritieren lassen. Hier kommt nun das Rittergut in der Lausitz ins Spiel, das der Nobelpreisträger bereits 1921 erworben hatte. Nun habe er sich um die Landwirtschaft und mit Vorliebe um seine Karpfenzucht mit zahlreichen Teichen gekümmert. Auch sei er gern auf die Jagd gegangen.

Niwica liegt östlich von Bad Muskau jenseits der Neiße im polnischen Randgebiet. Nernsts Anwesen war das ehemalige Rittergut in Oberzibelle. Der deutsche Ortsname wird gewöhnlich auf altslawisch *cebulja* = *Zwiebel* zurückgeführt. Vielleicht hatte Nernst in seinen Backetaschen also Zwiebeln versteckt, weil er sie sowieso selber anbaute. Das wäre kein Diebstahl gewesen. Eine andere Frage ist, ob man seinen Wohlstand und dessen zielstrebige Zusammenraffung als »demokratisch« auffassen sollte. Immerhin waren ja auch die slawischen, sorbischen oder polnischen Äcker und Herrenhäuser einst mit Absicht tüchtig »germanisiert« worden. Leider treibe ich im Internet keine Abbildungen des Nernstschen Alterssitzes auf. Möglicherweise ist er in bolschewistischen Nachkriegszeiten geschliffen worden. Vermutlich durfte Witwe Emma vorher das Tafelsilber einpacken und verschwinden.

Laut den Vertriebenen* hatte Nernst Emma Lohmeyer, Tochter eines Medizinprofessors, 1892 geheiratet. Es folgten drei Töchter und zwei Söhne. Diese kamen beide im Ersten Weltkrieg um, hoffentlich nicht durch vom Vater miterzeugte Waffen. Die Vertriebenen leugnen diesen Zusammenhang erstaunlicherweise keineswegs. Mit dem Nobelpreis seien jedoch die heftigsten Vorwürfe gegen den Militaristen Nernst verstummt. Nernst litt zunehmend am Entzug zweier Töchter, die wegen jüdischer Ehemänner wohlweislich im Ausland lebten. 1939 erlitt er einen Herzanfall – das wird aber nicht dem Überfall Polens angelastet. Zwei Jahre darauf sei der 77jährige gestorben. Die Witwe folgte ihm erst 1949 ins Grab.

∞ Verfaßt 2024

* Hans-Jürgen Kämpfert, <https://kulturstiftung.org/biographien/nernst-walther-herrmann>, Stand 2024

Ich vermute stark, allein in Deutschland haben wir etliche hundert **Ziegenberge**. Der Waltershäuser Ziegenberg, auf der Kuppe bewaldet und nur zur Stadtseite hin bebaut, ist 410 Meter hoch. Ich erklimme ihn, seit 2003, mehrmals jährlich, obwohl mir dabei noch nie ein Schwarzspecht zu Gehör oder Gesichte kam. Der wuchtige Vogel ist ein begabter, ja sogar bezaubernder Sänger. Alte Buchen hätte er hier. Aber er hat das Terrain dem Kolkraben überlassen, der eher wie ein Neufundländer bellt oder grollt.

Wie sich versteht, ist hier von Ziegen kein Zipfel mehr zu entdecken. Geht die Verarmungspolitik unserer neuen Gesundheitsregierungen so weiter, könnte sich das noch ändern. In meiner Jugend galt die Ziege als »Kuh des Kleinen Mannes«. Nicht selten wurde sie zugleich als dessen Wachhund geschätzt. Die Ziege braucht wenig Platz und ist genügsam. Wird sie nicht daran gehindert, kann sie allerdings unter Umständen ganze Landschaften kahlfressen, da sie Gräsern Kräuter und Laub vorzieht. Wiesensalbei und Trollblume wagt sie immerhin nicht anzutasten. Sie liefert wie die Kuh Fleisch, Leder, Käse, gibt aber mehr Milch als ein Schaf. Sie teilt sich ihre Weidegründe oder Ställe mit fast allem, was vier Beine oder zwei Flügel hat. Pferde sind bekanntlich Herdentiere. Droht Ihre Fuchsstute zu vereinsamen, müssen Sie ihr eine »Beistellziege« verordnen. Andja, die Ziege des alten Fischers Gorian, teilt sich ihren Stall mit fünf Hühnern. Allerdings wissen das Branko und *Die rote Zora* nicht, die dem Alten im Morgengrauen zwei Hühner stehlen. Kaum sind die Gickel in den Sack gestopft, fängt plötzlich eine Ziege an zu meckern! So bekommt Gorian den Diebstahl mit – nur hockt er leider gerade auf See in seinem Boot. Er ertappt Branko und Zora erst in der nächsten Nacht, als sie die beiden Hühner reumütig zurück zu schmuggeln gedenken! Die Kinder dürfen mit ins Boot, Thunfische jagen.

Ob Gorian seine gute Andja an Land als Last- und Zugtier einsetzte – wie seit altersher in aller Welt – teilt Romanautor Kurt Held nicht mit. Schon der Streitwagen des germanischen Donnergottes Thor wird von zwei Ziegenböcken gezogen. Einen benebelten Abglanz davon geben heute nur noch johlende Männer am sogenannten Vatertag, sieht man einmal vom touristischen Fahrgeschäft ab, das Zugtiere zu Affen herabwürdigt, auf daß sie mit dem Niveau der Fahrgäste Schritt halten können. Wo sie auch gröhlen oder tuscheln mögen, sie streifen jede Wette, wie schon angedeutet, einen *Ziegenberg*. Die hohe Wertschätzung, die Ziegen seit der Jungsteinzeit genießen, drückt sich ferner in zahlreichen Namen von Pflanzen (beispielsweise *Geißbart*), Tieren (der Vogel *Ziegenmelker*) und Ortschaften aus. *Ziegenhain*, ehemals Residenz- und Kreisstadt, liegt an einem Fluß meiner Kindheit, der mittel- und nordhessischen Schwalm. Die GestalterInnen des

Zieghainer Stadtwappens würde man heutzutage wegen Männer- und Russenfreundlichkeit kurzerhand auf den Scheiterhaufen: Das stilisierte kämpferische Wappentier sieht unter der Gürtellinie wie ein Hahn, über ihr wie ein Ziegenbock aus, und zu allem Überfluß schreitet es in den Strahlen eines roten Sternes.

Der schweizer Clown Marco Morelli hat ebenfalls ein Herz für Ziegen. Auf seiner Webseite erwähnt er einen alten Tessiner Bergbauern aus seiner Jugendzeit, den er beim »Metzgen« seiner alten Geiß beobachten konnte. Diese Ziege hatte dem Mann seit vielen Jahren Milch und Käse und etliche Zicklein beschert. Nun saß er hinter dem Stall auf einem Stein, fütterte das Tier mit Heu, liebte es, sprach mit ihm ... »Über eine halbe Stunde lang ging das Abschiednehmen, ruhig, zärtlich und friedlich. Dann hat er sie umarmt und mit dem Messer einen gekonnten Schnitt durch Halsschlagader und Kehle gemacht. Das ging alles so schnell wie bedächtig. Kein Knall, kein Zucken, kein Schrei; kein Männer-Helden-Gehabe. Klar hat der Bauer die Geiß gehalten, sehr innig sogar, und so ist sie ihm beim Ausbluten buchstäblich in den Armen 'ingeschlafen'. Das hat mir grossen Eindruck gemacht.«

Laut griechischer Mythologie wurde sogar ein Gott, nämlich Zeus, mit Ziegenmilch aufgezogen – die näheren Umstände sind umstritten. Die einen sagen, die Nymphe Amalthea habe ihm die Ziegenmilch verabreicht; für die anderen war Amalthea selber die Ziege, bot Baby Zeus also ihre Zitzen dar. Montaigne legt die zweite Leseart nahe, wenn er in seinen Essays (um 1600) erwähnt, in den Dörfern der Dordogne werde so manche Amme durch eine Ziege ersetzt. Die müssen da ziemlich großmäulige Säuglinge gehabt haben.

∞ Verfaßt um 2010

Die nordhessische Kleinstadt **Zierenberg** liegt westlich von Kassel unmittelbar an der Warme. Ich habe schon verschiedentlich vom Warmetal geschwärmt. Zierenberg war immer die größte Siedlung dort, konnte sich aber noch bis um 1965 stets unter 3.000 EinwohnerInnen halten. Derzeit sind es knapp 7.000. Man hat sogar ein Stadtarchiv. Vor inzwischen rund fünf Wochen erkundigte ich mich bei diesem nach einem tödlichen Unfall beim Bau eines Wasserhochbehälters um 1955. Stadtkirchenpfarrer Michael Hederich (1920–2018) half den »Familienvater« vermutlich bestatten, bringt es gleichwohl fertig, ihn ohne Namensangabe zu streifen. Hederich ist der Herausgeber und Hauptautor des Werkes *Zierenberg / in Geschichte und Gegenwart* von 1962. Das Stadtarchiv schickte mir

sogar postwendend eine automatische Eingangsbestätigung. Man werde die Anfrage »schnellstmöglich« bearbeiten. So sieht das heutzutage aus: Der Roboter reagiert in Sekundenschnelle – und damit hat die Behörde vermutlich ihre Schuldigkeit getan. Mir ist bislang keine Antwort zu Gesicht gekommen.

Das kann meine herzlichen Gefühle für das Städtchen nicht erschüttern. Ich bin auch früher schon wiederholt auf Zierenberg eingegangen, vor allem in mehreren Fallgeschichten um den Karlskirchener Kriminalkommissar *Düster*. Gleich in der ersten Geschichte (Kapitel 7) stellt sich die Lehrerin und Buchautorin Ilona Velberting aus Zierenberg in Stubenrauchs Antiquariat am Karlskirchener Amtsgericht ein. Sie wird Düsters Geliebte. In Kapitel 14 wandert er mit ihr zum Schloß Escheberg hinaus, das nicht weit von Zierenberg mitten im Wald liegt. Das Schloß kommt in Ilonas jüngstem Buch vor, das mit dem Satz beginnt: »Der Robin Hood des Warmetals war eine Frau.« In der zweiten Düster-Geschichte, Kapitel 3, wird einiges zum Zierenberger Ortsnamen gesagt. Und in der sechsten schließlich, Kapitel 2, findet sich sogar Hederichs Stadtgeschichte recht ausführlich vorgestellt, wenn auch nicht rundum in bestem Lichte. »Mückenschuster« Roth hat sie gerade bei Stubenrauch erworben – und Ilona kann sich vor allem zur Typografie und zum Stil des Werkes einige bissige Bemerkungen nicht verkneifen.

Das schließt sogar eine gewisse Beschränktheit des Stadtchronisten in politischer und philosophischer Hinsicht ein. Nun ja – was will man von »Laienhistorikern« (wie man mich einmal beschimpfte) schon Besseres erwarten ..? Was ich persönlich vor allem ärgerlich finde, daß Hederich nun dieses schön von Hügeln eingefriedete Städtchen von fast idealer Kleinheit vor der Nase hat, und zwar über viele Jahrhunderte hinweg, trotzdem aber nie mit nur einem Hauch andeutet, hier wäre es doch eigentlich naheliegend, sich von allen idiotischen Fürsten und Landräten zu lösen und mal ein eigenes, selbstverwaltetes, freiheitliches Ding aufzuziehen. Die frömmelnden, frühneuzeitlichen »Brüderschaften« innerhalb der Stadtmauern bieten in dieser Hinsicht wahrlich keinen trostreichen Ersatz.

Dennoch muß auch *Brockhaus* ein dickes Versäumnis angekreidet werden. Sein Eintrag umfaßt immerhin über 10 Zeilen – aber die einzige gedruckte Zierenberger Stadtgeschichte fehlt. Warum wird sie nicht angeführt? Das ist entweder ein schwaches Bild oder eine unverzeihliche Schlamperei. Schließlich verfügte die *Brockhaus*-Redaktion über einen riesigen Apparat, viele hundert MitarbeiterInnen eingeschlossen, dem Hederichs Arbeit unmöglich verborgen bleiben konnte.

Apropos. Im letzten Band (24) zählt *Brockhaus* zwar die ganzen wissenschaftlichen MitarbeiterInnen auf, doch keiner weiß, was diese Leute nun beigetragen haben und für was sie somit verantwortlich sind. Das bleibt Betriebsgeheimnis. Ergo sind diese Personen-

listen nicht mehr wert, als die unzähligen Doktor- und Professorentitel, von denen sie wimmeln. Wahrscheinlich liegt darin ihr Hauptzweck: Mittel der Einschüchterung zu sein und so kritische Nachfragen von vornherein zu unterbinden. Gewiß wäre es auch denkbar, kurzerhand »die Redaktion« für die Verantwortliche zu halten. Wie jedoch sollte das bei einem solchen Mammutwerk fruchtbar zu machen sein? Die Redaktion umfaßt ungefähr 90 Personen. Aber bei denen hat man auch nur die Namen – und folglich kann sie sich immer darauf zurückziehen: den Mist Soundso hat Frau Dr. Prof. Ziege gemacht, die leider schon verstorben ist.

Sehen wir einmal von der grundsätzlichen Fragwürdigkeit solcher riesigen Sammelarbeiten ab, wäre es immer noch das Mindeste, jeden Eintrag mit einem Kürzel zu versehen, das dann im letzten Band erläutert wird. Das hielt *Brockhaus* jedoch für überflüssig. Noch viel übler liegt die Angelegenheit natürlich bei der Mammut-Internet-Enzyklopädie *Wikipedia*, die nicht im Traum daran denkt, persönliche Verantwortlichkeit anzubieten. Das ginge schließlich gegen ihr haarsträubendes Konzept, das man nennen könnte: »Hier kann jeder mitmachen, also ist keiner verantwortlich.« Die Krönung der postmodernen Unverbindlichkeit. Die ideale Tarnung für die alten Hasen, die in diesem Verein die Strippen ziehen. Heinrich Hannover würde vielleicht auf den demokratischen Rechtsstaat setzen – aber nach allem, was ich beobachte, schießt unser Rechtsstaat den Leuten etwas, die sich inzwischen gegen *Wikipedia*-Verleumdungen zur wehren versuchen. Übrigens hat der Verein auch enormes Geld, soweit ich weiß. »Spendengeld«. Mit soviel Geld unterm Arsch kann man gelegentlichen Anpinklern getrost ins Auge blicken. Das galt selbstverständlich auch schon für *Brockhaus*.

∞ Verfaßt im Herbst 2024

Zwergrepubliken

Der nächste Porträtierte brachte es sogar zum Staatspräsidenten. Allerdings nur für 10 Tage. Wahrscheinlich hat *Brockhaus* ihn deshalb übergangen. Erst 25 Jahre alt, war der bulgarische Handwerker, Lehrer und Partisan **Nikola Karev** (1877–1905) im Jahr 1903 zum Präsidenten der *Republik Kruševo* ernannt worden. Ein Bildnis zeigt das Profil eines vollbärtigen Adlers, um das ihn sogar Größen wie Lenin oder Trotzki beneidet hätten. Genauer erblickte Karevs Republik am 2. August 1903 das Licht der Welt, nachdem 750 KämpferInnen im Rahmen des damaligen anti-osmanischen Aufstandes Kruševo, eine

Kleinstadt im Südosten Mazedoniens, »befreit« hatten. Am 13. August kehrten die Truppen des Sultans zurück, um der Posse ein Ende zu bereiten – vermutlich ein blutiges.

Als Kader der bulgarischen Sozialdemokratie hatte Karev ein sozialistisches und internationalistisches Programm verfochten, das sich dann auch im *Manifest von Kruševo* niederschlug. Im Rat der Republik saßen je 20 VertreterInnen der Bulgaren, Griechen und Rumänen. Wie sich versteht, hatte die Republik sofort gewichtige Ämter vergeben – Hristo Kjurchiev etwa wurde für die 10 Tage Außenminister. Präsident Karev konnte nach der Zertrümmerung der Republik Richtung Bulgarien entkommen. Wieder Partisanenführer, wurde er zwei Jahre darauf, inzwischen 27, unweit der mazedonischen Kleinstadt Rajčani im Gefecht von einer osmanischen Kugel tödlich getroffen. Zur Strafe für die Kurzlebigkeit der von ihm geführten Republik setzte man ihm in Kočani ein weißes, klotziges Denkmal, das wahrscheinlich schon zahlreiche Angriffe von sowjetischen Panzern überlebt hat.*

Gewiß wimmelt die Weltgeschichte von mehr oder weniger kurzlebigen Republiken oder Kommunen, sodaß sich Mazedonien nicht zu schämen braucht. Während die in Süddeutschland angestrebte Badische Republik im Sommer 1848 nie so recht auf die Beine kam, bestand die Pariser Kommune von 1871 für immerhin neun Wochen. Die Ungarische Räterepublik von 1919 hielt sogar gut vier Monate durch. Die verwandte Münchener Räterepublik brachte es dagegen, im selben Jahr, lediglich auf vier Wochen. Was Kruševo betrifft, wurde es im Herbst 1944 von der piemontischen Kleinstadt Alba (Norditalien) überflügelt, die für 23 Tage eine Republik sah. Dann kehrten die von den Deutschen unterstützten »Schwarzhemden« Mussolinis wieder.

Diese Posse wird kongenial von einem der damals beteiligten Partisanen, Beppe Finoglio, in seiner Erzählung *Die dreiundzwanzig Tage von Alba* geschildert. Einmarsch der Partisanen der Langhe: »Da hängte sich jemand ans Seil der Großen Glocke der Kathedrale, andere an die Seile der Glocken der anderen acht Kirchen von Alba, und es war, als würden Bronzesplinter über die Stadt herabregnen. Die Leute, unbeweglich oder im Gehen, zogen den Kopf zwischen die Schultern und wirkten wie Betrunkene oder wie jemand, der Angst hat, gekitzelt zu werden.« Der italienische Schriftsteller wurde trotz Demobilisierung nicht viel älter als Karev; er starb 1963 mit knapp 41 an Lungenkrebs.

∞ Verfaßt 2024

* https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Nikola_karev_kocani.JPG

Zwiespalt, Unruhe

Den Selbstmord des schwedischen Schriftstellers **Stig Dagerman** (1923–54) läßt *Brockhaus*, wie meist, im Dunkeln. Der junge Mann galt fast als Wunderkind. Lobt *Brockhaus* seinen Sammelband mit Reportagen *Deutscher Herbst*, erschienen 1947 aufgrund einer für *Expressen* unternommenen Reise durch das Nachkriegsdeutschland, als »originell« und »eindringlich«, kann ich kaum widersprechen, obwohl mir Dagermans Tonfall hin und wieder etwas zu naseweis vorkommt. Bekundet der Schwede Sympathie mit gewissen verbitterten deutschen Kommunisten, die der verpaßten Chance eines gewaltsamen, gesamtdeutschen Umsturzes gleich nach dem Krieg nachtrauern, bin ich sogar angenehm überrascht. Die westlichen, kapitalistischen Siegermächte hätten es wohlweislich unterlassen, einen »schützenden Kanonenring« um Deutschland zu legen, damit die Deutschen mit den verhaßten Braunen »selbst hätten abrechnen« können. Lieber isolierten sie die revolutionären Gruppen, die es überall gegeben habe, lese ich auf Seite 96.* »Die revolutionären Massen in den Konzentrationslagern wurden nicht auf einmal nach Hause entlassen, sondern in kleinen, ungefährlichen Gruppen, die Soldaten wurden in sehr kleinen Kontingenten freigelassen, und die Widerstandsgruppen in den Städten, die bereits vor Kriegsende mit einer oft strengen Entnazifizierung begonnen hatten, wurden von den Alliierten entwaffnet und durch die Spruchkammern ersetzt, die zulassen, daß sich Nazi-Staatsanwälte Bauernhöfe kaufen und daß antifaschistische Arbeiter verhungern.«

Dagerman war kein Gelehrter; er kam von unten. Seine Mutter, eine Telefonistin, verläßt ihn gleich nach der Geburt. Der Vater, ein Sprengmeister, gibt ihn zu den Großeltern, die einen ärmlichen Bauernhof betreiben. Mit 16 verliert Stig auch seinen Großvater, weil dieser von einem Geistesgestörten, wie es heißt, erstochen wird. Bald darauf erleidet seine Großmutter einen Schlaganfall. Mit 17 unternimmt Dagerman seinen ersten Selbstmordversuch, oder täuscht ihn jedenfalls vor. Auf dem Stockholmer Gymnasium gilt er als Tölpel vom Dorf. An den Wochenenden trägt er Zeitungen aus. Zwar gewinnt er in einem literarischen Schulwettbewerb eine Fahrt in die Berge, aber dort wird ein Freund und Zimmergenosse unter einer Lawine begraben. Nach der Schulzeit schlägt Dagerman die Laufbahn eines Journalisten und Erzählers ein. Er wird Gewerkschafter und regelmäßiger Mitarbeiter der anarchosyndikalistischen Tageszeitung *Arbetaren*. Hier begegnet er seiner ersten Ehefrau Annemarie Götze, die sich anscheinend im umgekehrten Verhältnis zum Anschwellen seines Ruhmes wieder von ihm absetzt. Mit 22 debütiert Dagerman (1945) mit seinem Roman *Die Schlange*, der die niederschmetternden Erfahrungen seines Militärdienstes verarbeitet. Dann nutzt er die Chance mit den erwähn-

ten Reportagen. Vom ermutigenden Echo getragen, folgen rasch mehrere Erzählwerke, gipfelnd in den Romanen *Gebranntes Kind* (1948) und *Schwedische Hochzeitsnacht* (1949).

Doch dann häufen sich die Schwierigkeiten. Dagerman kann nicht mit Geld umgehen; Schuldgefühle, Ängste und Zweifel, auch an sich selber, plagen ihn; seine Texte mißlingen; das unter Erfolgsdruck gesetzte »Wunderkind der schwedischen Nachkriegsliteratur« wird dick; auch Dagermans zweite Ehe mit der prominenten Theater- und Filmschauspielerin Anita Björk scheitert. Eine Zeitlang sucht er sich mit Kino, Pokerspiel, Autofahren zu betäuben. Da liegt ein Unfall sozusagen in der Luft. An einem Novembertag 1954 begnügt sich der 31jährige mit der Garage seiner Villa im Stockholmer Vorort Enebyberg: er erstickt sich mit Autoabgasen. Einige Quellen schließen aus der Tatortbeschreibung, Dagerman sei, wie schon bei etlichen früheren Anläufen zum Selbstmord, in letzter Sekunde zurückgeschreckt (»Fuß vom Gaspedal genommen«), nur diesmal vergeblich. Trifft das zu, wäre er wenigstens seiner Unschlüssigkeit treu geblieben. Eine Stiftung verleiht seit 1996 einen Literaturpreis, der Stig Dagermans Namen trägt. 2012 stirbt auch Björk – knapp 90 Jahre alt.

Andernorts führte ich schon einmal eine Bemerkung Dagermans über den Zweikampf an. Offenbar war ihm Alains Einsicht nicht fremd, der größte Feind eines Menschen sei dieser selber. »Ich habe keine Philosophie, in welcher ich mich bewegen könnte wie der Vogel in den Lüften und der Fisch im Wasser. Alles was ich besitze ist ein Zweikampf, und in jedem Augenblick meines Lebens tobt dieser Zweikampf zwischen den falschen Tröstungen, die bloß die Ohnmacht steigern und meine Verzweiflung vertiefen, und diesen echten Tröstungen, die mich hinführen zu einer flüchtigen Befreiung«, womit er wahrscheinlich Liebes- oder Schreibwonne im Auge hatte.** Das Trügerische an diesen Echtheiten führte ihn mit 31 in die Garage, wie wir gesehen haben. Ilja Ehrenburg hätte Dagermans Leiden am »Zweikampf« vermutlich verstanden. »Ohne überscharfe Sensibilität«, schreibt der Sowjetrusse in seinen Memoiren, »gibt es keinen Künstler – er mag Mitglied von zehn Verbänden sein. Damit gewöhnliche Wörter erregen, damit die Leinwand oder der Stein lebendig wird, muß Leidenschaft am Werk sein. Der Künstler verbrennt schneller: Er lebt für zwei. Denn außer seinem Schöpferum hat er ja noch sein verworrenes Leben – bestimmt nicht weniger als andere Menschen.« Der echte Künstler ist der vom Scheitel bis zur Fußsohle gespaltene Mensch. Er ist die unmögliche Verkörperung der Unruhe.

∞ Verfaßt 2024

* *Suhrkamp*-Ausgabe Ffm 1987

** Zitiert nach Webseite Beat Mazenauer, »Der untröstliche Glückssucher«, o. J., jetzt auf <https://archive.ph/1gXn>

Siehe auch → Sprache, Delijannis (daß)

• • • • •